P.O. germ. 1814 b

1/2

<366306517000014

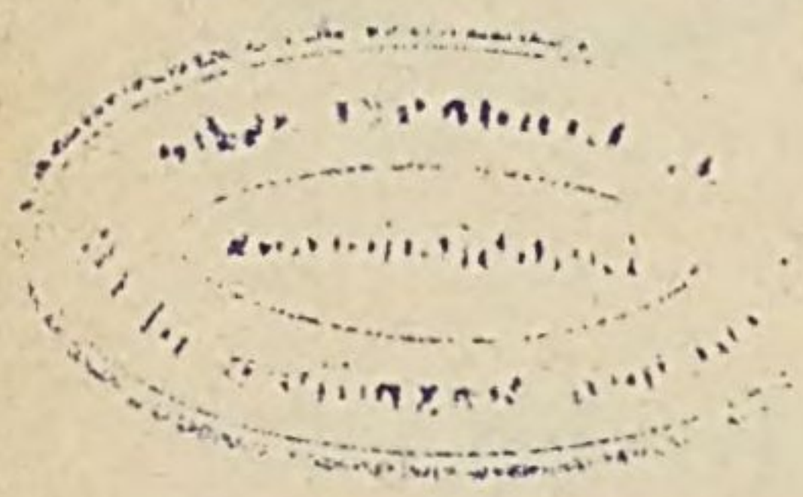
<366306517000014

Bayer. Staatsbibliothek

D - O. germ. 1814 b 1/2

Wambold.

4 b BG



Wambold.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

Landesbibliothek München Maximilian 91/16

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1889.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten und von der Verlagshandlung ertheilt.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Friedrich von Staufen, des Landgrafen Günstling, nahm zwar an Vergnügungen und Ausschweifungen seines fürstlichen Gönners regen Antheil, nicht aber an dessen politischen Plänen. Darum staunte er nicht wenig, den Landgrafen keineswegs zur Fehde gegen Wambold willig zu finden.

Die Rüstungen des evangelischen Bundes zum Kriege gegen den Kaiser, sowie zum gewaltsamen Umsturze der ganzen Reichsverfassung, waren nahezu vollendet. Jede Stadt und jeder Fürst der schmalkaldischen Einigung gebot über verhältnißmäßige Streitkräfte, die noch täglich verstärkt wurden. Zogen die Bündischen ihre Truppen zusammen, dann bildeten diese ein sehr starkes, wohlgerüstetes Heer, der kaiserlichen Macht weit überlegen. Die Verbindungen der Schmalkaldischen mit äußeren Reichsfeinden sicherten ihnen zugleich den Beistand der Franzosen, der

Dänen und Türken, so daß die Niederlage des Kaisers unzweifelhaft erschien. Bereits waren die Verhältnisse äußerst gespannt. Alles drängte zum Kriege.

Nebenbei unterließen die Verbündeten nicht, das Ansehen des Kaisers möglichst zu untergraben, das Reichsoberhaupt verächtlich zu machen. In seinem Bemühen, den Frieden zu erhalten, Deutschlands gänzliches Verderben abzuwehren und den unheilstiftenden Protestanten jede mögliche Forderung zu genehmigen, hatte Carl V. abermals einen Reichstag nach Worms berufen, die protestantischen Fürsten wiederholt und dringend dazu eingeladen. Aber nicht ein Einziger folgte der Einladung. Diese fortgesetzte planmäßige Verachtung des Kaisers, welche sich sogar bis auf die Streichung seines Namens in öffentlichen Kirchengebeten erstreckte, mußte von gefährlichen Folgen sein. Hielt das Volk die täglichen Rechtsverletzungen und straflosen Gewaltthätigkeiten im Reiche zusammen mit der öffentlichen Mißachtung der höchsten Autorität, so mußte es alles Vertrauen auf den Kaiser verlieren und an dessen gänzliche Ohnmacht glauben.

Carl V. war die Untergrabung seines Ansehens nicht unbekannt. In Worms gestand er dem Cardinal Farnese: „Bereits ist es dahin gekommen, daß weder mein

Name, noch der Name des Papstes in Deutschland einiges Gewicht mehr besitzt [1])."

Unter den protestantischen Fürsten gab es noch Einsichtsvolle, welche das revolutionäre Treiben des evangelischen Bundes tadelten und beklagten. „Das Reich kommt durch solche Leute und andere ihre Mithelfer in große Gefährlichkeit," schrieb der neugläubige Markgraf von Culmbach an Herzog Albrecht von Preußen. „Die kaiserliche Hoheit wird darunter verachtet und ihre Gewalt und Hand gesperrt, was doch hievor nie erhört ist. Der Kaiser hat sich, Gottlob, gegen das Reich deutscher Nation väterlich, friedlich und christlich erzeigt. Die Reichstage sind eine Zeit lang her so gestellt und verfaßt worden, wie es die Schmalkaldischen schier selbst gewollt. Es will aber kein Genüge dabei sein. Man hat es jüngst in Sachsenland gehört, wie unser weltliches, ordentliches Haupt, der römische Kaiser, von dem gemeinen Gebete ausgemustert worden. Und wir sollen dennoch evangelische Fürsten heißen? Ich besorge leider, wir spielen's in deutschen Landen jetzt so seltsam, daß sich der Kaiser und auch andere Nationen von uns wenden und die Hände waschen werden. Was wir dann für ein seltsam

---

1) M. J. Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. I, S. 24.

Regiment unter einander führen, wie lange es bestehen wird, und ob wir nicht bald dem Türken die Hände reichen müssen, das ist leider vor Augen[1])."

Anderseits gab es in den Gebieten der inneren Reichsfeinde nicht wenige unzufriedene Elemente, die beim Ausbruche der Empörung wider Kaiser und Reichsverfassung den Aufständischen selbst gefährlich werden konnten. Durch Luthers Evangelium zur Beraubung und Vergewaltigung der Kirche ermächtigt, beschränkten die evangelischen Fürsten keineswegs ihre gesetzlosen Gewaltthätigkeiten auf katholische Kreise, sie fingen bald an, ihre eigenen Unterthanen und Glaubensgenossen zu bedrücken, durch schwere Lasten zu quälen, durch stets wachsende Steuern auszusaugen. Wie sollten auch Gewalthaber, die alle Ordnung mit Füßen traten und an den heiligsten Gütern ihrer Zeitgenossen sich vergriffen, irgend ein Menschenrecht achten, sobald es ihren absolutistischen Gelüsten im Wege stand? Und nicht blos das gemeine Volk, auch der Adel wurde seiner Gerechtsame beraubt, zu schweren Lasten herangezogen. Die mittelalterlichen Freiheiten der Stände schwanden in dem Maße, als sich der fürstliche Absolutismus entwickelte. Daher Unzufriedenheit und Gährung,

---

1) Voigt, Albrecht Alcibiades, I, 107—108.

namentlich in Hessen und Kursachsen. Dem Scharfblicke Carls V. entgingen diese Umstände nicht, die er sogar für wichtig genug hielt, als ihm günstige Momente beim Kampfe gegen die Empörer zu betrachten. Kurz vor dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges schrieb er an seine Schwester Maria: „Der Unwille und die Unzufriedenheit in den Ländern Hessen und Sachsen ist groß, sowohl bei dem Adel, als bei den Unterthanen, weil diese Fürsten sie ausmergeln bis auf die Knochen und sie in ärgerer Knechtschaft halten, als je zuvor. Namentlich ist der Adel gegen sie ergrimmt[1])."

Aber auch der schlaue Landgraf erkannte die Nothwendigkeit, jeden Mißgriff zu vermeiden, der einen Brand im eigenen Lande zu entzünden drohte. Bei der allgemeinen Achtung für Wambold in adeligen Kreisen, galt es doppelte Vorsicht. Dem Zeitpunkte nahe, die Fahne der Empörung zu entfalten, durfte er keine Fehde gegen einen Mann erheben, der Einfluß und auch die Fähigkeiten besaß, den mißvergnügten Adel unter seinem Banner zu einem zweiten Ritterkriege gegen Hessen zu schaaren, nachdem bereits Franz von Sickingen, vor etwa dreißig Jahren, dieses Land an den Rand des Verderbens gebracht.

---

1) Weiß, Bd. IV, S. 513.

Als Friedrich von Staufen die Räume des landgräflichen Schlosses in Darmstadt durchschritt, begegneten ihm zwei Herren, in denen er Gesandte des Kurfürsten von Sachsen und des Herzogs von Würtemberg erkannte. Sie kamen gerade von einer Audienz beim Landgrafen, welchen Staufen in bester Laune fand. Philipps lange Gestalt bewegte sich erregt durch das Gemach, wobei er lebhaft mit den Händen focht, während in seinem von übermäßigem Weingenuß aufgedunsenen Gesichte triumphirendes Frohlocken sich malte. Beim Erscheinen Staufens, trat er diesem lachend und gestikulirend entgegen, augenscheinlich froh, dem Vertrauten gegenüber seine drängenden Gefühle aussprechen zu können.

„Willkommen Fritz!“ rief er. „Die Dinge nehmen einen prächtigen Verlauf. Schon liegt der Kaiser fast ohnmächtig am Boden, — kein Mensch achtet seiner Bitten und flehentlichen Vorstellungen. Bevor wir noch das Schwert gezogen, ist er in der öffentlichen Meinung schier ein todter Mann, ein Leichnam, den wir nächstens begraben werden. Ha — ha! Jetzt will er persönlich zum Reichstag kommen nach Worms, — hat abermals sämmtliche Bundesverwandten von Schmalkalden gar jämmerlich bittend eingeladen, — hilft aber nichts. Keiner kommt, — Keiner achtet des Flehens kaiserlicher Majestät, —

ha, — ha! Daneben sitzt ihm der Türke auf dem Nacken. Ein unermeßliches Heer des Sultans marschiert bereits auf Wien los, den König Ferdinand von Land und Leuten zu jagen, indeß wir seinen kaiserlichen Bruder nach Laufen schicken [1])."

Der Hesse klatschte in die Hände, schnalzte mit der Zunge und stieß ein wieherndes Gelächter aus.

„Das Kaiserlein ist hin, — die goldenen Aepfel der geistlichen Fürstenthümer fallen uns in den Schoos, — darin sind alle Bundesverwandten einig," fuhr er fort. „Weißt Du, was eben der kursächsische Vicekanzler Burkhart mir sagte? Ein sehr hübsches Wort! Er meinte: »Nach erfochtenem Siege ist nicht lange zu fragen, wie man sich gegen den Clerus und sein Besitzthum zu halten hat. Sintemal die Pfaffen allesammt Feinde des evangelischen Bundes, so mag Jedermann flugs zugreifen; wer etwas erwischt, der habe und behalte es wohl [2]).« — Sind das nicht köstliche Aussichten? Dem hessischen Löwen gefällt dermaßen das schöne mainzer Stiftsland, daß er

---

1) Bei Laufen hatte Landgraf Philipp die Truppen des deutschen Königs Ferdinand geschlagen, weßhalb er sich zu rühmen pflegte, er wolle auch den Kaiser nach Laufen schicken. Schmidt, Bd. I, S. 97.

2) Voigt, Moritz von Sachsen, S. 137.

es sammt dem Erzpfaffen aus lauter Liebe verschlingen wird, — ha, — ha! — — Hiebei soll's aber nicht sein Bewenden haben," fuhr er fort, mit stampfenden Tritten das Gemach durchmessend. „Kommen wir auf, liegt der Kaiser am Boden, dann dürfen die schmalkaldischen Bundesverwandten nicht rasten, bis alle römischen Pfaffen, die großen und die kleinen, ganz und gar aus der deutschen Nation vertrieben sind, — solches Vornehmen muß strengster Beschluß des evangelischen Bundes werden[1])."

Obwohl der freudig erregte Landgraf seinem Günstling folgenschwere Absichten und Beschlüsse enthüllte, zeigte Staufen hiefür kein Interesse. Da es keine Sache von höherer Wichtigkeit für ihn gab, als den Besitz Elisabeths von Froburg und die Befriedigung seiner Rache an Alfred von Wambold, so verwünschte er die politischen Ergüsse des Landgrafen. Letzterer mochte in des Junkers Zügen Ungeduld und Aerger gelesen haben; denn er trat dicht an ihn heran.

„Aber, Mensch, Du stehst da, wie ein Klotz, machst Augen, wie ein gestochener Bock, — hast auch für die Dinge im Reiche ebenso viel Verständniß, wie ein Klotz oder Bock," scherzte der wohlgelaunte Fürst. „Potz

---

1) Rommel, Urkundenbuch, S. 135.

Wetter, will mich hängen lassen, wenn Dir ein Haar der schönen Zauberin von Froburg nicht lieber ist, als die zweimalhunderttausend Kronen, welche Frankreich gestern in meinem Kriegsschatze niederlegte! Muß ein Blitzmädel sein, die Else! Weißt Du was, Fritz? Hast Du den Paradiesvogel glücklich im Käfig, dann machen wir einen Tausch. Ich gebe Dir meine zwei Weiber gegen schön Else, — ha, — ha[1])!"

Da Niemand besser die unersättliche Wollust des geistesrohen Fürsten kannte, als Staufen, so berührte ihn der Scherz unangenehm.

„Ein höchst unzeitiger Vorschlag, durchlauchtigster Herr! Vorläufig hat mein Werben so wenig Glück, wie mein Ritt nach Münster."

„Weiß schon Alles!" unterbrach ihn Philipp. „Der König des Odenwaldes kam Dir auf den Nacken, nahm den Juden beim Kragen und hieß den tapferen Geleitsmann Fritz heimwärts ziehen."

„Und dies sagt Eure Gnaden lachenden Mundes? Wollt Ihr etwa Euren Hofbeamten der Willkühr des Papisten Wambold preisgeben? Bald möchte der Jude am Galgen baumeln."

---

1) Bekanntlich besaß der Landgraf, mit Gutheißung der Reformatoren, zwei Frauen.

„Dann erfüllt sich an Lämmel das Wort der Schrift: Der Jude muß hängen!“ scherzte Philipp. „Was kann ich wider Bibel und Gottes Wort? Auch an Lämmel muß die Schrift in Erfüllung gehen, gleichwie an Mönchen, Platten, Pfaffen, Bischöfen und dem ganzen Geschwärm der römischen Sodoma, — nach Doktor Martin Luther zu reden. — Siehst Du, nicht einmal der Obermünzmeister am Galgen bringt mich außer Fassung! Wer so viel umgeht mit Reformatoren und Prädikanten, wie ich, Gottes evangelisches Rüstzeug, der kann Alles mit Bibelsprüchen rechtfertigen.“

Staufen begriff den Landgrafen heute nicht. Wohl kannte er dessen Unglauben und Spott gegen jedes religiöse Bekenntniß, aber seine Gleichgültigkeit gegen den erlittenen Schimpf verstand er nicht.

„Bin doch ein rechter Thor! Vermeinte, Eberhards Gewaltthat erfülle Euch mit Grimm, — weit gefehlt, — Eure Gnaden lacht dazu.“

„Hast Recht, Fritz, — bist ein Thor und ein Dummkopf dazu! Nach Deiner Weisheit habe ich weiter nichts zu thun, als einen Juden, der Rechtens den Galgen tausendmal verdiente, dem Galgen zu entreißen. Eine Fehde gegen Wambold,“ fuhr er mit ernster Miene fort, „bedeutet in diesem Augenblicke nichts Geringeres, als die

Gefährdung eines großen Planes, dessen Ausführung wir seit Jahren vorbereiten. Du kennst das hohe Ansehen des Barones unter seinen Standesgenossen, — kennst auch die knirschende Unzufriedenheit des gemeinen Adels. Eine Fehde mit Wambold würde zunächst die ganze Ritterschaft des Odenwaldes und Hessens, einige Getreuen ausgenommen, gegen mich unter die Waffen rufen. Wir hätten einen zweiten Ritterkrieg, gegen den jener erste, unter Sickingens Führung, nur ein Kinderspiel gewesen. Denn bei den gegenwärtig vorhandenen Gährungsstoffen in fast allen Landen, würde sich die Adelsempörung wider die Fürsten über das ganze Reich verbreiten. Unsinn wäre es, durch eine Fehde mit dem Könige des Odenwaldes solche Gefahren heraufzubeschwören."

„Demnach wollt Ihr den Obermünzmeister hängen lassen?"

„Was ich nicht ändern kann, muß ich geschehen lassen," antwortete Philipp. „Aufgeschoben ist jedoch nicht aufgehoben. Zur gelegenen Zeit werde ich den stolzen Baron abthun. Läßt er den Juden hängen, dann werde ich ihn zweimal hängen lassen, — nämlich ihn und seine ganze Sippschaft."

Staufen stand sinnend, während der Landgraf seine Gänge durch das Zimmer wieder aufnahm.

„Man könnte ja den Handel in solcher Weise führen, daß Eure Durchlaucht dem Spiele gänzlich fern bleibt," fing der Junker nach langer Pause wieder an. „Meiner Ehre würde Genüge und auch meiner Rache, — Lämmel würde nicht gehängt und der Landgraf würde eines der schönsten Gebiete mit den wildreichsten Forsten im Reiche gewinnen."

„Wirklich? Ei, — Du verstehst es, den Speck recht dick aufzustecken! Dem ewigen Jäger eines der wildreichsten Gebiete vor die Nase zu halten, — Donnerwetter, — da muß Nimrod anbeißen! — So laßt einmal hören, was Eure Staatsweisheit ausgeklügelt. Bisher fand ich meinen Fritz nur scharfsichtig im Erspähen von ausbündigen, erreichbaren Schönheiten, — versteht er es nun gar, den fetten Eber Wambold in meine Küche zu schlachten, dann geht Jäger Fritz noch über den weisen Salomon, der nur Frauenjäger gewesen."

„Eurer Durchlaucht Gunst und Gewogenheit zu verdienen, ehrt und beglückt mich," schmeichelte der Junker. „Mein Plan ist sehr einfach, natürlich und leicht ausführbar. — In Folge des erlittenen Schimpfes sagte ich dem Baron Fehde an. Wambold, der Junge, versetzte höhnisch: Wir sind eurer Ankunft stets gewärtig."

„Ah, — der goldhaarige Nebenbuhler, — ich verstehe!“ warf Philipp dazwischen.

„Erfülle ich nun meine Drohungen und nehme Rache für den Schimpf, so kann dies Keiner vom Adel schief deuten. Die Waffenknechte stehen in meinem Solde, kämpfen unter meiner Fahne für meine Ehre und Genugthuung, — der Landgraf hat mit dem Handel ganz und gar nichts zu schaffen. Zur Ausführung bedarf ich mindestens vierhundert tapferer Fußknechte; denn mit Reitern und Feldschlangen ist in jenem schluchtreichen Gebirgslande nichts auszurichten. Unversehens muß der Schlag geführt werden, — treffen muß er, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Darum nehmen die Söldner Zehrung auf drei Tage. Wir ziehen nächtlicherweile hier ab, liegen nirgends im Quartier, gönnen uns nur die nothwendigste Rast, rücken in Eilmärschen vor, und ehe noch die Kunde unser Nahen melden kann, sind wir schon dort. Wambold ist überrumpelt, kann seine Bauern zum Widerstande nicht zusammenschaaren und muß sich ergeben.“

„In der That höchst einfach!“ versetzte lachend der Fürst. „Nebenbei ist das Ganze keine Hexerei, sondern nur Geschwindigkeit. — Und woher nimmt Feldhauptmann Staufen die vierhundert tapfere Fußknechte?“

„Er nimmt die Schaar in Sold, welcher Tags zuvor der Landgraf den Abschied gegeben.“

„Ei, seht doch den Fuchs!“

„Ich bitte Eure Durchlaucht, meinen Feldzugsplan zu genehmigen. Sicher gelingt er. Ein längst gehegtes geheimes Gelüsten nach den benachbarten schönen Gefilden Wambolds, mit den wildreichen Forsten, kann befriedigt werden. Laßt mich die günstige Gelegenheit benützen, für Euch zu thun, was politische Nöthigungen dem Landgrafen zu thun verbieten.“

„Will's überlegen, — mit Ramburg darüber sprechen,“ erwiederte Philipp, einige Male sinnend das Gemach durchschreitend. „Muß gestehen, der Handel ist verlockend, — höchst verlockend! Mancher Putsch gelang schon, der nicht halb so klug eingefädelt gewesen. Außerdem gebieten Gottes Wort und lauteres Evangelium, im Odenwald den Gestank des Papstthums auszufegen. Wambold ist ein starrköpfiger Papist und der evangelische Bund verpflichtet, dem guten Christen und noch besseren Säufer Froburg wider seinen Unterdrücker Recht zu schaffen. — Gehe in die Trinkstube, werde gleich dort sein.“

Zweites Kapitel.

Wambold entging das dunkle Gewölk nicht, das sich am nördlichen Horizont gegen ihn zusammenballte. Unvorbereitet sollte ihn das Sturmwetter nicht überfallen.

Am nächsten Sonntage verkündete der Pfarrer von Wamboldheim der versammelten Gemeinde am Schlusse der Predigt: „Heute nach der Vesper kommen alle Mannen nach dem Uebungsanger, jedoch ohne Waffen.“

Die Verkündigung fiel auf, erregte fast Anstoß. Niemals wurden die Mannen von der Kanzel herab zum Anger berufen. Was hatte das Predigtamt gemein mit Waffenübungen? Welcher Zusammenhang bestand zwischen dem Anger und der Kirche? Feinfühlig und sehr empfindlich in religiösen Dingen, erschien den Gläubigen das Aufgebot fast wie Entweihung des Gotteshauses.

Nach dem Hochamte standen die Bauern auf dem gedehnten Kirchenplatz zusammen, die unerhörte Merkwürdigkeit erörternd.

„Was hat dies zu bedeuten? Was geht vor?“ Diese und ähnliche Fragen wurden nicht blos ausgesprochen, sie standen auf jedem Gesichte geschrieben. Doch Niemand wußte auf die Fragen bestimmte Antwort. Mancherlei Muthmaßungen tauchten auf, zuweilen recht seltsame, bis ein Mann, in röthlichem Vollbart, das Wort ergriff. Er hatte bisher jeder Aeußerung sich enthalten, aber desto aufmerksamer die fallenden Reden belauscht. Als er zu sprechen anhob und seine tiefe Stimme über den Platz klang, drängten die verschiedenen Gruppen heran, um den Rothbart einen weiten Kreis ziehend; denn Reinhard Grimmeisen, der Wappenschmied des Gaues, stand ob seiner Klugheit und ehrlichen Geradheit in hohem Ansehen. Alle Ringpanzer, Brustharnische, Stahlhauben, Spieße und Schwerter gingen aus seiner Schmiede hervor, wo seit Jahrhunderten die Grimmeisen ihr Gewerbe betrieben. Kenntnisse und Kunstgriffe bei Bearbeitung der Metalle erbten fort in der Familie. Die Grimmeisen verstanden es, Waffen zu schmieden von solcher Härte, daß niemals deren Schneide schartig wurde, Panzer und Stahlhauben den stärksten Hieben und Stößen widerstanden. Auch Wambolds schwere, undurchdringliche Kettenrüstung, von seinen Ahnen bereits zur Zeit der Kreuzzüge getragen, war eine Arbeit der Grimmeisen,

wie Reinhard aus der Zusammensetzung der Stahlringe und aus geheimen Merkzeichen erkannte. Da nur immer der Aelteste das väterliche Gewerbe ergriff und die übrigen Söhne dem Landbau sich widmeten, so vermehrten sich im Laufe der Zeit die Grimmeisen außerordentlich. Vom Grundherrn belehnt mit Land und Weide, saßen sie nicht blos im Dorfe Wamboldheim, sondern auch auf Weilern und Höfen, während der Erbe des alten Familiensitzes gleichsam als Häuptling der Sippe galt. Bei Scheingefechten auf dem Uebungsanger stand Reinhard an der Spitze von sieben und dreißig Mannen, die alle von der Wappenschmiede stammten. Was Ausrüstung und Uebung in den Waffen betraf, konnte sich die tapfere Schaar der Grimmeisen mit des Kaisers besten Landsknechten messen. Einige von ihnen hatten Wambold auf den Heerfahrten nach Italien und Afrika begleitet, und Eberhard war nicht wenig stolz auf seine Grimmeisen. — Alle diese Umstände gaben Reinhards Worten bedeutendes Gewicht in den Augen seiner Gaugenossen und schlichteten alle Bedenken, Vermuthungen und Anstöße, welche sich an die Verkündigung knüpften.

„Da hör' ich sagen," fing der Rothbart an, „Solches paßt nicht in die Kirche. Nur Gottes Wort soll man von der Kanzel hören, und was mit Gottes Wort zu-

sammenhängt, — Anderes nicht. Bin gleicher Meinung. Auch der Hochwürdige weiß recht gut, was in die Kirche gehört und was nicht. Hat er nun alle Mannen auf den Uebungsanger bestellt und dabei ausdrücklich gesagt, — ohne Waffen, so handelt es sich offenbar nicht um das Waffenwerk, sondern um Dinge, die unsere heilige Religion angehen. Das ist klar. Was es ist, weiß ich nicht. Wir werden es ja erfahren. Jedenfalls betrifft es etwas sehr Wichtiges, — das konnte Jeder aus dem Gesichte unseres Gnädigen ablesen. Ich hab' ihn beim Hochamt in seinem Betstuhl beobachtet. Mein Lebtag hab' ich den Baron so ernst und fast schwermüthig nicht gesehen. Mir dünkt, es ziehe irgend woher ein arges Wetter über unser Land. Darum erscheint alle auf dem Anger. Auch die Männer von Höfen und Weilern sollen nicht fehlen. Gegen Feinde und Gefahren müssen wir einhellig zusammen stehen bis zum letzten Mann."

Allseitiges Kopfnicken und Beifallsgemurmel. Der Ring löste sich. Die Bauern gingen heimwärts, nicht frohen Muthes und freudigen Herzens, wie sonst nach Predigt und Hochamt, sondern angeweht von bangen Ahnungen kommender Schicksalsschläge.

Etwa eine viertel Stunde vom Dorfe Wamboldheim entfernt, lag der Uebungsanger, eine weite, von Männer-

tritten zerstampfte Fläche. Am westlichen Ende des Angers, wo ein dunkler Föhrenwald den Berg emporstieg, erhob sich ein mächtiger Felsblock, der einmal von der Höhe zu Thal gestürzt sein mochte. Nach den Untersuchungen der gelehrten Mönche von Münster, hatte der Fels eine historische Bedeutung. Unbestreitbare Zeichen verkündeten, daß er ehedem ein Götzenaltar gewesen. Eingehauene Stufen führten zu einer von Menschenhand geebneten Fläche, wo noch die Rinnen sich befanden, das Blut der Schlachtopfer abfließen zu lassen. Die Forschungen der alterthumskundigen Mönche bestätigte der Volksmund; heute noch hieß jener Fels der „Opferstein". Sohin war es unzweifelhaft, daß sich hier die gräulichsten Handlungen des Götzendienstes vollzogen; denn bekanntlich opferten die Urdeutschen ihren Götzen nicht blos Thiere, sondern auch Menschen. Zahllose Opfer mochten hier unter dem Schlachtmesser der Götzenpriester verblutet haben, bis das Licht des Christenthums die schauerliche Nacht heidnischen Wahnes verscheuchte. In Thierfelle gekleidet, umringten ehedem die Bergbewohner den Riesenaltar, durch wilde Tänze, Methgenuß, ausschweifende Mahle und Menschenblut ihren Gott Odin zu ehren.

Auch heute schaarten sich die Mannen des Odenwaldes um den Opferstein, noch dieselben Hünen, wie zu Odins

Zeiten. Aber sie gingen nicht mehr in Bärenhäuten, sondern gar säuberlich gekleidet in grauwollene Wämse, rothen Brusttüchern, geziert mit silbernen Knöpfen, und in Beinkleidern von Hirschleder. Auch das lange, struppige Kopfhaar ihrer Väter, über dem Wirbel zu einem Busch zusammengebunden, war längst unter der christlichen Culturscheere gefallen. Alle trugen als Kopfbedeckung breitkrämpige Filzhüte. Der wilde Trotz der Barbarengesichter war gleichfalls verschwunden, durch den veredelnden Geist des Christenthums in sinnenden Ernst gewandelt. Insgesammt blickten sie erwartungsvoll zum Opferstein empor, wo ihr Häuptling stand, die herkulische Gestalt dehnend und sich rüstend, zur Ansprache an seine Grundholde. Oft schon hatte Wambold von dieser Stelle zu den Landsassen gesprochen, wenn es galt, über Ackerbau oder Viehzucht zu belehren, glückliche Fortschritte der Neuzeit gemeinnützig zu machen. Heute aber betraf es nicht den Landbau, kein Gegenstand friedlicher Arbeit führte den Baron hieher; denn wetterschwangeres Gewölk überschattete sein Gesicht, aus den flammenden Augen sprühte es, wie Kampf und Schlachtgetöse. Hinter ihm stand Alfred, einen langen Schaft in der Hand, dessen oberes Ende ein Futteral verhüllte, — ein Gegenstand der Neugierde für die Versammelten.

Als die letzten Nachzügler beim Opferstein angelangt, hob mit weithin schallender Stimme Herr Eberhard zu sprechen an.

„Meine liebwerthen Grundholde! Nicht umsonst habe ich euch von geweihter Stätte herab zum heutigen Thing berufen durch den Mund des Priesters; denn Gegenstand unserer Berathung bildet das Höchste des Menschen, nämlich unsere heilige Religion, unser ehrwürdiger Väterglauben. Ihr wißt, was dermalen vorgeht im Reiche. Allenthalben sind die Lutherischen oder Protestanten fleißig daran, unsere katholische Kirche abzubrechen. Damit die Arbeit besser gedeiht, haben die Protestanten unter einander ein Bündniß gemacht, welches sie den evangelischen Bund heißen. Selbiger Bund hat beschlossen, nicht zu ruhen, bis in allen deutschen Landen die katholische Kirche ausgerottet ist, alle Bischöfe, Mönche und Pfarrer verjagt sind und alle Deutschen Luthers Evangelium angenommen haben. Was ich euch da sage, sind zwar altbekannte Sachen, die ihr alle wißt. Manche von euch haben auch in Kurpfalz oder in Hessen die Arbeiten des evangelischen Bundes gesehen, als da sind, ausgeraubte Klöster, verbrannte oder geplünderte Kirchen, aufgehobene Stifte, zum Lutherthum gezwungene Gemeinden, ihrer Rechte, Freiheiten und Güter beraubte Bauernschaften,

die nicht protestantisch werden wollten, — und was dergleichen Tyranneien mehr sind. Glaubt aber ja nicht, daß es den Bündischen um das Evangelium zu thun ist; denn die Meisten von ihnen leben nicht wie Christen, sondern wie Heiden. Denkt nur an den gut lutherischen Landgrafen von Hessen mit seinen zwei lebendigen Weibern. Ihr Eifer für das neue Evangelium entspringt vielmehr der Habsucht und Raubgier. Es gelüstet sie nach katholischen Kirchengütern und dem Vermögen der Klöster. Auch unser gesegnetes Land gefällt den Bündischen gar wohl. Schon recken sie die Raubkrallen nach unserem Kloster. Nächstens werden die Waffenknechte des evangelischen Bundes unsere Marken überschreiten. Sie werden Münster ausplündern, die frommen Mönche vertreiben, unsere Kirchen berauben und verwüsten. Dann werden Ketzerprediger die Kanzeln besteigen, uns jenes Evangelium zu verkündigen, welches der abgefallene Mönch Luther für das ächte ausgiebt. Wer von uns nicht abtrünnig werden will dem heiligen Väterglauben, der wird mit Weib und Kindern von Haus und Hof gejagt. Es bleibt uns also die Wahl, von unserem katholischen Glauben abzufallen, oder in das Elend zu wandern."

Der Redner machte eine Pause, verschränkte die Arme vor der Brust und sah beobachtend auf die Bauern herab.

Diese standen unbeweglich, finster und trotzig, gleich den dunklen, stolzen Tannen im Hintergrunde. Wambolds Rede schien geringen oder keinen Eindruck hervorgebracht zu haben. Die angedeuteten Gefahren für Hab und Gut, die Gewaltthätigkeiten der Glaubensfeinde und die bedrohte Religion schienen wenig zu berühren. Aus der Haltung der Zuhörer würde jeder fremde Beobachter geschlossen haben, daß ein Wechsel des religiösen Bekenntnisses und der Herrschaft auf keine besonderen Schwierigkeiten stoße. Wambold hingegen kannte die Eigenart seiner Grundholde. Er sah die Starrheit in Blick und Mienen, die strammen, wie vom Krampf befallenen Gestalten, und wußte, daß alle dachten und fühlten, wie er selbst.

„Mannen, was ich eigentlich sagen wollte, das kommt jetzt!“ fing er wieder an. „Ich bin euer Grundherr, euer Schirmvogt und habe meine Verpflichtungen gegen euch, wie ihr Verpflichtungen gegen mich habt. Wie ich und mein Geschlecht seit Jahrhunderten den Verpflichtungen nachgekommen, darüber brauche ich nichts zu sagen. Ich denke, die Sassen der Mark Wamboldstein sind immer zufriedene, glückliche Menschen gewesen.“

Bei diesen Worten ging eine flüchtige, aber heftige Bewegung durch die Versammlung. Es war, als ob ein

elektrischer Schlag das Ganze erschüttere und in jedem Gesichte den gleichen Ausdruck hervorbringe. Die Starrheit der Mienen löste sich, die Augen flammten licht auf, der fest geschlossene Mund öffnete sich, wie zu brausenden Hochrufen. Dennoch unterbrach kein Laut die Stille. Aufmerksam und trotzig, wie zuvor, standen die Männer.

„Auch in den kommenden schweren Tagen werde ich in Pflichttreue beharren gegen Gott, gegen euch und gegen mich selbst," versicherte Wambold. „Unter keiner Bedingung werde ich meinem heiligen katholischen Glauben abtrünnig, — lieber den Tod!" rief er mit Begeisterung. „Euch aber zu schirmen wider die Raubknechte und Zwingherren des evangelischen Bundes vermag ich nur dann, wenn ihr eines Willens seid mit mir. Geschaart unter das Banner unseres Glaubens, können wir feindlicher Uebermacht widerstehen. Männer, die einmüthig streiten für Freiheit und Religion, fürchten keinen Feind. — Allein ihr seid nicht pflichtig, in einen solchen Kampf mir zu folgen, ich habe kein Recht, denselben euch zu gebieten. Niemals habe ich über Gebühr, wider die Satzungen eurer Freiheiten, ein Ansinnen an euch gestellt, werde es auch niemals thun. Seid ihr jedoch des festen Willens, auf Leben und Tod zu streiten für eure Religion, dann sagt es und ich werde euer Führer sein."

Er trat auf die Plattform des Felsens zurück, als wolle er seine Gestalt dem Anblicke der Grundholde entziehen, damit nicht seine Gegenwart deren freie Entscheidung beeinflusse.

Die Berathung der Bauern verlief sehr ruhig und dauerte nur wenige Minuten. Hie und da fielen kurze Worte, als Grimmeisen, der Rothbart, seine gedrungene Gestalt durch die Reihen schob, die Willensmeinungen zu erforschen. Mienenspiel, Blicke und Kopfnicken überzeugten ihn rasch von dem Entschlusse der Gesammtheit. Nur einmal fragte er einen Hofbauer, dessen Haltung ihm zweifelhaft, ob er für den alten oder für den neuen Glauben sei. Der aber schaute ihn zornig an, während Merkmale tiefster Kränkung auf seinem Gesicht erschienen.

„Was fällt Dir ein? Eher lasse ich in tausend Stücke mich reißen, als mich abdrängen von meiner Religion."

Der Rothbart fragte keinen Zweiten.

„Männer, sind wir allesammt einhellig?" rief er.

Ein allgemeines felsenfestes „Ja" war die Antwort.

„Ist's euch recht, dann bin ich vor dem Gnädigen euer Sprecher."

„Recht!"

Grimmeisen fuhr mit seiner gewaltigen Hand über das breite Gesicht und stieg die Staffeln des Opfersteines empor. Hochaufgerichtet, den Hut in der Hand, trat er vor den Grundherrn.

„Gnädiger Herr, auf Eure Frage an meine Gau=genossen bringe ich die Antwort!“ begann er mit lauter Stimme. „Wir sind einhellig des festen Willens, unsere heilige katholische Religion bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Unsere Religion hat uns immer gelehrt, wie man es anfangen muß, um als rechtschaffener Mensch glücklich leben und dereinst mit ruhi[illegible]issen sterben zu können. Dabei bleiben wir. [illegible]er evange=lische Bund die Ketzerei des ausge[illegible]nmönches Luther mit Gewalt aufdringen, [illegible] es einmal probiren. In der ganzen Mark ist nicht eine einzige Seele, die so dumm wäre, das Lügengespinnst eines ab=gehausten Mönches für das wahre Evangelium zu hal=ten, — oder so erbärmlich, von unserer heiligen Kirchen=mutter abzufallen. Auf dem Uebungsanger hat Eure Gnaden oft gemahnt und gesagt: Mannen, lernt fleißig das Waffenwerk, übt euch, tummelt euch weidlich, — es mag bald die Zeit kommen, wo nächst Gott die Waffen unsere einzigen Helfer und Retter sind. Die Zeit ist jetzt da. Herr Baron, Eure Grundholde danken Euch jetzt

viel tausend Mal, daß Ihr aus ihnen gute Landsknechte gemacht habt. Führet uns gegen den Feind, Ihr sollt sehen, wie Eure Mannen zu streiten und zu sterben wissen für Glauben, Recht und Freiheit."

Alle Köpfe um den Opferstein nickten beifällig, — sogar ein dumpfes Grollen wurde vernehmbar, das an den beginnenden Schlachtgesang der alten Deutschen erinnerte.

Wambold entließ den Sprecher mit kräftigem Handschlag und trat an seinen früheren Standpunkt.

„Tapfere M[illegible]d liebe Glaubensgenossen, herzliches Vergelts[illegible]ure Einhelligkeit, mannhaft zu streiten für [illegible]heit und Väterglauben!" rief er freudig. „Ihr [illegible] mit den Truglehren eines abgefallenen, meineidigen Augustiners ebenso wenig zu schaffen haben, wie mit jener schmachvollen Knechtschaft, die auf dem Boden des neuen Evangeliums gewachsen ist. Ihr wollt bleiben bei altverbrieften Rechten und Freiheiten, bei eurer liebevoll fürsorgenden Mutter, der katholischen Kirche, — dafür wollt ihr kämpfen bis in den Tod. Ich aber will euer Führer, und Gott wird mit uns sein. Und was wir gelobt haben in dieser Stunde, dazu wollen wir uns feierlich vor Gott verpflichten und binden durch einen heiligen Eid."

Er nahm den Schaft aus Alfreds Hand, entfernte die Hülle, und eine gelbliche Fahne, mit rothem Kreuze, wehte vor den Augen der Landsassen. Die Fahne hatte verschiedene Löcher, als seien Pfeile hindurch geflogen, sogar einen Riß, den ein Speerwurf verschulden mochte. Ursprünglich war der schwere Seidenstoff weiß, aber das hohe Alter hatte ihn gelblich angehaucht, während das byzantinische Kreuz den bluthrothen Farbenton bewahrte.

„Mannen, seht dieses Banner!“ rief der Baron. „Vor dreihundertundachtzig Jahren trug es mein Ahne Egilbert in Palästina, wo er unseren katholischen Glauben vertheidigte gegen die Saracenen. Damals haben die Anhänger des falschen Propheten Mahamed in Asien unsere Glaubensgenossen verfolgt, unterdrückt und beraubt, — heute verfolgen, unterdrücken und berauben die Anhänger eines ausgesprungenen Mönches und Irrlehrers im deutschen Reiche unsere Glaubensbrüder. Damals führte dieses Banner meinen Ahnen und seine tapferen Mannen in den Streit gegen die grimmvollen Feinde des Kreuzes, — jetzt soll uns dasselbe Banner in den Kampf führen gegen Abtrünnige vom Väterglauben, deren eifriges Trachten dahin geht, unsere heilige katholische Kirche im ganzen Reiche zu vernichten. Geschaart um das Kreuzesbanner, wollen wir mannhaft streiten gegen die Einbrecher in

unser Land, gegen die Feinde unserer Religion, unserer Rechte und Freiheit. Darum laßt uns einen feierlichen Eid schwören, unter diesem altehrwürdigen Banner zu siegen oder zu sterben für Glauben, Freiheit und Recht."

Hoch empor hielt er das Panier, zog den Hut vom Haupte und blickte himmelwärts. Wie ein anderer Egilbert, frei und groß, reckenhaft und kampfesmuthig, stand die Heldengestalt Wambolds auf dem Felsen. Mächtig ergriffen, schauten die Männer zu ihm auf, unwillkührlich ihre Häupter entblößend. Während Eberhard schweigend zum Himmel sah, kein Laut die tiefe Waldesstille unterbrach, ging ein geheimnißvolles Wehen und Rauschen durch die hohen Wipfel der Tannen, die Fahne regte sich und das Glaubenssymbol, das Kreuz, glühendroth im hervorbrechenden Sonnenglanze, mahnte seine Bekenner zu Kampf und Abwehr. So erschien der lebhaften Einbildungskraft der Bergbewohner das ehrwürdige Kreuzesbanner, wie ein Herold, der sie unter die Waffen rief. War auch den schlichten Männern das an Tollkühnheit streifende Wagniß verborgen, dem reißenden Zeitstrome sich entgegen zu stemmen, in ihrem Lande unversehrt zu erhalten, was im ganzen Reiche die wilde Brandung hinwegfraß, — immerhin erkannten alle die ungeheuere Schwierigkeit des Unternehmens, die höchst zweifelhaften

Erfolge der Nothwehr. Dennoch wankte und strauchelte Keiner auch nur einen Augenblick. Die außerordentliche Persönlichkeit Wambolds, der ihnen voranging auf der Bahn der Pflicht und Mannhaftigkeit, riß Jeden fort. Alle waren entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Und so bot das einsame Gebirgsthal im Odenwald ein Schauspiel, das einzig in der Geschichte jener tief gesunkenen Zeit steht. Heldensinn und Begeisterung einfacher Bauern für die edelsten Güter beschämten Lauheit, Entmuthigung oder Gleichgültigkeit jener Mächtigen und Würdenträger, die zum Schutze der Kirche und Reichsordnung berufen waren.

Wambold selbst erschien bewegt und erschüttert im Innersten. Im Gegensatz zum beschränkten Blick seiner Grundholde erkannte er die volle Tragweite und Gefährlichkeit des Unternehmens. Nach menschlicher Berechnung war der Kampf aussichtslos, die feindliche Uebermacht erdrückend. Er wußte, sein Pflichtbewußtsein fordere den Einsatz seines irdischen Glückes und Lebens. Dennoch schwankte er nicht in der Wahl zwischen Sein und Nichtsein. Lieber wollte er mit seinem ganzen [illegible]hte untergehen, als durch Verrath und Abfall vo[illegible] die irdische Existenz retten. Als er aber jet[illegible]m Begriffe stand, sich und die Bewohner des Landes durch

einen Schwur zu binden, da trat die ganze Furchtbarkeit der sicheren Vernichtung, gleichsam wie eine böse Versuchung zum Abfall, ihm vor Augen. Er sah den Abgrund offen, ihn und alle zu verschlingen, welche der gebietenden Tyrannei der Zeit entgegen traten. Flüchtig schwand ihm sogar der Leitstern seines bisherigen Lebens, der feste Glaube an die waltende Allmacht, es wurde völlig Nacht um ihn. Da drängten sich Kümmernisse und Schrecken seiner Seele zusammen in lautem Aufschrei zum Himmel.

„Allmächtiger Gott, blicke gnädig nieder auf Deine Getreuen!“ rief er, Hand und Blick himmelwärts gehoben. „Nur im Vertrauen auf Deinen göttlichen Beistand ziehen wir in den Kampf, zur Abwehr der Feinde unseres Glaubens. Heiliger, gerechter Gott,“ rief er in dringendem Flehen, „sei Du unser Helfer und Schirmer! Verleihe uns Sieg über die Widersacher unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt. Für Deine heilige Kirche streitend, o Herr, stellen wir uns in Deine allmächtige Hut. O heiliger Gott, — heiliger, starker Gott, auf Dich hoffen wir und können nicht zu Schanden werden ewiglich.“

Dieses Stoßgebet, mit bewegter Stimme zum Himmel gerufen, erschütterte sogar die nicht leicht erregbaren Sassen

der Mark. Die Lippen der Trotzigen bebten und manches Auge wurde feucht.

Auf Wambolds Wink erhoben alle die Rechte zum Schwur. Langsam und feierlich rief der Baron: — „Unter dieser Fahne für unsere Religion, für unsere Freiheit und Gerechtsame zu streiten bis in den Tod, schwören wir bei Gott, dem Allmächtigen!“

„Wir schwören!“

Der Schwur, von einigen hundert kräftigen Männerstimmen begeistert ausgerufen, rauschte durch den Forst, wiederhallte an den umliegenden Bergen und verklang in den Höhen, wie eine Gott geweihte Opfergabe.

„Mannen!“ hob der Freiherr wieder an. „Der Feind kommt vom Norden. Damit er uns nicht unversehens überfalle, wird auf dem Gipfel des Hirschberges vom Morgengrau bis zum Abend täglich eine Wache stehen. Von jener hohen Warte sieht man Bruchstücke der Landstraße meilenweit. Nahet der Feind, dann ruft euch von der Zinne unserer Burg und vom Thurme der Klosterkirche das Heerhorn zum Streite. Alsdann wappnet euch ohne Weile und schaaret euch bei der Dingstatt.“

Er grüßte die Grundholde, verließ den Opferstein und kehrte mit seinen beiden Söhnen nach Wamboldstein zurück.

Die Landsassen blieben am Platze. Unter dem Eindruck des Geschehenen, folgten ihre Blicke dem Häuptling. Unbeweglich, schweigend und stämmig, wie die Säulen des nahen Hochwaldes, standen sie da.

„Das war ein Anblick!“ unterbrach endlich eine Stimme das Schweigen. „Mein Lebtag seh' ich ihn auf dem Opferstein, — die Kreuzfahne in der Hand, — ein Feuerschein über seinem Gesicht, — Flammen in den Augen, — und dann ein Gebet zum Himmel rufen, so inbrünstig und rührlich, daß mir ein Schauer durch's Gebein lief. Männer, wir haben einen Schirmvogt, so fromm, so klug, so streitbar, wie's keinen Zweiten giebt in der Welt.“

Allgemeines Kopfnicken und Beifallsgemurmel.

„Mich packte ein rechter Zorn gegen die Lutherischen, die uns wollen zwingen zum Ketzerglauben,“ rief ein Anderer. „Unverschämt gewaltthätig ist solche Zumuthung, frech und niederträchtig. Sind wir denn Knechte der Lutherischen, die nach ihrer Pfeife tanzen und sich dem Teufel verschreiben müssen? Kommt nur, ihr Buben, ihr sollt Männer finden, die Leib und Leben lassen für ihre Religion!“

Sämmtliche Hände ballten sich, die Augen blitzten, Zornesgluth brannte auf den wetterharten Gesichtern.

„Laßt euch sagen, auf die Religion allein ist's gar nicht abgesehen, — das weiß ich!“ rief eine rauhe Stimme, die einem sieben Fuß hohen Riesen angehörte, gemeinhin „Goliath“ geheißen. Er übertraf an Weltläufigkeit alle Gaugenossen; denn sein Beruf, die Ergebnisse der blühenden Viehzucht auf den Markt zu bringen, führte ihn öfter im Laufe des Jahres nach entfernten Städten. So hatte er Gelegenheit, die Zeitbewegung kennen zu lernen, die kläglichen Erscheinungen des Umsturzes mit eigenen Augen zu schauen.

„Jeder Mensch von gesundem Verstand muß doch merken,“ fuhr Goliath fort, „daß in dem ganzen Wirrwarr noch etwas Anderes steckt, als die Religion. Närrisch wär's doch, vom alten Glauben abzufallen, weil ein gottloser Mönch in Sachsen, den heiß der Hafer gestochen und der heirathslustig aus der Kutte gesprungen, ein neues Evangelium erfunden haben will. Was ist denn so ein meineidiger Mönch gegen alle jene hochgelahrten, tugendsamen Männer, die seit fünfzehnhundert Jahren in der katholischen Kirche lebten und nach der katholischen Religion Heilige worden sind? Müßte Einer doch stockblind oder hirnverbrannt sein, die katholische Kirche zu verlassen, darin unzählbare fromme Menschen aufgewachsen, um einem abtrünnigen, eidvergessenen

Pfaffen nachzulaufen. — — Nein, so liegt der Handel nicht!“

Viele nickten beifällig. Andere erwarteten gespannt Fortsetzung und nähere Aufklärung. Goliath hingegen, der kein Freund langer Reden zu sein schien, verstummte plötzlich.

„Wie meinst, Wolfgang? Laß einmal hören!“ ermuthigte Grimmeisen, der Rothbart.

„Paßt auf, will euch sagen, was ich im Reich' draußen gesehen, gehört und gemerkt hab'!“ fing der Riese an, nachdem er unternehmend den Hut nach dem Nacken geschoben. „An Luthers Wagen ziehen drei mächtige Teufel, sie heißen Raubgier, Herrschsucht und Lüderlichkeit. Die Raubgierigen und die Herrschsüchtigen das sind die lutherischen Fürsten und Städte. An dem neuen Evangelium liegt ihnen gar nichts. Weil aber der Luther in die Welt hinausschreit: Greift zu in Klöstern, Stiften und Kirchen! — darum sind sie gut lutherisch; denn Luther deckt ihnen den Tisch, daran sie ihre Raubgier sättigen können.“

„Das klappt! Das stimmt!“ rief es um den Sprecher.

Als Goliath die Spannung und Wißbegierde seiner Umgebung gewahrte, wurde er lebhaft, sogar redselig.

„Der zweite Teufel an Luthers Wagen ist die Herrsch-

sucht," fuhr er fort. „Luther hat die Bauernschaft unter das Joch der Fürsten und Grundherren geschlagen, — aus freien Leuten hat er rechtslose Knechte gemacht und selbe den Mächtigen ausgeliefert. Darum sind herrschsüchtige Fürsten und Adelige dem neuen Evangelium hold. Der eidvergessene Mönch hat alle Rechte und Freibriefe der Bauern zerrissen und selbe als tolle Hunde und Dienstvieh der Herrschsucht preisgegeben. Männer, gedenkt euch noch der große Aufstand, Bauernkrieg geheißen? Heut' noch hab' ich den gedruckten Zettel daheim, welchen Luther dazumal hat ausgehen lassen. Darin sagt er: »Wer da kann, und wie er kann, soll unter die Bauern als unter tolle Hunde, stechen, hauen und würgen. Erbarme sich nur Niemand. Hohe Zeit ist's, daß sie erwürgt werden, wie tolle Hunde[1]).« — Beim Erwürgen und Todtschlagen blieb's aber nicht. Die Bauern wurden fortan von lutherischen Obrigkeiten als Hunde behandelt. Wenn ich durch Hessen fahre und die Jammerbilder der Bauern

---

1) Luthers Schrift: „Wider die mörderischen, räuberischen Bauern." — Später quälte Luther deßhalb schwere Gewissenspein. Er klagt: „Ich Martin Luther habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen; denn ich habe sie heißen todtschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich weise es auf unseren Herrn Gott, der hat mir das zu reden befohlen." Sämmtl. Werke, LIX, 284.

sehe, — wenn sie mir ein Lied singen von ihrer Ar=muth, ihrer Knechtschaft, ihrem Elend, dann blutet mir das Herz. Alle Rechte sind ihnen genommen. Waffen dürfen sie keine mehr tragen, weil sie keine freien deutschen Männer mehr sind, sondern Knechte ihrer Herren. An Wald und Weide, an Jagd und Wasser haben sie keinen Theil mehr, dagegen müssen sie frohnden ohne Entgeld, können nicht genug Schatzung zahlen und ringen für sich dem Boden kaum ab, ihr armseliges Leben durchzu=bringen. Fängt ein Bauer ein Reh, oder auch nur einen Hasen, so wird er gehauen, wie ein Hund. Thut er's wieder, dann verliert er die Ohren oder die Augen. Männer, ich sage euch, Freiherren, Könige und Kaiser sind wir gegen jene elendiglichen Bauern unter der Peitsche evangelischer Herrschsucht! Käme aber der Feind vom Norden, wie unser Baron gesagt hat, in's Land und würde unser Herr, — dann o wehe! Nicht blos mit unserer katholischen Religion wär's vorbei, sondern auch mit unseren Rechten und Freiheiten. Der zweite Teufel an Luthers Wagen würde Hunde aus uns machen, uns der Herrschsucht zum Fraße vorwerfen. Mir zwar kann Solches nicht passiren. Kommt der evangelische Bund in unser Land, zu rauben und zu herrschen, dann will ich so lange mit meiner Streitaxt in die Ketzer schlagen, bis

ich selber todt liege. Lieber sterben im wahren Glauben und in der Freiheit, als leben im Irrglauben und in der Knechtschaft."

„Jawohl, — ganz recht, — das wollen wir alle!" rief es aus jedem Munde.

„Paßt auf, — jetzt kommt der dritte Teufel an Luthers Wagen, — das ist die Lüderlichkeit!" hob Goliath wieder an. „Ihr könnt euch gar nicht denken, was in den Städten, weit draußen im Reich, für ein Mordspektakel ist mit der Lutherei. Wir in unseren stillen, friedsamen Bergen spüren gar nichts von dem Höllenlärm. Haben wir die Mastochsen verkauft und gehen von dem Markt in die Herberge, — kaum sitzen wir, da geht's schon los. Die verschmitzten Stadtleut' sehen uns gleich an, woher wir sind. — Guck, da sind wieder die fetten Papisten aus dem Odenwald! sagen sie. Darauf hebt ein Foppen und Sticheln an, daß man schier gar die Geduld verliert. Da denk' ich immer an den geduldigen Bruder Arnold, den auch die ärgsten Leibesschmerzen nicht aus der Geduld bringen können. Wir bleiben zwar den lutherischen Spottvögeln nichts schuldig, — das macht sie aber nur ärger. Sie rücken uns vor, wir seien Knechte des römischen Antichrist, müßten beichten, fasten, in die Messe gehen, Ablaß zahlen und gar die Gebote des Juden

Moses halten. Sie hingegen seien freie Leute. Der Gottesmann Luther habe sie erlöst aus der Zwingherrschaft des Papstes. Auch dürften sie die Bibel deuten nach ihrem Belieben. Jedermann könne sich seine Religion selber machen, wie es ihm Lust und Liebe einreden. Gute Werke brauche man keine zu thun, der Glaube allein mache selig. Der Gottesmann Luther habe gesagt, man könne des Tages tausendmal ehebrechen oder morden, wenn man nur glaube an die Verdienste Christi; dann könne das Himmelreich gar nicht fehlen. Ob solcher köstlichen Freiheiten seien sie der Zwingherrschaft des Papstes entlaufen, hätten jeglicher Werkheiligkeit den Abschied gegeben und seien gut lutherisch worden. — Halten wir ihnen vor, Gott habe doch gelehrt: Wer meine Gebote hält wird eingehen in das Himmelreich, — darum sei es handgreifliche Lüderlichkeit, Unzucht zu treiben und zu morden, — dann lachen sie uns aus und heben ein gotteslästerliches Geschrei an. — Kommt nun der evangelische Bund in unser Land und spielt allhier den Gebieter, dann ist's vorbei mit aller Ehrbarkeit und Frommheit. Die freche Lüderlichkeit geht schamlos einher, — am Ende ist's mit Zucht, Sittigkeit und Gottesdienst."

„Das erleben wir allesammt nicht!" rief es stürmisch.

„Sieg oder Tod!"

„Was, — wir sollen aus angesessenen Grundholden rechtslose Knechte eines lutherischen Zwingherrn werden? Das ist zum Lachen!“ rief ein Grimmiger. „Aber jetzt begreif' ich's, warum unser Baron gemahnt hat, wir sollen nicht blos streiten für unsere Religion, sondern auch für unsere Gerechtsame und Freiheiten. Das wollen wir! Die Ketzerbuben mögen herankommen, — unsere Spieße werden ihnen die drei Teufel schon austreiben.“

„Luthers Wagen wäre längst stecken geblieben, würde er von den drei Teufeln nicht gezogen,“ versicherte Grimmeisen. „Ein hübsches Gespann: Raubgier, Herrschsucht und Lüderlichkeit! — Wolfgang, wir danken Dir für das Licht, welches Du uns angezündet hast. Du bist der Größte und Stärkste aller Mannen in der Mark, darum sollst du im Streite unser Bannerträger sein.“

„Gilt, — gilt, — das soll er!“ riefen alle.

Ueber das Gesicht des Riesen glitt ein Lächeln der Befriedigung.

„Wenn's mich am D'reinschlagen nicht hindert, möcht' ich's schon,“ entgegnete er.

„Deine rechte Hand bleibt frei und reicht aus, alle Schädel der Bündischen einzuschlagen,“ versetzte der Rothbart. „Wehr und Waffe für den Tag stellt Dir meine Rüstkammer. Aus alten Zeiten hab' ich eine Kettenrüstung,

die mein Urahn schmiedete für den Schenk von Erbach, dem war sie aber zu theuer und mein Ahn zu stolz, einen geringeren Preis zu nehmen. So hängt sie wohl seit zweihundert Jahren am Kloben und wartet, bis ein Riesenmann sich wappnen will. Sie mißt sieben Fuß, paßt also gerade für Dich. Dazu erhältst Du ein schweres Streitbeil, vorn Schneide, hinten Hammer, ganz von Stahl, auch der Stiel, und dermaßen gehärtet, daß Du zehntausend hessische Blechhauben einschlagen kannst, ohne die Schneide schartig zu machen."

Aus Goliaths Augen flammte ~~Kampfeslust~~ Rauflust.

„Herrgott, — kämen doch recht bald die Hessen!" rief er.

Der Wunsch des Riesen ging wider Erwarten schnell in Erfüllung. Schon zogen die Feinde heran, so rasch und heimlich, daß nicht einmal der Ausluger auf hoher Warte sie erspähen konnte.

Drittes Kapitel.

Auf der Fensterbank der hochgelegenen Kammer zu Froburg saß nähend Frau Richmunde, ihr gegenüber Elisabeth. In der Stube hin und her ging Herr Christoph, heute vollständig nüchtern, weil ihn der zur Neige gehende Weinvorrath gebieterisch mahnte, Maß zu halten, bis Staufens Freigebigkeit die leeren Fässer wieder gefüllt. Sie besprachen gerade Lämmels Tod, dessen kläglichen Ausgang sie heute durch den streifenden Jock erfahren hatten.

„Das bricht ihm sicher den Hals!“ sagte Froburg. „Den Obermünzmeister des Landgrafen hängen zu lassen, — Wambold muß verrückt sein.“

„Das finde ich nicht,“ erwiederte Richmunde. „Wenn der Baron einen Dieb und Gotteslästerer hängen ließ, so that er nur wieder seine Schuldigkeit.“

„Ja, — ja, — Du bist immer von seiner Parthei!“ brummte Christoph. „Seine Schuldigkeit, — hm! Als ob Einer nicht gerade deßhalb verrückt sein könnte, weil er seine Schuldigkeit thut. Wäre der Baron bei gesun=der Vernunft, er hätte einsehen müssen, daß ihn seine Schuldigkeit um Leib und Leben bringen wird.“

„Wenn er nun dies erkannte und dennoch seines Amtes wartete?“

„Dann ist er eben verrückt.“

„Nein, — dann ist er ein Mann, dem Pflichttreue mehr gilt, als Leib und Leben.“

„Was dem Irrsinn so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen,“ behauptete Christoph. „Der Landgraf wird natürlich seinen Obermünzmeister blutig rächen, — mit Brand und Mord die Mark Wamboldstein heimsuchen, den Baron vielleicht an denselben Galgen hängen, daran der Jude starb. Philipp von Hessen versteht keinen Spaß, — ein gestrenger Mann! Wahrscheinlich hält er die Hinrichtung seines Kammerknechtes durch Wambolds Tod gar nicht für gesühnt, — er wird Eberhards ganzes Geschlecht austilgen und das schöne Land zu Hessen schlagen.“

Elisabeth erschrack so heftig, daß ihr die Nadel entfiel.

„Du bist immer ein falscher Prophet gewesen, wirst es auch diesmal sein," erwiederte Richmunde, als sie die Todesbläße auf dem Angesichte ihrer Tochter bemerkte.

„Um eines gehängten Diebes willen hebt der Landgraf keine Fehde an mit einem Mann, dessen kühne Tapferkeit und starke Macht bekannt genug sind."

„Die aber beide jenem Reichsfürsten gegenüber wenig bedeuten, der stets ein großes Heer schlagfertig hält," versetzte Froburg.

„Wir bekommen Gäste," unterbrach ihn Richmunde, zu Thal schauend.

Zwei Reiter bogen gerade um die Ecke des Waldes und trabten nach dem Dorfe Froburg. Der Eine war vollständig gewappnet. Seine Rüstung glänzte im Sonnenschein, und sein gewaltiger Helmbusch flatterte, wie ein wallender Schleier, hinter ihm her. Der Zweite schien wehrlos. Sein Helm blitzte am Sattelknopf, während das Haupt ein leichtes Barett bedeckte.

„Wer mögen die Beiden nur sein?" sagte Christoph.

„Der Eine ist Junker Staufen," erwiederte Elisabeth. „Seine schlaffe Haltung verräth ihn."

„Und der Gewappnete?"

„Ist mir unbekannt. Auch der Junker ist gewappnet, — ich sehe deutlich die Rüstung durch die Schlitzen

des Wamses schimmern," berichtete die scharfsehende Else.

„Dann trägt er sein leichtes Kettenhemd," erklärte Christoph. — „Was soll dies bedeuten? Staufen, der bequeme Staufen, zum Kampfe gerüstet, in Begleitung eines Gewappneten? Hm, — verstehe es nicht! — — Sollte etwa der Landgraf die erlittene Schmach durch Zweikampf sühnen wollen, der Gewappnete sein Kämpfer sein? Doch nein, — nein, — dabei käme für den Landgrafen nichts Glimpfliches heraus! Wird sich auch Keiner finden, der mit Eberhard, dem Bären, scharfe Lanzen brechen will."

Die beiden Reiter waren im Dorfe verschwunden. Froburg schritt grübelnd durch die Stube.

„Ah, — nun hab' ich's!" rief er, wobei Ueberraschung und wilde Freude über sein Gesicht glitten. „Das Heer des Landgrafen zieht auf der Landstraße gegen Wambold-stein. Staufen macht mit einem Freunde hieher einen Abstecher, uns Kunde zu bringen. So ist es, — kann gar nicht anders sein! — Nun, Frau Richmunde, bin ich ein falscher Prophet? Ist auch gar nichts zu prophezeien bei solchem Handel. Was selbstverständlich geschehen muß, wird gerade so kommen, wie es eben nach Fug und Recht zu kommen hat, — nicht anders."

„Du redeſt abſonderlich, lieber Chriſtoph! Die Handlungsweiſe des Barones war eine Nothwendigkeit der Pflicht, alſo mußte geſchehen, was geſchah. Die Rache des Landgrafen iſt keine Pflicht, ſohin auch keine Nothwendigkeit, weßhalb es nach Fug und Recht nicht ſo kommen muß, wie Du ſagſt.“

„Schon gut, — ſchon gut! Immer biſt Du auf Wambolds Seite, und Wambold hat immer Recht. Diesmal aber habe ich Recht, — werden's bald ſehen. — — Schon reiten ſie den Burgweg herauf. Ich gehe, mein Oberkleid zu wechſeln. Richmunde, — Elſe, ſorgt für Trunk und Imbiß im großen Gaſtzimmer!“

Eilig verſchwand er aus der Stube.

Richmunde gedachte ſorgenvoll der ſpärlich ausgeſtatteten Vorrathskammer und ging, die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen.

Von Schreckbildern und grauſigen Ahnungen geängſtigt, folgte ihr die Tochter.

Im Hofe ſprangen die beiden Reiter aus den Sätteln, in hochgeſpannter Erwartung von dem Burgherrn empfangen und freundlich willkommen geheißen. Der Fremde, ein ernſt blickender Mann, erwiederte knapp Froburgs Gruß.

„Ritter Hans von Dreiberg, Hauptmann im Regi-

ment des Obristen Ramburg," sagte vorstellend der Junker.

„Der Name des tapferen Hauptmannes der Landsknechte ist mir längs bekannt, — jetzt freut es mich, den edlen Herrn persönlich kennen zu lernen," erwiederte Christoph.

„Wie befindet sich die göttergleiche Elisabeth, meine liebste Braut?"

„Sehr wohl! Else wird es höchlich ergötzen, Euch wieder zu sehen," antwortete Froburg, keineswegs verlegen durch den Umstand, eine bewußte Unwahrheit ausgesprochen zu haben.

Sie stiegen nach dem Gastzimmer empor. Dreiberg hob den Helm vom Kopfe, und als er die schwarze Haube entfernte, welche unter dem Helm getragen wurde, erschien eine reich benarbte Stirne, Denkzeichen bestandener Kämpfe. Beim Ablegen der Rüstung leistete ihm Herr Christoph Knappendienste, wobei er nicht unterließ, die Vortrefflichkeit der venetianischen Wehr zu rühmen.

„Hat sie noch Keiner durchgehauen, wird's auch Keiner," versetzte kurz der einsilbige Mann.

„Mein leichtes nürnberger Kettenhemd thut die gleichen Dienste im Streite mit Wambolds Bauern," sagte Staufen, das dünne, fügsame Stahlgewebe vom Leibe streifend.

„Mit Wambolds Bauern?“ wiederholte Froburg.

„Wie möcht Ihr doch erstaunt sein über die natürlichste Sache von der Welt, Herr Christoph?“ erwiederte Staufen, sein kostbares Wams wieder anlegend. „Habt Ihr etwa gemeint, ich lasse den Schimpf ungerächt auf mir sitzen? — Morgen ist für den Baron dies irae, — ein Tag des Zornes und der Schrecken.“

„Ja, — wie denn? Wo sind die tapferen Mannen, den streitbaren Wambold zu bezwingen?“ forschte Christoph.

„Geduld, — sollt Alles erfahren, mein liebwerther Schwiegervater in spe! Vorerst laßt uns Hunger und Durst zum Schweigen bringen,“ sagte Staufen, am Tische Platz nehmend, den ein Diener mit Speisen und Getränken bestellte.

Elisabeth hatte durch ein Fenster ungesehen die Ankommenden beobachtet, Staufens Vorstellung gehört und erfahren, der Unbekannte sei Hauptmann der Landsknechte. Sollte ihr Vater das Richtige getroffen haben? Das Heer des Landgrafen bereits gegen Wamboldstein ziehen? — Namenlose Schrecken überkamen sie. Gefoltert von unerträglicher Ungewißheit, bis zur Betäubung geängstigt, folgte sie unwillkührlich dem Drang, die entsetzliche Wirklichkeit zu erforschen. Sie begab sich nach einem Seitengemach, welches mit dem Gastzimmer durch eine Thüre

in Verbindung stand. Dort vernahm sie jedes Wort der sehr laut geführten Unterhaltung, und was sie hörte, war schrecklich genug, die Lauschende mit Grauen zu erfüllen.

„Es gilt eine Ueberrumpelung," sagte Staufen. „Ueber Wambold und seine Papisten kommen wir unversehens, plötzlich und furchtbar, wie der Tag des jüngsten Gerichtes. »Wir sind eurer Ankunft stets gewärtig!« — hat der goldhaarige Junge gehöhnt. Ha, — ha, — will doch sehen, du frecher, grüner Fant, ob du meiner Ankunft gewärtig bist! Wahrscheinlich finden wir dich hinter dem Pfluge, oder beim Krautsetzen, — stirbst also, wie ein ächter Krautjunker."

„Ihr spannt mich auf die Folter," unterbrach ihn Christoph. „Nochmals, — wie soll, wie kann dies Alles geschehen?"

„Ganz einfach und natürlich, — hört! — — Fünfhundert Landsknechte, in meinem Solde, auserlesene, waffengeübte Gesellen, Kerntruppen des Regiments Ramburg, — um es kurz zu sagen, Leute des Hauptmanns Dreiberg, — jeder ein Held, — sind auf dem Marsche hieher. Heute Abend kommen sie von Weinheim, wo wir Nachtrast hielten. Kein Mensch weiß, wem ihre Heimsuchung gilt, — sie selber wissen es vorerst nicht, nur die Waibel wissen es. Um Mitternacht, wenn kein Licht-

schein ihr Nahen verräth, treffen sie hier ein. Morgen in der Frühe brechen wir auf, steigen über die Berge und erscheinen gerade zur Stunde auf der Wahlstatt, da Wambold und die übrigen Bauern zur Feldarbeit ausgezogen. Wir besetzen flugs die offene Burg, das Dorf und stoßen Alles nieder, was sich zur Wehr setzt. Läuft Wambold nicht davon, dann zahlt er mit dem Leben den verübten Schimpf. Der goldhaarige Alfred stirbt, wie ein Königssohn, wie Absalon, nämlich an seinen langen Haaren wird er aufgehängt und mit Lanzen durchbohrt, — dessen er ohne Zweifel nicht gewärtig ist."

Die Lauschende stieß einen verhaltenen Schrei hervor und preßte beide Hände auf das Herz.

„Dann geht es nach dem Kloster Münster, wo alle Mönche, die nicht todtgeschlagen wurden, ausgetrieben werden," fuhr Staufen fort. „Ist der Unrath des römischen Stalles gründlich ausgefegt, die Beutelust der Sieger gestillt, dann feiern wir Victoria bei vollen Schüsseln und Humpen."

Während Staufen, im Gefühle triumphirender Rache und befriedigter Eifersucht, Bericht erstattete, aß und trank der Hauptmann ruhig weiter, als gehe ihn die Sache nichts an. Froburg hingegen war so ganz Aufmerksamkeit und Verwunderung, daß er nicht einmal den Humpen zum Munde

führte, den er in der Hand hielt. Jetzt stellte er ihn gar nieder, ohne getrunken zu haben, — ein Fall, der sich bisher niemals im Leben des Säufers ereignete.

„Herrgott, — ein Meerwunder, — ein helles Mirakel!“ rief er. „Wambold wird so sicher mit seinen Bauern ausgehoben, wie eine Henne sammt den Küchlein zur Nachtzeit. Der stolze Baron muß daran glauben und sich begraben lassen, — was ihm Rechtens geschieht, — was er durch seine Gewaltthätigkeit an mir verdiente. Ein Meisterplan, wie noch keiner erdacht wurde, seit die Welt steht! Welcher kluge Kopf hat diese Grube für den Bären Eberhard ersonnen?“

Staufen tippte geschmeichelt seine Stirne.

„Ich verstehe, mich zu rächen,“ sagte er. „Ja, meine Rache ist gründlich und furchtbar!“

„Zugleich wird auch mir Genugthuung, und der Kirchenschatz kehrt in meinen Besitz zurück,“ versetzte Froburg.

„Selbstverständlich!“ erwiederte mit Gönnermiene der Junker. „Nebstdem möget Ihr von allen hübschen Sachen auf Wamboldstein nach Belieben Euch auswählen.“

„Nein!“ widersprach Dreiberg. „Unsere Satzungen müssen gehalten werden. Die Plünderung erstürmter Burgen ist ein Recht der Landsknechte. An die Beute

darf kein Anderer mit der Hand rühren. Meine Leute wissen allerdings nicht, wem der Span gilt, aber sie wissen, daß ein Freiherrnschloß und ein Kloster ihre Beute werden. Glaubt Ihr denn, Herr Friedrich, den Gewaltmarsch von Darmstadt herauf würden meine Leute ertragen und ausgeführt haben, ohne die Lockspeise ergiebiger Plünderung?"

„Ja, — aber der Kirchenschatz, welcher zu Wambold-stein liegt, gehört doch mir," wandte Christoph ein.

„Davon ist keine Rede," entgegnete Dreiberg. „Was Euch gehört, möget Ihr nehmen, — das heißt, wenn Ihr im rechten Augenblick zur Stelle seid, — wo nicht, dann stehe ich keineswegs gut dafür, daß auch der Kirchen-schatz nicht verschwindet."

„Ich werde zur Stelle sein und mein Recht behaupten," versicherte Christoph.

„Eine andere Frage!" hob mit gewichtiger Miene Dreiberg an. „Die Ueberrumpelung muß vollständig sein. Deßhalb dürfen wir nicht auf der Landstraße marschieren, weil unser Nahen erspäht würde und Wambold Zeit gewänne, sein Burgthor zu schließen. Ich kenne den Platz, — er ist sehr fest, ohne schweres Geschütz gar nicht zu nehmen. Wir müßten uns also mit Verheerung des Landes und mit der Ausplünderung und Zerstörung

des Klosters begnügen. Diese Halbheit muß vermieden werden, was leicht möglich ist. Vor Jahren war ich von dem Baron zur Jagd geladen. Damals lernte ich einen Weg kennen, der beständig über bewaldete Höhen und durch Thalgründe läuft, bis er schließlich ganz in der Nähe des Dorfes ausmündet. Besteht dieser Weg noch?“

„Gewiß, — Wambolдsweg geheißen, weil ihn Eberhards Großvater durch die Wälder hauen ließ, um gefällte Bäume abführen zu können,“ antwortete Froburg.

„Das Spiel ist gewonnen!“ sagte befriedigt der Hauptmann. „Auf dem Wambolдswege kommen wir unbemerkt heran. Sobald wir das freie Feld betreten, giebt es Sturmlauf nach der Burg, die wahrscheinlich ohne Schwertstreich in unsere Hände fällt.“

„Ha, — ha, wir fangen den Vogel im Nest! Wär's doch schon morgen, kann es kaum erwarten!“ wünschte der thatendurstige Ritter Christoph.

Mit athemloser Spannung war Elisabeth der Unterhaltung gefolgt. Als jetzt gleichgültige Dinge zur Sprache kamen, verließ sie geräuschlos das Seitengemach und begab sich nach ihrer Kammer. Dort sank sie, wie von Entsetzen überwältigt, auf einen Stuhl und starrte vor sich hin. Das schuldlose, edelsinnige Geschlecht Wambold sollte ~~meuchlerisch~~ überfallen und grausam vernichtet

werden. Mit ihm sollte das fromme Kloster Münster gleiches Loos theilen, die Landesbewohner der Willkühr und Raubsucht herzloser Soldknechte verfallen. Sie sah Alfred am Aste eines Baumes hängen, durchbohrt von Speeren und Lanzen. Mit leisem Aufschrei sprang sie empor, die Hände zum Himmel ringend. Sie weinte nicht und jammerte nicht, aber ein herzzerreißender Schmerz sprach aus ihrem marmorweißen Angesicht. Plötzlich durchzuckte ein Gedanke ihren Geist. Sie stand sinnend. Ihr Wesen nahm eine tiefernste, unternehmende Haltung an.

„Es muß sein!“ flüsterte sie. „Sollte ich's auch mit dem Leben bezahlen müssen.“

Ihrer Gewohnheit gemäß, alle Dinge von einiger Bedeutung der göttlichen Vorsehung zu empfehlen, kniete sie flüchtig vor dem Krucifix nieder, Blick und Hände flehend emporhebend.

„Allmächtiger Gott, sei mir Helfer und Führer! Lenke gnädig meine Schritte, zur Rettung Deiner Getreuen. Gerechter, barmherziger Gott, lasse nicht geschehen, daß edle Menschen, deren Frömmigkeit und Tugendsinn Du kennst, den Mordfäusten gewissenloser Bösewichte preisgegeben werden!“

Sie erhob sich, ruhig und entschlossen. Rasch ihr

Gewand ordnend, bedeckte sie das Haupt mit dem Barett und verließ unbeachtet die Burg. Einen möglichen Beobachter zu täuschen, betrat sie den Weg nach Sion. Kaum hatte sie jedoch das schirmende Gehölz erreicht, als sie vom Klosterweg abwich und in südlicher Richtung durch den Wald eilte, bis sie den Pfad gewann, der sie oft zur Mutter Hanfried geleitete. Wie von Schwingen getragen, flog sie dahin. Ihr Angesicht glühte, ihr Gewand rauschte und der Abend dämmerte, als sie bei dem einsamen Weiler anlangte.

Die Familie Hanfried hatte sich zum Abendessen niedergelassen. Zwei mächtige Schüsseln, mit stoffreicher Suppe gefüllt, bildeten gegenwärtig den einzigen Gegenstand lautloser Aufmerksamkeit für die Umsitzenden. Jedes Glied der Tafelrunde war mit einem Löffel bewaffnet, der langsam und bedächtig den Weg von der Schüssel zum Munde machte. Da hasteten leise Tritte über den Flur, und das Burgfräulein stand plötzlich in der Stube. Alle Löffel stellten ihre Thätigkeit ein, weit geöffnete Augen starrten Elisabeth an, wie eine überirdische Erscheinung.

„Gott grüße euch!“ unterbrach Elisabeth die Stille.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief jetzt die Ahne, aus ihrem Lehnstuhl sich erhebend. „Ach, — gnädiges Jungfräulein, es ist doch kein Unglück passirt?“

„Noch nicht! Aber es soll ein sehr großes Unglück geschehen, — der Feind will morgen einbrechen in euer Land.“

Die Großmutter, Hanfrieds Weib und deren Töchter schrieen laut auf.

„Stille, — macht keinen Lärm!“ gebot eine tiefe Stimme, und Hanfried, ein stämmiger Mann, erhob sich vom Tische. Auch seine drei Söhne, starke Bursche, verließen ihre Sitze. Sie traten vor Elisabeth, die sich auf einen Stuhl niedergelassen.

„Gnädiges Jungfräulein,“ hob der Bauer an, „darf ich fragen, wer sind die Feinde? Woher kommen sie? Wie viele sind es?“

Sie beantwortete kurz die gestellten Fragen und erhob sich.

„Ich wollte nur einige Augenblicke hier rasten und Eure Tochter Anna bitten, mich nach Wamboldstein zu begleiten. Der Baron muß ohne Weile von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt werden.“

„Das muß er freilich, gnädiges Jungfräulein!“ erwiederte mit lebhaftem Kopfnicken Hanfried. „Ganz ungeheuer wird ihn Eure Botschaft freuen und Euer Dienst, den Ihr ihm und dem ganzen Gau erweiset. Den weiten Weg sollt Ihr aber nicht gehen in die Nacht

hinein, sondern fahren. — Franz, spanne geschwind den Fuchs in's Wägelchen! — Ich selber fahre Euch. Jetzt aber seid nur ganz ruhig," fuhr er fort, ihre drängende Aengstlichkeit bemerkend. „Die Sach' hat eigentlich gar nicht viel zu bedeuten. Mit den fünfhundert Spitzbuben werden wir fertig. Gefährlich wär's jedoch gewesen, wenn uns die Kerle unversehens und jählings über den Hals gekommen wären. Die Mannen wären im Feld verzettelt gewesen, sie hätten sich zum Streiten nicht schaaren können und wären elendiglich erschlagen worden. Darum kann Euch auch nur Gott im Himmel die allergrößt' Wohlthat genugsam vergelten, die Ihr an uns gethan habt."

Die ruhige Sicherheit des Mannes wirkte ermuthigend auf die geängstigten Frauen.

„Unser wahrhaftiger Schutzengel seid Ihr, allerliebstes Jungfräulein!" sagte die Großmutter, Elisabeths Hand küssend. „Seid ganz ohne Furcht und Schreckniß," fuhr sie fort, das Beben der zarten Hand fühlend. „Die Sach' hat nicht viel zu bedeuten, — wie mein Hanfried sagt, und was er sagt, ist immer das Rechte. Also habt nur keine Angst. Ihr seid über Berg und Thal gelaufen, müßt darum erschöpft sein und bedürft der Labsal."

„Ich kann nichts essen, Großmutter! Nur eine Tasse süße Milch, wenn ich bitten darf."

Diensteifrig verschwand die Ahne.

Die drei Bursche standen in lebhafter Unterhaltung am Fenster. Elisabeth hörte, wie Einer sagte: „Die lutherischen Raubmörder sollen diesmal recht schlimm anlaufen. Keiner von ihnen kommt lebendig aus unseren Bergen. Alle zusammen erschlagen wir sie, die Mordbuben.“

Elisabeth schauerte zusammen.

Hanfried hatte seinen besten Kittel angelegt und kehrte jetzt in die Stube zurück.

„Habt Sorg' beim Füttern auf das Rindvieh, während ich fort bin, — vergeßt auch das Fohlen nicht,“ gebot er seinen Söhnen mit einer Ruhe, als habe nur ein unbedeutender Umstand den geregelten Lauf des Tagewerkes unterbrochen. „Greift in die Tränk', ob sie nicht zu heiß ist für Kühe und Rinder, — die Maid sind darin immer zu leichtsinnig. — — Ein Bauer kann nicht achtsam genug sein,“ wandte er sich an das Burgfräulein. „Kleinigkeiten und winzige Versäumnisse richten oft großes Unheil an. Und was wir durch Fleiß, und harte Arbeit erringen, und was uns Gott gesegnet hat, das soll hergelaufenes Raubgesindel uns nicht verderben. Ja, — morgen haben wir einen schönen Tag, — freue mich ordentlich darauf! Mannhaft wollen wir streiten raufen

für unsere heilige Religion, für unsere Gerechtsame und Freiheiten."

Elisabeth staunte. Der Mann redete fast, wie ein kampfbegeisterter Ritter. Ihrem Scharfblick entging nicht der leitende, unterrichtende Einfluß Wambolds auf seine Grundholde.

In kurzen Absätzen hatte sie das Milchgefäß bis zur Neige geleert.

„Vergelt's Gott, Großmutter!" dankte sie, fangreiche Tasse zurückgebend. „Die köstliche Milch mich erquickt."

„Gott segne Euch den Trunk, allerliebstes Ki sprach in großmütterlichem Schmeichelton die Ahne.

Das Wägelchen fuhr vor die Hausthüre. Von Hanfrieds Arm mehr gehoben, als gestützt, bestieg Elisabeth das Gefährt. Der Pferdelenker setzte sich neben sie in den Wagensessel, knallte mit der Peitsche und das leichte Fuhrwerk sauste über die Straße gen Wamboldstein.

Viertes Kapitel.

Nach alt hergebrachter Sitte wurde in der Familie Wambold jeder Tag mit erbaulicher Lesung geschlossen. Alfred stand vor einem Drehpult, darauf ein dicker Foliband lag, beleuchtet von zwei Kerzen. Aus der Heiligenlegende las er das Leben und Wirken des berühmten Thomas Becket, Erzbischofs von Canterbury, welcher im Kampfe für die Freiheit der Kirche den Martyrertod erlitten.

Herr Eberhard saß im Hintergrunde, aufmerksam dem Berichte folgend, ihm zur Seite Benno, den gleicherweise Kühnheit und Tapferkeit des streitbaren Prälaten in hohem Grade fesselten. Frau Hedwig verband das Erbauliche mit dem Nützlichen. Ihr Sitz stand im hellen Kerzenschein, emsig führte ihre kundige Hand die Nadel, während sie mit großer Aufmerksamkeit dem Vorleser zuhörte. Ihr gegenüber saß die sechszehnjährige Emma, geziert

mit Alfreds goldigem Haar, und ihr feines Mädchengesicht enthielt zugleich die gutmüthigen Züge des Bruders.

Der schlichte Erzähler der Thomaslegende verstand es, in warmer, packender Weise das Wirken und heilige Leben Beckets darzustellen. Besonderes Gewicht legte er auf den Muth des Erzbischofs, Freiheit und Rechte der Kirche, gegenüber dem gewaltthätigen und herrschsüchtigen Könige von England, Heinrich II., zu vertheidigen. Der König forderte die Abschaffung der Appellationen nach Rom, seine oberste Gerichtsbarkeit über alle Geistlichen, Heimfall der Einkünfte erledigter Bisthümer in seine Kasse, nebst anderen Dingen, welche seine Herrschgier befriedigten, die Kirchenfreiheit vernichteten und die Stiftung Christi zur gefügigen Staatsanstalt erniedrigten. Die Drohungen des königlichen Tyrannen schüchterten die meisten Bischöfe ein. Sie unterwarfen sich und wurden aus treuen, pflichtbewußten Dienern Gottes gehorsame Knechte des Königs. Erzbischof Thomas hingegen hielt es für seine Pflicht, der unheilvollen, dem Geiste Christi widersprechenden Verstaatlichung der Kirche entgegenzutreten. Er zeigte dem Könige die Unmöglichkeit der Annahme seiner Forderungen, ohne die Stiftung Gottes zu verderben, und ihre von Christus gestellte Aufgabe unlösbar zu machen. Heinrich II. beharrte jedoch auf seinem Willen. Als der

Gottesstreiter Thomas nicht abließ, die angestrebte Verstaatlichung der Kirche pflichtgemäß zu verhindern, ließ ihn der Tyrann am Altare ermorden.

Die Legende hatte auf die Zuhörer lebhafte Eindrücke hervorgebracht. Alle bewunderten die Selbstlosigkeit, den Heldenmuth und die Begeisterung des heiligen Bischofs Thomas für die Freiheit der Kirche.

„Hätten wir doch nur im Reiche einen solchen Bischof!“ sprach seufzend der Baron. „Der heilige Thomas hat die Kirchenfreiheit in England gerettet, gleichsam erkauft mit seinem Blute, für sich selber die ewige Glorie des Himmels erstritten; denn Gott liebt nichts mehr, als die Freiheit seiner Kirche, wie der heilige Kirchenlehrer Augustinus schreibt. — — Ja, wo Opfermuth und Pflichttreue walten, da ist Gottes helfender Arm. Wo aber Lauheit, Untreue und Pflichtvergessenheit, da ist keine Hilfe von oben.“

Der alte Curd trat ein.

„Herr Baron, ein Edelfräulein wünscht Eure Gnaden zu sprechen.“

Alle sahen überrascht auf den Diener, nicht wenig befremdet, ob der seltsamen Meldung.

„Du mußt falsch gehört haben,“ sagte der Burgherr. „Wie sollte ein Edelfräulein um diese Stunde nach Wamboldstein kommen?“

„Doch nicht, Gnaden, hab' mich nicht verhört! Ein leibhaftiges Edelfräulein, — Elsbeth von Froburg geheißen."

Alfred schnellte empor und sah in fieberhafter Spannung auf den Vater, während sein Gesicht von glühender Röthe und ebenso schnell von Bläße bedeckt wurde.

„Führe das gnädige Fräulein nach dem blauen Zimmer," gebot Wambold.

Alfred folgte dem Diener auf dem Fuße.

„Emma, sorge für Beleuchtung des blauen Zimmers," sagte Frau Hedwig, mit einem besorgten Blick auf den Gatten. „Mein Gott, welche Vorgänge, welche drohende Gefahren mögen das Fräulein bestimmen, zu dieser Stunde herüber zu kommen!"

„Beunruhige Dich nicht, liebe Hedwig! Ungewöhnliches mag allerdings geschehen sein, oder bevorstehen, — Du aber sei unter allen Umständen mein gottvertrauendes, starkes Weib."

Er ging nach dem blauen Zimmer, wo die Kerzen von zwei vierarmigen silbernen Leuchtern Tageshelle verbreiteten. Kaum hatte er den prunkvollen Raum betreten, als Elisabeth erschien, hinter ihr Alfred.

Die Hochschätzung der Mutter, für den vielbesprochenen Baron war auf die Tochter übergegangen. Seit

Jahren erzählte Frau Richmunde so viele edle Züge Wambolds, nannte ihn Vater der Armen, Helfer der Bedrängten, Schirmer der Schwachen, pries ihn als Zierde des ganzen Adels, so daß Elisabeths Bewunderung für den Gerühmten gleichsam anerzogen war. Sie hatte ihn niemals gesehen, und blickte jetzt mit kindlicher Verehrung zu ihm auf.

Obschon erwartungsvoll und nicht ohne Besorgniß, in Folge des ganz außerordentlichen Besuches, überraschte den Burgherrn dennoch die seltene Schönheit und jungfräuliche Anmuth Elisabeths. Mit natürlicher Grazie erwiederte sie Wambolds tiefe Verbeugung, der sie nach einer mit Polstern belegten Bank geleitete. Für sich rückte er einen kunstvoll geschnitzten Stuhl in achtungsvolle Entfernung von der Sitzenden, während Alfred zur Seite stand.

„Ihr ahnet wohl, Herr Baron," hob sie etwas schüchtern an, „daß mich nur Dinge von höchster Wichtigkeit zwingen durften, gegen die Regeln des Anstandes zu verstoßen, Eure Abendruhe zu stören und Schritte zu thun, welche meinem Geschlechte nicht ziemen."

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, keine Entschuldigung!" unterbrach er sie. „Eure Frau Mutter hat mir dermaßen Lobesames von Euch erzählt, daß ich hocherfreut bin,

zugleich den Schutzgeist der Klosterfrauen Sions persönlich kennen zu lernen. Der Beweggrund Eures gegenwärtigen Besuches ist wahrscheinlich der Anmarsch feindlicher Schaaren."

„Wie Ihr sagt," erwiederte sie und begann, umständlich zu berichten. Hiebei war es für sie überaus tröstlich, zu bemerken, daß Wambold nicht die mindeste Bangigkeit verrieth. Auch die Kunde von den fünfhundert tapferen Landsknechten, von denen jeder ein Held, störte nicht seine ruhige, sichere Haltung. Bei der Wiederholung von Staufens racheschnaubender Rede, stockte sie plötzlich, sah auf Alfred, und Thränen stürzten aus ihren Augen hervor. Während der Jüngling heftig erschrack, erkannte Wambold sofort, daß sich Elisabeths Zartsinn über maßloße Aeußerungen Staufens entsetzte.

„Laßt Euch nicht schrecken durch das Gerede eines hohlen Schwätzers," sprach väterlich der Baron. „Ich bitte, fahret gleichmüthig fort in Eurem Berichte, der für mich in allen Theilen von großer Wichtigkeit ist."

„Staufen hat gesagt," brachte sie mit schwer verhaltenem Schluchzen hervor, „Alfred müsse sterben, wie ein Königssohn, — wie Absalon. Er werde ihn an seinen langen Haaren an einen Baum hängen und mit Lanzen durchbohren lassen."

„Allerdings der Ausfluß eines namenlos boshaften Gemüthes!“ sprach Wambold im Tone der Entrüstung. „Bei allem Blutdurst wird es jedoch der Feigling nicht wagen, auch nur ein Haar meines Sohnes zu krümmen.“

Merkwürdigerweise versetzte die Aussicht, gehängt und durchbohrt zu werden, den jungen Mann in das größte Entzücken; denn Elisabeths Schrecken und Thränen hatten ihm verrathen, was sie für ihn fühle. Strahlend von Glück stand er da, die Augen unverwandt auf die Erzählerin gerichtet, ohne auch nur ein weiteres Wort zu hören, — dermaßen überwältigend wirkte auf ihn die Entdeckung.

„Edles Fräulein,“ sprach Wambold, nachdem sie zum Schlusse gekommen, „Ihr habt uns und der ganzen Mark den unschätzbarsten Dienst geleistet. Dafür danke ich Euch und bin Euer Schuldner immerdar. Der schlau gesponnene Anschlag, der pötzliche Ueberfall, mußten gefährlich werden. Ohne Eure Rettungsbotschaft würde namenloses Unglück geschehen sein. Nun aber wird gerade jener Waldweg, der zur Ueberrumpelung dienen sollte, den Feinden zum Verderben. Augenscheinlich seid Ihr ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Der Umstand, sowie das Bewußtsein, schuldlosen, um ihres katholischen Glaubens willen angefeindeten Menschen Rettung gebracht zu haben,

wird Euch ebenso beglücken, wie meine Versicherung Euch zu beruhigen, daß Eure Freunde und Glaubensgenossen mit Gottes Hilfe siegen werden. — Gestattet nun, adeligstes Fräulein, daß ich Euch meine Familie vorstelle."

Er nahm ihren Arm und geleitete sie nach dem Gesellschaftszimmer, wo inzwischen Frau Hedwig mit ihren Kindern in großer Unruhe und Besorgniß harrten.

„Liebe Hausfrau," sprach der eintretende Baron, „hier bringe ich Dir Jungfräulein Elisabeth von Froburg, unseren Schutzengel," — und er wiederholte in gedrängter Kürze die vernommene Botschaft.

Hedwig umarmte tief bewegt die Retterin und sprach Worte des Dankes.

„Benno, mein Zweitgeborener!" fuhr Wambold in der Vorstellung fort.

Der Jüngling trat heran, bog das Knie und küßte Elisabeths Hand.

„Meine einzige Tochter Emma!"

Die Vorgestellte, trotz ihrer sechszehn Jahre, noch ein Kind, hatte bisher das fremde Fräulein mit staunender Neugierde betrachtet und für dasselbe, nach Kindes Art, eine rasche Zuneigung gefaßt. In liebenswürdiger Einfalt umschlang sie jetzt Elisabeth und küßte sie.

„Ich habe noch zwei kleine Knaben, die bereits in

den Armen des Schlafes ruhen," sagte Herr Eberhard. „Ihr werdet sie morgen kennen lernen und gewiß lieb gewinnen."

„Dank für Eure gütige Aufmerksamkeit, Herr Baron! Meines Bleibens ist aber nicht hier. Man wird mich im Kloster Sion suchen, weßhalb ich heute noch dorthin zurückkehren möchte."

„Solches Vorhaben stellt an Eure Kräfte übertriebene Forderungen und dürfte Eurem Wohlbefinden schaden. Deßhalb gestattet, daß ich jetzt Vaterstelle an Euch vertrete und sage: Mein theures Kind, Du bleibst in Wamboldstein!" sprach Herr Eberhard mit väterlicher Herzlichkeit. „Ihr habt so hohe Verdienste um uns erworben, seid uns dermaßen unschätzbar geworden, daß wir Euch hüten, wie ein Kleinod, — selbst gegen Euren Willen jede Schädigung Eures Wohles von Euch abwehren. Darum schenkt uns das Glück Eurer Gegenwart, und denkt erst nach einigen Tagen an die Heimkehr."

„Der Macht solcher Rede zu widerstehen, ist unmöglich, ohne undankbar und eigensinnig zu erscheinen," erwiederte sie.

„Eine ebenso feine, wie kluge Antwort, für die wir herzlich danken," versetzte mit gutmüthigem Lächeln der Baron. „Für heute überlasse ich Euch der mütterlichen

Fürsorge meiner Gattin, sowie der Zärtlichkeit unserer Emma, die eine ältere Schwester in Euch ehren und lieben wird."

Nach achtungsvoller Verbeugung verließ er mit seinen beiden Söhnen das Zimmer.

Hedwig trat Elisabeth näher und blickte sie liebevoll an, wobei Letzterer die andrängende Besorgniß und Bangigkeit der Burgfrau nicht entgingen. Diese beherrschte jedoch ihre Gemüthsbewegung und sprach keine Sylbe über den bevorstehenden blutigen Kampf, dessen Gefahren Gatte und Söhne theilten.

„Nun laßt mich auf Eure Pflege bedacht sein, liebwerthe Elisabeth! Keine Einwendung, — ich bitte! Wer einen mehrstündigen Weg zurücklegte, bedarf nothwendig körperlicher Erfrischung."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Emma war dicht an Elisabeths Seite getreten, welche jetzt die außerordentliche Aehnlichkeit der Schwester mit Alfred gewahrte, ein Umstand, der, in Verbindung mit Emmas unschuldigem Wesen, sie lebhaft zu dem hochgewachsenen Kinde hinzog. Beide faßten sich an den Händen und ließen sich auf einer Bank nieder.

„Ich kenne Euch schon lange, Fräulein Else!" fing die kindliche Baronesse zu plaudern an. „Mein Bruder

Alfred erzählte mir oftmals von Euch, und ich konnte ihm nicht genug zuhören, weil er gar so hübsche Dinge über Euch zu melden wußte. Jetzt bin ich recht glücklich, Euch persönlich kennen zu lernen, gar neben Euch in trauter Nähe zu sitzen. Ihr habt gehört, wie mein Vater gesagt hat, ich solle Euch lieben, gleich einer Schwester, — niemals stellte mir der Vater eine anziehendere Aufgabe. Wie glücklich bin ich doch jetzt, eine Schwester zu haben, der ich von ganzem Herzen zugethan bin!"

Sie schmiegte sich enger an, streichelte liebkosend Elisabeths Hand und blickte sie zärtlich an.

Das Burgfräulein berührten Emmas reizende Einfalt und schlichte Herzlichkeit überaus wohlthuend. Selbst natürlich und wahr im Empfinden, erkannte sie das arglose, gemüthstiefe Wesen des jungen Mädchens und freute sich des gefundenen Schatzes. Flüchtig den Arm über Emmas Schulter legend, drückte sie einen Kuß auf deren Stirn, welcher sofort erwiedert wurde.

„Eure Gunst und Minne beglücken mich, traute Emma! Unsäglich wäre mein Entzücken ob Eurer Freundschaft, würden nicht gewitterschwere Wolken über uns hängen."

„Seid nur deßhalb ohne Furcht! Auch finstere Wetterwolken gehorchen Gott, der ja unser Vater ist," beruhigte Emma, deren kindliche Züge, beim Wechsel feierlichen

Ernstes, allerliebst erschienen. „Und dann," fuhr sie mit höchst wichtiger Miene fort, „dürft Ihr nicht vergessen, daß mein Vater, meine Brüder und alle Mannen für Gott streiten unter dem Kreuzesbanner. Wisset, eher fällt die Sonne vom Himmel, als daß Gott seine getreuen Knechte verläßt, die für ihn kämpfen."

Diese Worte erinnerten Elisabeth an eine ähnliche Aeußerung des Barones, welche ihr unverständlich war. Von solcher Seite hatte sie niemals die Sache betrachtet, immer nur Staufens Rache im Auge.

„Ich hielt die vermeinte Beleidigung Staufens für den einzigen Anlaß zur Fehde," sagte sie. „In seinem Solde stehen die Landsknechte, und er ist ergrimmt über den Schimpf, den seine Geleitsfahne erlitten."

„Ja, — Staufen ist wohl ein gar böser Mann, aber noch weit böser ist der Landgraf, und noch viel ärger der evangelische Bund, das sind die Lutherischen," erklärte Emma. „Sie wollen uns den heiligen katholischen Glauben abdringen, uns zwingen, die Irrlehre des falschen Mönches Luther anzunehmen. Wir aber wollen lieber sterben, als der Kirche, unserer heiligen Mutter, abtrünnig werden. Dies Alles hat der Vater vorgestern beim Thing der Mannen gesagt, und die Mannen haben ge-

schworen, unter dem Kreuzesbanner zu streiten für Gott und die Kirche."

„Nun erst verstehe ich Bedeutung und Tragweite des Kampfes," sagte Elisabeth. „Bei solcher Bewandtniß dürfen wir allerdings den Beistand des Allmächtigen erwarten."

Frau Hedwig kehrte zurück. Ihr folgte Curd, ein Speisebrett tragend, welches Brod, Butter, Milch und Honig enthielt.

„Durch Alfred erfuhren wir Eure Neigung für diese ebenso nahrhafte, wie gesunde Kost," sprach mit sanftem Lächeln die Burgfrau. „Laßt sie Euch wohl schmecken, werthe Elisabeth!"

Sichtlich gerührt, ob solcher aufmerksamen Güte, erhob sich das Fräulein. Emma hatte dienstbeflissen zwei Stühle nebeneinander an den Tisch gestellt.

„Ich werde Euch Beistand leisten," sagte sie. „Zu Zweien ißt man lieber, denn allein."

Hedwig saß den Speisenden gegenüber und sprach von gleichgültigen Dingen, nicht aber von Dem, was ihr gegenwärtig die Seele mit Bangen erfüllte. Nebenbei beobachtete sie Elisabeth, deren verständige, kluge Art und blendende Schönheit sie überraschten. Seinerseits erspähte das Fräulein, unter der Maske wohlwollender Gastfreundlichkeit, Hedwigs niedergehaltene, angstvolle Unruhe. Auch

Spuren vergossener Thränen glaubte sie, an den gerötheten Augen zu bemerken. Unter solchen gegenseitigen Beobachtungen und spärlich fließenden Reden hatte Elisabeth ihr Abendmahl gerade vollendet, als sie erschrocken auffuhr, zum Beweise, daß auch sie bei aller äußeren Fassung innerlich doch erregt sei; denn ganz Gewöhnliches hatte sie erschreckt. Aus geringer Entfernung drangen nämlich Männerstimmen und Hufschlag durch die offenen Fenster.

„Was ist das?“

„Knechte, welche nach entfernten Weilern und Höfen reiten, wohin der Ton des Heerhornes nicht dringt,“ erklärte die Burgfrau. „Mein Gatte läßt die Grundholde jener Orte zum Streite entbieten. — Wäre doch diese längst vorausgesehene, schwere Heimsuchung glücklich überstanden!“ schloß sie mit bebender Stimme.

„Ich begreife Eure Besorgniß, vielwerthe Frau! Da sich jedoch die göttliche Vorsehung meiner Geringheit zur Mahnung bediente, so dürfen wir Gottes weiterer Hilfe sicher gewärtig sein, zumal auf unserer Seite das Recht, die Vertheidigung unseres Glaubens, die Sache Gottes.“

Beistimmend nickte die Burgfrau.

„Ich danke für die tröstenden Worte, — schwer wiegende, wirkungsvolle, da sie auf Gottvertrauen hinweisen,“ entgegnete sie.

Tiefe Stille herrschte jetzt in der Bergveste und in deren Umgebung.

„Mein Gemahl und meine Söhne sind nach dem Dorfe hinabgegangen," fuhr sie fort. „Die Ruhe wird aber nicht bis zum Morgen währen, darum es wohl gerathen sein möchte, die wenigen Stunden nächtlicher Rast zu widmen."

Elisabeth erhob sich, von Emma nach ihrem Zimmer geleitet, einem reich ausgestatteten Gemach.

„Schlafet wohl, lieb Else! Alle schweren Träume möge Euer Schutzengel von hinnen scheuchen."

Sie küßte Elisabeth und verschwand.

Unbeweglich stand sie und sinnend in Mitte des Zimmers. Die Erlebnisse der letzten Stunden glitten vorüber an ihrem Geiste.

Welch ein Unterschied zwischen Froburg und Wamboldstein! Dort zwischen beiden Gatten die Unheilstifter Bachus und Luther, — daher beständiger Zank und Hader, fortschreitende Auflösung und Zerfall. Hier allenthalben Zeugen häuslichen Glückes, blühenden Wohlstandes. Selbst im dunklen Schatten der Wetterwolke, die gegenwärtig über Wamboldstein drohte, verschwanden nicht die lieblichen Sterne am Himmel des Familienfriedens. Welche Fülle von Wohlbehagen und beseligender Liebe mochte

hier walten, wenn kein Sturmwetter von außen heranzog! — — Herr Eberhard, — welch ein Mann! Die Mutter hatte mit ihren Lobpreisungen nicht übertrieben, zu matt hatte sie den Helden gezeichnet. Das nahende Verderben ließ ihn gefaßt und ruhig, kein Merkmal verrieth den forschenden Augen seiner Lieben die innere Besorgniß. Und während seine beruhigende Sicherheit den Schrecken aus dem Familienkreise bannte, spähte sein Auge nach Schutzmitteln gegen das Unglück, baute seine Hand Bollwerke, zur Abwehr feindlichen Sturmlaufes. — — Wie sanft und mild, wie mütterlich besorgt Frau Hedwig! Wie bescheiden und liebenswürdig die Kinder! Der stattliche Alfred schien nicht einmal die Vorzüge zu ahnen, die ihn zierten. Staufen und Alfred, — nächtige Finsterniß und lichter Frühlingstag, — arglistige Bosheit und vertrauenerweckende Redlichkeit.

Solchen Betrachtungen überließ sich Ilse von Froburg, bis sie endlich auf dem Betstuhl niederkniete und den Abendsegen sprach. Dann entkleidete sie sich, legte das bereitliegende schneeweiße Nachtgewand an und begab sich zur Ruhe. Die Folgen der körperlichen Anstrengungen des vergangenen Tages lösten bald ihre jugendlichen Glieder, sie sank in tiefen Schlaf. — Gegen Morgen erschienen abschreckende Traumgebilde. Am Aste

eines Baumes, von Lanzen durchbohrt, sah sie einen jungen Mann hängen, — ob es Absalon oder Alfred sei, konnte sie nicht unterscheiden. Dann hörte sie Staufens teuflisch boshafte Stimme rufen: Die Schrecken des jüngsten Gerichtes über Wamboldstein! — Jetzt dröhnten schauerlich die Posaunen. Im Schlafe stöhnend und laut aufschreiend vor Entsetzen, erwachte Elisabeth. Ein dumpfes Brausen ging durch die Luft, wiederhallend an umliegenden Bergen und in weiter Ferne das Echo weckend, — das Heerhorn. In drei Absätzen ließ es sich hören. Ihm antwortete das Heerhorn auf dem Kirchthurm des Klosters Münster. Die Posaunen riefen zum Kampfe die Mannen der Mark.

Elisabeth hatte sich in sitzende Stellung aufgerichtet, den dröhnenden Schlachtrufen lauschend, bis sie verstummten. Sie faltete die Hände und blickte zum Himmel, wo die Röthe des Sommermorgens um die Berggipfel glühte. Sie verließ das Lager und schaute zu Thal, wo milchweiße Nebelschleier Alles verhüllten. Nur das vergoldete Kreuz auf der Thurmspitze der Dorfkirche ragte über der Nebelfläche empor, im Wiederschein der Morgenröthe goldig schimmernd, während die Tannenwälder der östlichen Berge finster trotzig niederschauten. Sie trat zum Waschbecken, dann zum Spiegel, kämmte und ordnete ihr schwarz-

glänzendes, reiches Haar. Dies Alles that sie eilig und mechanisch, ihr Geist war nicht bei ihrem Thun. Ueber dem Ankleiden ging sie wiederholt zum Fenster und spähte hinaus. Immer noch verhüllten Nebelschleier die Thalgründe. Sie öffnete ein Fenster und lauschte. Aus der Nähe drangen Stimmen und Waffengeräusch, aus der Ferne einzelne gedehnte Rufe, die als Echo an den Bergwänden hinzogen. Jetzt hörte sie auch in den Gängen der Burg schwere Tritte und ehernes Klirren. Der gewappnete Alfred trat vor ihr geistiges Auge, sie gedachte Staufens Rachedrohung und jäher Schrecken überfiel sie.

„Allgütiger Gott, schirme ihn!“ sprach sie in dringendem Flehen.

Wieder trat sie zum Fenster. Blendende Strahlen schossen über die östlichen Höhen. Die Nebel der Nacht zerrannen vor dem Himmelslichte, die Aussicht wurde frei und klar. Das weithin gestreckte Dorf lag zu den Füßen der Spähenden. Wo die Gerichtslinde emporragte, standen auf der Malstatt dichtgeschaart die Mannen, und immer noch eilten nah und fern Bewaffnete herbei. Auch Frauengestalten konnte man unterscheiden, — Weiber und Mütter, die ihre Männer und Söhne nach dem Sammelplatz begleiteten. Theilnehmend gedachte Elisabeth der Aengste, die gegenwärtig jene Frauen erfüllen mochten. Zugleich bewun-

derte sie Opfermuth und Begeisterung der Landsassen, mit dem Leben einzustehen für religiösen Glauben und Gewissensfreiheit gegen die Angriffe lutherischer Tyrannen. Hieran schlossen sich Erwägungen über die entsetzlichen Folgen einer möglichen Niederlage für die Familie Wambold. Ihre Züge wurden schreckensbleich, sie verhüllte mit beiden Händen das Gesicht, sank auf einen Stuhl und weinte heftig.

Nachdem ein langer Thränenerguß Linderung gebracht, und auch das Einströmen der kräftigen Gebirgsluft seine Wirkungen auf die Erschütterte geübt, trat sie in ergebener Fassung abermals zum Fenster. Auf der Malstatt hatte sich die Scene geändert. In langer Marschcolonne standen die Mannen. Wehr und Waffen glänzten im Sonnenschein, und als sich jetzt die Heersäule in Bewegung setzte, glich das Ganze einem blitzenden, dahinströmenden Gewässer. Vergebens spähte Elisabeth nach Alfred; die Entfernung war zu groß, die Gestalten nicht zu unterscheiden. Auch in den Adern des Fräuleins von Froburg rollte ritterliches Blut und dieses wallte auf, beim Anblick der starrenden Spieße, der schimmernden Rüstungen, der stolz dahinziehenden, kampfgerüsteten Schaar. Sie marschierte gegen Westen, von Elisabeths Blicken geleitet, bis die letzten Reihen im Walde verschwanden.

Wie ausgestorben waren Dorf und Fluren. Kein Gespann des Ackerbauers auf den Feldwegen, nirgends eine schaffende Hand in den Gewannen. Mit der Oede verband sich eine tiefe Stille, nur selten durch Hahnenschrei unterbrochen. Wie banges Ahnen kommender, schrecklicher Dinge lag es über der Landschaft. Bald zeigten sich im Dorfe einzelne Frauen, von Kindern umgeben, oder langsam dahinschleichende Greise, — sie wallten nach der Kirche. Auch Elisabeth sank auf dem Betstuhle nieder, die Hilfe Gottes, des allmächtigen Lenkers der Schlachten, zu erflehen. Lange kniete sie als Anwalt der gerechten Sache vor dem Throne des Allerhöchsten, wobei reichlich fließende Thränen ihr Flehen unterstützten. Das leise Pochen an der Thüre vernahm sie nicht, bis sich dieselbe öffnete und die Burgfrau mit Emma eintrat. Die Betende erhob sich.

„Verzeiht unsere Störung!“ sagte Hedwig nach gegenseitiger Begrüßung. „Wir wollten nach unserem lieben Gaste sehen und dessen Befinden erfragen.“

„Dafür meinen herzlichen Dank! Unabweisbare Aengstlichkeit abgerechnet, befinde ich mich ganz wohl,“ versetzte sie mit thränenschwerem Lächeln.

„Ihr habt geweint, meine Tochter! Solche innige Theilnahme ehrt Euch und beglückt uns. Fasset Muth,

— wir wollen demüthig Gottes barmherziger Leitung Alles anheimgeben. — Nach der Anordnung unseres ehrwürdigen Pfarrers," fuhr Hedwig fort, „haben wir heute Fasttag, durch diese übernommene Abtödtung unsere Gebete zu unterstützen. Die ganze Gemeinde wird sich in der Kirche versammeln und vom Beten nicht ablassen, bis zur folgenschweren Entscheidung des Tages. Wollt Ihr am Gottesdienste Theil nehmen, dann seid Ihr freundlich hiezu eingeladen."

„Mit größter Freude! Der Fast- und Bettag entspricht ganz dem Drange meines Herzens."

Als sie das Zimmer verließen, schmiegte sich Emma zärtlich an die Freundin und flüsterte ihr zu: „Sei doch nicht gar so traurig, lieb Elslein! Wir wollen den starken Ritter St. Georg inständig bitten, unseren Mannen helfend beizuspringen im Streite. Darum gebe schwerer Bekümmerniß den Abschied; denn Alles wird glücklich verlaufen."

Fünftes Kapitel.

Die Genossenschaft der deutschen Landsknechte hatte ihre Rechte und Satzungen, wie jede mittelalterliche Innung. Zur höchsten Entwickelung brachte sie der ritterliche Kaiser Max I. Er gab den Landsknechten eine zweckentsprechende Verfassung, der zufolge sie ihre eigene Gerichtsbarkeit, das Spießrecht, besaßen, überhaupt ihre Angelegenheiten selbstständig ordneten. Frommer Sinn, Ehre und Tapferkeit bildeten die Seele dieses Wehrkörpers. Wer sich hingegen in gröblicher Weise verging, mußte durch die Spieße laufen, das heißt, die Landsknechte bildeten eine Gasse und stießen den verurtheilten Frevler nieder. Kurz vor Beginn der Schlacht wurde ein fußfälliges Gebet verrichtet und ein religiöses Kriegslied gesungen. Dann warfen sie den Staub hinter sich, schüttelten ihn von Schuhen und Wämsen, sinnbildlich

anzudeuten, daß sie alles Schlechte abstreifen. Darauf senkten sie die Spieße und stürmten in festgeschlossenen Gliedern gegen den Feind. Der Anlauf war unwiderstehlich. In der mörderischen Schlacht bei Pavia kämpften schweizer Landsknechte, welche für unbezwingbar galten, im Solde Frankreichs gegen Kaiser Carl V. Die Schweizer wurden von den deutschen Landsknechten, unter Frundsbergs Führung, zersprengt und in die Flucht getrieben. Die Schmach zu rächen, stellte sich ihr Anführer, Johann von Dießbach, an die Spitze der schwarzen Bande, einige Tausend riesiger Gesellen, vom Kopf bis auf die Zehen in schwarzem Harnisch. Beim Anrücken der Schwarzen, stürzten Jörg Frundsberg und dessen Landsknechte auf die Kniee, des Allmächtigen Beistand erflehend. Dann erhoben sie sich, ergriffen die Waffen und stürmten mit brausendem Schlachtruf gegen den Feind. Ein grimmiges Streiten begann, das mit vollständiger Niederlage der stets siegreichen Schwarzen endete. Keiner dieser Tapferen floh, insgesammt wurden sie niedergestoßen und ein Berg von Leichen war jetzt die vormals siegesstolze schwarze Bande. Den Ruhm der Unbezwinglichkeit der Schweizer hatten deutsche Landsknechte zerstört. — Auch beim Feldzuge Carls V. in Afrika bildete das Viereck von sechs Tausend deutschen Landsknechten

ein festes Bollwerk, daran die Heeresmassen des Halbmondes zerschellten [1]).

Der Dienst deutscher Landsknechte war nicht durch Aushebung erzwungen, sondern freiwillig. Bürger der Städte, Bauern und Adelige unterzogen sich demselben gegen Sold. Irgend ein namhafter Kriegsmann, adeligen oder bürgerlichen Standes, erhielt einen Bestallungsbrief als Feldobrister, nebst der Befugniß, ein Regiment Landsknechte zu errichten. Durch Trommelschlag wurden rüstige, ehrliche Gesellen zum Kriegsspiel eingeladen. Wer vor dem Hauptmann erschien mit Blechhaube, Harnisch, Schwert und Spieß, außerdem noch mit etwas Geld, wurde in die Musterrolle eingetragen. Ein Regiment Landsknechte war ungewöhnlich stark, neun bis zehn Tausend Streiter umfassend. Es zerfiel in mehrere Abtheilungen oder Fähnlein, denen Hauptleute und Waibel vorstanden. Unbeschränkter Gebieter war der Oberst, welcher an Fürsten, Städte und Adelige seine Fußknechte gegen hohen Sold zum Kriegsdienste überließ.

Naturgemäß konnte der religiöse Umsturz im Reiche an den Landsknechten spurlos nicht vorübergehen. Auch sie wurden, gleich allen Ständen, vom Gifte der Zügel-

---

1) Weiß, Weltgeschichte, Bd. IV, S. 357.

losigkeit und Sittenverwilderung angefressen, erzeugt und verbreitet durch die neuevangelische Predigt vom bloßen Glauben ohne gute Werke. Luthers Worte: „Unter dem Papstthum waren die Leute mild und gaben gerne, aber jetzt, unter dem Evangelium, giebt Niemand mehr, sondern Einer schindet nur den Anderen und Jeglicher will Alles allein haben," — galten besonders von den Landsknechten, deren Roheit und Habgier sich himmelschreiende Erpressungen erlaubten. Die vormalige Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit schwanden dahin mit dem leitenden Geiste katholischer Ueberzeugung. Raubgier, Gewaltthätigkeit, Meuterei, unbändige Wildheit rissen ein. Entartung, ehrloser Sinn und Feigheit waren die natürlichen Folgen von Zügellosigkeit und Ausschweifung.

Die fünfhundert Landsknechte, im Solde des rachsüchtigen Junkers Staufen, gehörten zum Regimente Ramburg, ein damals viel genannter Kriegsmann. Sein Standquartier lag in Hessen, das furchtbar litt unter dem Drucke der landgräflichen Rüstungen. In derselben Stunde, als Wambold mit seinen Grundholden auszog, erstiegen die Fünfhundert langsam die steile Höhe bei Froburg. Sie alle waren vorzüglich bewehrt und bewaffnet. Auf den Schultern trugen sie langschaftige Hellebarden und Schwerter an der Seite. Ihre Köpfe

schirmten Blechhauben und ihre Brust gute Harnische, die jedoch den Rücken unbeschützt ließen und nur sogenannte Brustpanzer waren. Näher betrachtet, konnten sich die Fünfhundert nicht entfernt an Körperkraft messen mit den starken, naturwüchsigen Mannen des Odenwaldes, deren Sehnen die Feldarbeit stählte, deren Muskelkraft ausschweifende Lebensweise nicht schwächte. Unter den Fünfhundert vertraten viele bläulich überlaufene Gesichter die wüste Zunft gewohnheitsmäßiger Säufer. Mancher Fluch über den steilen Aufstieg wurde vernommen, und manches Knie schlotterte in Folge der Anstrengung.

An der Spitze des Zuges gingen Dreiberg und Staufen. Unmittelbar hinter ihnen flatterte des Junkers Wappenbild, während ein Fähnrich das eigentliche Feldzeichen der Landsknechte in Mitte der Abtheilung trug.

Ritter Christoph wollte beim Feldzuge nicht fehlen. Nach Kampf gelüstete ihn zwar nicht, wohl aber nach dem Kirchenschatze von Sion und anderer Beute, die nebenher zu erhaschen sein möchte. Als die Söldner an der Burg vorübergezogen und im Bergwald verschwanden, setzte er sich mit seinem Gefolge in Bewegung. Ihm zur Seite ging Magister Spekulum. Er hatte den Landsknechten seine Dienste angeboten und verheißen,

während des Kampfes mit den papistischen Amalekitern seine Hände segnend über die streitenden Söhne Gottes auszustrecken, wie ehedem Moses über die kämpfenden Israeliten. Sein gut gemeintes Anerbieten wurde jedoch mit Spottreden und Hohnlachen zurückgewiesen. Jetzt wollte er den verschmähten Segen Froburg zuwenden. Angethan mit dem langen Predigertalar, auf dem Haupte das Barett der Diener am Wort, schritt er selbstbewußt einher, oft den Blick zum Himmel hebend. Spekulums Aufblick trug aber nicht das Gepräge frommer Andacht, sondern des Zornes, — ganz im Einklang mit der Bedeutung des heutigen Tages, welcher Gottes Strafgericht über die verdammten Papisten schauen sollte.

Auf der anderen Seite Christophs ging Wolf, der ausgewanderte Pfleger von Sion und herzlose Nonnenquäler. Er war behelmt und gepanzert, trug auf der Schulter eine Hellebarde und in der freien Hand einen Humpen. Hinter ihm folgte ein Knecht, mit einem vielhaltigen Kruge, gefüllt mit Wein, Christophs Durst während des Marsches zu löschen. Dann kamen einige Knechte, in Stahlhauben und Brustharnischen, lange Spieße auf den Schultern. Die Nachhut bildeten Jock, der alte Räuberhauptmann, nebst seinen Gesellen Michel und Hans, alle in Wehr und Waffen.

Dieſer Nachtrab der Fünfhundert hatte endlich die Höhe erſtiegen und gelangte jetzt zu einem ſchattigen Wege, welcher an der Bergwand hin durch einen pracht=vollen Buchenwald führte.

„Wolf, ſchenk' ein!“ gebot der in Schweiß gebadete Schwächling Chriſtoph. „Ein verteufelt jäher Berg! Hätte ich mein Schwert nicht als Bergſtock gebraucht, wäre mein Seel nicht da herauf gekommen.“

Er ſetzte den Humpen an die Lippen und leerte ihn.

„So, — jetzt ſtehe ich wieder auf feſten Füßen,“ fuhr er fort, ſich den Mund wiſchend. „Fortan haben wir eine gute Strecke ebenen Weg, — dann aber geht's wieder bergab, bergauf, — ein ſauerer Gang für einen kränklichen Mann.“

„Je ſchwieriger das Werk, deſto größer das Verdienſt vor dem Herrn,“ ſprach ſalbungsvoll der Prädikant. „Eure Gnaden wird beigezählt jenen Gottesſtreitern, die heute ein Stück römiſches Sodoma austilgen, und deut=ſches Land ſäubern vom Geſtank des hölliſchen Papſt=thums. Könnt Ihr auch nicht Theil nehmen am Kampfe, ſo könnt Ihr doch preiſen den Herrn, beim Anblicke ſeiner ſtrafenden Gerechtigkeit.“

„Ob ich am Kampfe nicht Theil nehme, iſt gerade nicht ausgemacht,“ erwiederte Froburg. „Zorn ſtärkt

und stählt den Arm. Gegen Wambold aber, den Henker und Straßenräuber, habe ich einen ganz mörderischen Zorn. Käme der Schurke mir zufällig in den Weg, ich würde ihn hauen, so grimmig, daß er in Stücke gehen müßte."

„Ein heiliger Zorn, — entflammt durch des gott=verlassenen Papisten Frevelthaten gegen Eure Gnaden," versicherte Magister Spekulum. „Würde Junker Staufen aus Nachsicht, oder höchst tadelnswerther Versöhnlichkeit, des Römlings schonen, wie ehedem Saul schonte des Heidenkönigs Agag, und ob solcher Schwäche vom Herrn gestraft wurde, — dann müßte Eure Gnaden vollstrecken an dem Götzendiener Wambold das sichtlich von Gott verhängte Todesurtheil."

„Daran soll es nicht fehlen, — hängen muß der Schurke!" versicherte Froburg. „Obwohl er wußte, daß sein Raub an meinem Eigenthum in das Verderben mich stürzt, vollbrachte er dennoch schimpflicher Weise den Raub, — der Schuft! Er hatte kein Mitleiden mit mir, will auch keines für ihn haben."

„Außerdem dürft Ihr die Gelegenheit nicht vorüber=gehen lassen," mahnte Wolf, „für den erlittenen Unglimpf Euch zu entschädigen an Wambolds Habe."

„Natürlich, — versteht sich!" rief unternehmend der

Säufer. „Ich werde mit zwei Händen zugreifen, — ihr alle werdet für mich hübsch zusammentragen.“

„Köstliche Dinge giebt's droben auf dem Wambold=stein, — bin einige Male dort gewesen und sah den Reichthum, — Kleinodien in großer Menge,“ erzählte Wolf. „Silberne Leuchter, silberne Platten und Schüs=seln, goldene Gefäße und Becher, seit alten Zeiten von Wambolds Ahnen aufgehäuft, füllen Kästen und Schränke.“

„Ich weiß, — ich weiß! Gehen wir etwas schneller,“ versetzte Christoph, von Beutegier gestachelt.

„Und erst die Burgkapelle!“ fuhr Wolf fort. „Schwere Silberleuchter stehen auf dem Altare, — die Rahmen der Altartafeln von Silber, — die ewige Lampe von Silber, — die Meßbücher mit Decken von Elfen=bein, daran silberne Beschläge, — Kelche vom reinsten Gold, gefaßt mit Diamanten, — Reliquienschreine von Silber, darin Heiligengebein übersät mit Perlen, — eine wahre Schatzkammer.“

„Wenn nur die verdammten Landsknechte uns nicht zuvorkommen!“ sagte Christoph in Sorgen. „Wir müssen uns sputen.“

„Nur gemach, Herr, es hat keine Eile!“ entgegnete Wolf. „Zuerst muß der Streit ausgefochten sein. Darüber mögen Stunden vergehen; denn Wambold wird

sich mit seinem Burggesinde mannhaft wehren. Wozu der Gefahr sich aussetzen, einen Bolzen oder eine Lanzenspitze in den Leib zu kriegen?"

„Du hast Recht! Nach dem Kampfe kommen wir zeitig genug. Schenk' ein! — — Wir stehen jetzt auf Wambolds Gebiet, — gehen den Wamboldsweg, — und diesen Humpen leere ich auf Wambolds letzte Gesundheit."

„Ha, — ha, — ein guter Einfall!" rühmte Wolf. „Bald trinken wir aus Wambolds goldenen Bechern Wambolds alten Rheinwein, — auch ein guter Einfall, — nicht?"

„Wenn Du in Wambolds Schatzkammer rechtzeitig einfällst und für mich in die Säcke tapfer einfüllst, so wär's ein noch besserer Einfall," versetzte lachend Froburg, den zuweilen genossener Wein zu fraglichen Witzen und Wortspielen reizte.

„Der ausgiebigste Einfall wäre im Kloster Münster," erinnerte Spekulum. „Dort haben die Belialsmönche seit Jahrhunderten an Gold und Silber ganze Haufen zusammengescharrt. Nicht zu gedenken der vielen goldenen, mit Edelsteinen gezierten Kelche, Monstranzen und Ciborien. Bereichern werden sich die evangelischen Gottesstreiter im römischen Sodoma."

„Wäre ich doch besser auf den Beinen!" seufzte Christoph.

„Im Beutemachen liegt aber heute nicht der größte Schatz für die Gläubigen des lauteren Evangeliums," sprach im breiten, salbungsvollen Predigerton der Magister. „Alle Kleinodien der Welt fallen schließlich der Vernichtung anheim. Darum spricht mahnend der Herr: »Sammelt euch Schätze im Himmel, wo Rost und Motten sie nicht verzehren!« Solch ein Schatz im Himmel ist vor Gott das Verdienst, Antheil genommen zu haben an der Vernichtung einer Stätte der Abgötterei, als da sind sämmtliche Klöster und Stifte des römischen Babylon."

„Der Kerl ist wahrhaftig ein verkappter Papist!" sprach Jock im Flüsterton zu seinen Begleitern. „Er redet von Verdiensten, von Schätzen im Himmel, die man sich sammelt durch gute Werke, während doch, gemäß dem neuen, freien Evangelium, alle guten Werke todt und abgethan sind, und der Glaube allein selig macht."

„Pah! — Spekulum schwätzt, wie es ihm paßt in den Kram!" entgegnete Hans. „Hab' übrigens gar nichts darwider, so man durch Rauben, Brennen, Stehlen, Todtschlagen einen noch besseren Platz gewinnt im Himmel."

„Nach Tausenden zählen bereits die Klöster im Reiche, zerstört, ausgebrannt, oder gesäubert vom Unflath des

Papstthums," fuhr der Prädikant fort. „Heute werden abermals die Flammen eines brennenden Buhlhauses Satanä den Abendhimmel röthen, — ein köstliches Brandopfer vor dem Herrn. Und fortgesetzt wird das große Reinigungswerk, bis das letzte Kloster zerstört, alle Götzenpfaffen erschlagen sind."

„Demnach meint Ihr," fragte Wolf, „sämmtliche Münstermönche sollen heute todtgeschlagen werden?"

„Wenn der Herr, unser Gott, befiehlt, dann hat Niemand zu meinen, sondern Jeglicher zu gehorchen," antwortete Spekulum. „Hat nicht Elias, der Prophet, auf Jehovas Geheiß, sämmtliche Götzenpriester getödtet? Und ich sage euch, gräulicher im Angesichte des Herrn sind die Götzenpfaffen des höllischen Papstthums, als die Götzendiener des Baal!"

„Hm, — ich dächte, es wäre doch schier unmenschlich, die weißen Mönche drüben sammt und sonders zu morden," sagte Wolf. „Bin zwar sonst gerade nicht zimperlich, aber bei so grausigem Mordwerk möchte ich doch nicht dabei sein."

„Ihr redet gleich Saul, der aus falscher Menschlichkeit der Heiden schonte und deßhalb vom Herrn verworfen wurde," sprach strenge der Prädikant.

„Man soll über ein Bärenfell nicht streiten, ehe noch

der Bär erlegt wurde," sagte Froburg. „Wir sind noch lange nicht in Münster. Wambold steht noch unbezwungen im Felde."

„Bin gleicher Meinung," flüsterte Jock. „Mir gefällt die Sache überhaupt gar nicht. Da sind wohl fünfhundert tapfere Landsknechte, denen das Maul wässert nach reicher Beute, — gemach! Schläge, — blutige Wunden und Tod mögen uns gewisser sein, als Beute. Ich sage euch, Gesellen, mir ist ganz absonderlich zu Muth!"

„Ihr meint, der Handel könne schief gehen?" forschte Michel. „Glaub's kaum. Jählings wird der Hexenmeister überrumpelt, für seine Künste bleibt ihm keine Zeit."

„Du bist ein Esel! Ueberrumpelt? Meinst, der Wambold lasse sich fangen, wie ein schlafender Hase? Unsinn! Alles weiß er bereits, — Alles!"

„Wer soll's ihm denn verrathen haben? Nichts weiß er! Diesmal geht's ihm an den Kragen," versicherte Hans.

„So, — hm! Denk' nur an Sion," erwiederte Jock. „Wer hat ihm das Tänzlein und das nächtliche Kosen mit den Nonnen verrathen? Dennoch war er dabei und warf uns gegen die Wand."

„Dafür soll er jetzt büßen," sagte Michel. „Ein

Hexenmeister ist er zwar, — fünfhundert Landsknechte kann er aber nicht fortzaubern."

„Bist wiederum ein Esel!" versetzte mit überlegenem Lächeln der Hauptmann. „Wambolds Macht ist stark genug, diese großmauligen Landsknechte allesammt abzuthun. Paßt nur auf, — bald sehen wir seltsame Dinge, — mir ahnt's! Die ganze Weile schon luge ich durch's Gehölz, — meine immer, den Wambold zu sehen, und hinter ihm den grausigen Schwarm der wilden Jagd. Trifft's ein, dann thuet, was ihr mich thun seht. Da unten liegt unsere alte Herberge, — dort finden wir uns."

Jocks Befürchtungen wirkten ansteckend auf Hans und Michel. Weitere Einwände unterlassend, spähten auch sie ängstlich durch den Wald.

Christoph hatte abermals den Humpen geleert.

„Käme mir jetzt der Schurke in den Wurf, ich würde es mit ihm aufnehmen, — Wein macht stark!" rief er streitsüchtig. „Leider kommen wir zum Kampfe viel zu spät. Die Landsknechte mögen bereits auf Wamboldstein losstürmen, und der tapfere Eberhard schon Reißaus genommen haben."

„Möglich!" sagte Wolf. „Errathet Ihr, wohin der Ausreißer laufen wird?"

„Wohin meinst Du?"

„Jedenfalls zu seinem Nachbar, dem ehrenfesten, gutmüthigen Ritter von Froburg.“

„Ha, — ha! Du bist verrückt!“

„Durchaus nicht, — die Sache ist ganz natürlich! Wohin soll er sich wenden, dem Verderben zu entrinnen? Doch zu dem nächsten und einzigen Edelmann, der ihm helfen, der ihn retten kann, — der seid Ihr. An süßen Worten und hohen Versprechungen wird es ihm nicht fehlen. Mein gnädiger Herr wird der eigenen Gutmüthigkeit nicht widerstehen können und mit seinem Rücken gegen Staufens Zorn den flüchtigen Wambold decken.“

„Was, — hältst Du mich für ein altes Weib?“ rief Christoph. „Ich sage Dir, eher läßt sich dieses Felsgestein erweichen! Hängen muß der Straßenräuber, — was Rechtens. Und wenn ich bedenke, daß mir der Kirchenschatz von Sion theilweise, oder gänzlich verloren sein möchte, dann könnte ich den Spitzbuben erwürgen. Keine Gnade, — kein Mitleiden, — an den Galgen mit ihm!“

„Es walte Gerechtigkeit!“ sprach mit feierlicher Miene der Prädikant. „Sollte Wolfs Annahme wirklich zutreffen, der flüchtige Papist den Schutz Eurer Gnaden anrufen, dann wäre es ein Frevel gegen die Gerechtigkeit, den Verbrecher und Abgötterer zu schirmen.“

„Habt keine Sorge, Prediger! Solch ein Dummkopf und Narr bin ich nicht," versicherte Froburg. „Käme der Schuft mir unter die Hände, verloren wäre er, — geschlagen hätte seine letzte Stunde."

Der Forst war immer dichter geworden. Zwischen den Stämmen des Hochwaldes erhob sich Niederholz, dessen zusammenhängende Zweige den Blick keinen Schritt weit eindringen ließen.

Jock war plötzlich stehen geblieben, scharf über den Weg spähend, der einige hundert Schritte in gerader Linie fortlief.

„Heiliger Gott, — wahrhaftig, — dort steht er!" sprach der sonst unerschrockene Hauptmann mit erbleichendem Gesicht.

„Wer steht dort?"

„Er, — Wambold."

„Ich sehe nichts," sagte Hans.

„Ich auch nicht, — diesmal habt Ihr falsch gesehen, Hauptmann!" behauptete Michel.

„Dort steht er, — vor jenem Felsen neben dem Wege," versicherte Jock, in der angedeuteten Richtung seinen Arm ausstreckend, dessen Hand merklich zitterte. „Dort steht er, — ganz deutlich seh' ich ihn. Stahlblau ist er von Kopf bis zu den Füßen, — stahlblau, wie der bemooste Fels hinter ihm."

Umsonst boten die zwei Bursche ihre ganze Sehkraft auf. Die Waldriesen zu beiden Seiten des Weges hatten die weit ausgestreckten Aeste in einander geschoben, wodurch eine so fest geschlossene grüne Wölbung entstand, daß starke Dämmerung über dem Wege lag.

„Ihr seid nicht gescheidt, Hauptmann! Keine Spur vom Hexenmeister," sagte Hans.

„Doch, — dort steht er! Wartet nur, bis ihm Die da vorn nahe sind, dann werdet auch ihr ihn sehen. Stille gestanden, — keinen Schritt weiter! Wollt ihr dem Verderben in den Rachen laufen? Geht's los, dann nehmt eure Beine zusammen und seht, wie ihr nach der Herberge kommt. Vorläufig bergen wir uns hinter Baumstämmen."

Jocks ungewöhnlich scharfe Augen hatten richtig gesehen. Am Rande des Weges erhob sich ein Fels, vor diesem stand Wambold, unbeweglich und starr, wie das Gestein hinter ihm. Er trug die undurchdringliche schwere Kettenrüstung und hatte die Panzerkappe über den Kopf gezogen, so daß sein Gesicht fast gänzlich verschwand. Am Rücken hing ein langer, etwas gewölbter, nach unten sich verjüngender Stahlschild, wie ihn vor Jahrhunderten die Recken zu gebrauchen pflegten. Auf dem Kreuzgriff des vor ihm stehenden Schwertes lagen die gepanzerten

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Hände, und sein Blick, welcher forschend in die Ferne ging, streifte kaum den herankommenden Haufen.

Christoph und seine Begleiter waren ihm bis auf wenige Schritte genaht, ohne die regungslose, eherne Gestalt zu bemerken. Der Säufer hatte gerade geschworen, den Straßenräuber Wambold hängen zu lassen, falls er seiner habhaft werde. Da schrie ein Knecht jäh auf.

„Halt, — seht doch, — da ist er!“

Die Blicke der Uebrigen folgten des Knechtes ausgestreckter Hand und gewahrten, mit den Zeichen des größten Erstaunens, den Gewappneten.

„Wahrhaftig, — es geschehen Zeichen und Wunder!“ unterbrach Spekulum das Schweigen. „Der Herr überliefert den grimmigsten Feind des lauteren Wortes unseren Händen.“

„Beim Teufel, — keine Täuschung, — der leibhaftige Wambold!“ sprach näher tretend Ritter Christoph. „Was thut Ihr da? Seid Ihr etwa vor Staufens Lanzen durchgebrannt, — he? Habt Ihr Euch tapfer aus dem Staube gemacht?“

Der Angerufene beharrte in seiner Unbeweglichkeit, auslugend und lauschend nach der Richtung, woher die Bewaffneten gekommen waren. Augenscheinlich vermuthete er noch eine feindliche Nachhut, eine Meinung, zu der

ihn Jocks und seiner Gesellen erspähte Bewegung veranlassen mochte.

„Hat Schrecken Eure Zunge gelähmt, tapferer Eberhard?“ höhnte Froburg. „Nicht wahr, fünfhundert Lanzen machen fürchten, — da ist's gerathen, das Hasenpanier zu ergreifen?“

„Bin ich ein falscher Prophet, Eure Gnaden?“ triumphirte Wolf. „Bin ich verrückt? Bin ich ein Narr? Ist's nicht gekommen, wie ich vorausgesagt? Seht doch, da steht der Ausreißer Wambold und flüchtet hinter Euren Rücken?“

„Wirklich, Herr Eberhard?“ rief im Tone des Spottes der Säufer. „Soll mein starker Schild Euch decken gegen Staufens Rache?“

„Gnädiger Herr, Ihr werdet Eures Schwures gedenken!“ mahnte der Prädikant. „Wehret des Teufels Arglist, der da Gefühle falschen Mitleids in Euch wecken und zum Meineid verführen könnte.“

Wambold unterbrach jetzt seine in die Ferne gerichtete Aufmerksamkeit und musterte die Umgebung.

„Ich halte meinen Schwur, — hängen muß er!“ rief Christoph.

„Wer muß hängen?“ fragte der Gewappnete mit einer Stimme, so fest und hart, wie die Säule von Erz, die er darstellte.

„Ihr müßt hängen, so wahr ich ein Edelmann bin!"

„Warum denn?"

„Ihr könnt noch fragen? Fragt doch Euer böses Gewissen, es wird's Euch sagen."

Wambold betrachtete die von Zorn bebende Gestalt des Säufers, dessen glotzende Augen und wackelnder Kopf ihm höchst komisch erscheinen mochten; denn es glitt über die sichtbaren Gesichtszüge des Ehernen ein flüchtiges Lächeln.

„Mein Gewissen ist rein und mein Herz sagt mir, daß ich an meinem Nachbar Christoph, bei schweren Schicksalsschlägen, einen hochgesinnten Helfer finden werde."

„In beiden Stücken seid Ihr auf dem Holzwege," versicherte Froburg. „Euer Gewissen sagt vielmehr, daß Ihr ein schurkenhafter Dieb und elender Straßenräuber seid an meinem Eigenthum. Und Euer Herz muß bekennen, daß Ihr von dem Beraubten nichts anderes zu erwarten habt, als den verdienten Strang."

„Seid doch nicht grausam, Herr Christoph! Ihr wollt mich hängen lassen?"

„Natürlich, — hab's geschworen und Ihr habt den Galgen verdient. Greift ihn, — faßt den Schurken!"

Ein allzu diensteifriger Knecht trat heran, und streckte nach Wambold die Hand aus. Da traf ihn eine so gewaltige Ohrfeige, daß er zu Boden fiel.

„Was?“ schrie grimmig der Säufer. „Ihr mißhandelt meine Leute? Stoßt ihn nieder! Sterben muß er zur Stelle!“

Wolf senkte die Hellebarde und führte einen wuchtigen Stoß gegen Wambolds Brust. Krachend traf zwar die Waffe den Panzer, der Gewappnete hingegen stand unerschüttert, als sei der Stoß gegen einen Fels geführt worden. Abermals holte Wolf aus. Da zog der Hüne blitzschnell sein Schwert, zischend fuhr die wuchtige Klinge nieder, ein schmetternder Schlag, und Wolf sank mit gespaltenem Kopfe zusammen. In demselben Augenblicke ging ein Rauschen und Brechen durch das Gehölz. Bewaffnete stürzten hervor und stießen die auf Wambold eindringenden Knechte nieder. Froburg hatte sein Schwert gezogen, das er gegen den Baron schwang. Dieser schlug ihm die Klinge aus der Hand, und der tapfere Humpenheld, dem Schwerte des Feindes schutzlos preisgegeben, fing jämmerlich zu schreien an.

„Gnade, — erschlaget mich nicht, — Gnade, — Barmherzigkeit, — ich ergebe mich!“

Wambold dachte nicht daran, dem Schwächling auch nur ein Haar zu krümmen.

„Ihr seid mein Gefangener!“ sprach er kurz und schaute sich um.

Der Ueberfall war so plötzlich geschehen, mit solcher Raschheit und sicheren Führung der Waffen der Kampf bestanden worden, daß Froburgs Knechten zur Flucht nicht einmal Zeit blieb. Von Spießen durchbohrt, lagen sie entseelt am Boden, auch Krug und Humpen waren in Scherben gegangen. Der Säufer, eben noch übermüthig, rachsüchtig und Wambolds Untergang beschwörend, stand jetzt gebrochen und starrte gesenkten Kopfes auf die Leichen. Der Baron begegnete ihm zwar ernst und kalt, vermied jedoch vorsichtig jede verletzende Aeußerung.

„War dies Eure ganze Gefolgschaft?“ forschte er.

Froburg hob etwas den Kopf und ließ ihn wieder sinken, was als bejahende Antwort gelten konnte.

„Ich habe doch Fußknechte dahinten bemerkt,“ fuhr Wambold fort. „In allen Dingen Klarheit, — möchte daher wissen, wie viele Feinde mir noch im Rücken stehen. Wollt Ihr diese Frage nicht beantworten, Herr Christoph?“

Bei der milden Behandlung, kehrten Muth und Trotz dem Humpenritter zurück.

„Was fragt Ihr nach Jenen, die Euch im Rücken stehen, wenn Ihr den Fünfhundert nicht Stand gehalten, die Euch kampfbereit entgegen kamen?“

„Demnach haltet Ihr mich für einen Flüchtling? — Das ist ein Irrthum. Die Fünfhundert sind an mir

vorübergezogen. Ich werde ihnen begegnen an bestimmter Wahlstatt, wo ich noch früher eintreffe, als meine Feinde, die einen Umweg von mindestens einer Stunde machen. Den Zeitüberschuß wollte ich benützen, zur Beseitigung der feindlichen Nachhut. Meine Absicht war nicht, mit Euch zu streiten, sondern zu friedlicher Heimkehr Euch einzuladen, — was leider Euer Angriff verhinderte. — Wie stark war die Nachhut, Herr Christoph?"

„Zu viel gefragt! Habt Ihr mit den Fünfhundert ebenso leichtes Spiel, wie mit diesen acht Knechten, die Ihr mit zwanzig Spießträgern überfallen, dann kommt wieder und fragt."

„Ihr seid recht unfreundlich!"

„Ganz nach Gebühr!" entgegnete Christoph. „Ich ergab mich zur ritterlichen Haft, in der ich, bis zur Lösung, standesgemäße Behandlung fordere, — sonst habe ich mit Euch nichts zu schaffen."

Der Baron gebot zwei Bewaffneten, den Gefangenen nach Wamboldstein zu führen.

„Nehmet den Weg durch das Eberthal," sagte er. „Die Gefallenen bleiben hier liegen, bis Alles vorüber, dann möge ihnen ein christliches Begräbniß werden."

Nach diesen Worten brach er mit seinen Begleitern auf. Sie gingen noch eine kurze Strecke auf dem Wam-

boldswege, dann ſtiegen ſie raſchen Schrittes ab=wärts.

Beim Beginne des Kampfes hatte Spekulum eiligſt die Flucht ergriffen. Von Todesangſt getrieben, ſtürmte er bergab. Weitaus holten die langen Beine des Flüchtlings. In mächtigen Sätzen rannte er niederwärts, ohne durch Felsblöcke, über die er wagehalſig hinwegſetzte, oder durch Geſträuch ſeinen Schnelllauf unterbrechen zu laſſen. Das Predigerbarett flog ihm vom Kopfe, der nachflatternde Prädikantentalar verfing ſich im Gezweige des Niederholzes, da und dort blieb ein Fetzen davon hängen, das Dickicht zerſchlug und zerkratzte ihm das Geſicht. Der entſetzte Magiſter beachtete es nicht, einzig bemüht, das nackte Leben zu retten. So wirbelte er auf den Flügeln des Schreckens zu Thal. Mit einem Male verſchwand er, als habe die Erde ihn verſchlungen.

Auch Jock und ſeine Geſellen gaben Ferſengeld. Während die beiden Burſche ohne Aufenthalt abwärts liefen, unterbrach der ſchlaue Räuberhauptmann bald ſeine Flucht. Lauſchend blieb er ſtehen. Deutlich vernahm er Froburgs Jammergeſchrei und dann die Wechſelreden, von denen er jedoch keine Sylbe verſtand. Als kein Laut mehr die Waldesſtille unterbrach, ſtieg Jock langſam nieder, bis der Ortskundige auf dem kürzeſten Wege zur

„alten Herberge“ gelangte. Er lehnte die Hellebarde an die Felswand, hob die Stahlhaube vom Kopfe und ließ sich vor der Höhle auf einem Steine nieder, wo er in ernstes Nachdenken versank. Plötzlich lachte er hell auf.

„Ha, — ha, — Die wollen den Wambold fangen? Die Esel, — die Dummköpfe! Als ob man Einen überlisten, überrumpeln könnte, der Alles weiß und Alles kann. Mit den fünfhundert Großmäulern des hochnasigen Hauptmanns wird er ebenso gewiß fertig, wie mit den Knechten des Humpenritters. — Wie jämmerlich der Kerl gebrüllt und geheult hat! Gnade, — Gnade, — Erbarmen! — hat er geschrieen, — und keine fünf Minuten vorher wollte er den Straßenräuber mit Haut und Haaren fressen. O du ganz erbärmlicher Wicht! — — Giebt's einen Gott, so muß er unfehlbar dem Wambold beistehen; denn er ist ein rechtschaffener Mann, — kein Bauernschinder und Presser, der Glück und Wohlstand seiner Unterthanen durch die Gurgel laufen läßt. — Ich will mich hängen lassen, wenn heute nicht alle Bauern der ganzen Landschaft Leib und Leben einsetzen für ihren Baron, — was recht ist und billig. Solch ein Mann verdient's. Würde selber für ihn durch's Feuer gehen, wäre mir das Glück beschieden, der Bauernschaft von Wamboldstein anzugehören. — — — Wo bleiben nur Hans und Michel?“

Jock erhob sich und ging einige Schritte nach dem Mittelpunkte der hohen Felswand. Ein dunkler Gegenstand lag zwischen dem Gestein am Boden. Er trat hinzu, das Ding zu betrachten. Ueber das Gesicht des Räuberhauptmannes ging etwas Eigenthümliches, nicht Schrecken, nicht einmal Ueberraschung, — es war wie ein tiefer, sehr ausdrucksvoller Schatten. Und als der Schatten vorübergezogen, blieb in Jocks Zügen ernstes Sinnen zurück. Die Arme vor der Brust verschränkt, stand er unbeweglich, seinen Blick auf den Prädikanten gerichtet, der zerschmettert vor ihm lag. Spekulums verglaste Augen standen weit offen, — schwarzes Blut um den Mund, Entsetzen in den erstarrten Zügen. Augenscheinlich war er von der Felswand herabgestürzt. Den Abgrund verhüllend, wuchs um den Felsrand oben niederes Gebüsch, dem Flüchtigen zum Verderben. Das Buschwerk im Sturmlaufe durchbrechend, fiel er in die Tiefe.

Nach geraumer Zeit erschienen auch die zwei Bursche bei der Höhle. Jock beachtete ihr Kommen nicht. Im Geiste des Mannes schien Unabweisbares sich festgekrallt zu haben, das ihn der Außenwelt entrückte. Das Aufschreien der Burschen riß ihn aus seinen Betrachtungen.

„Herr Gott, — der Prediger, — todt!“ rief Hans.

„Was ist ihm passirt? Habt Ihr ihn todtgeschlagen, Hauptmann?“ fragte Michel.

„Du bist ein Narr!“ erwiederte Jock in düsterer Ruhe. „Erschlagen? Hm! In letzter Zeit sind wir gute Freunde gewesen, und Freunden thue ich kein Leid. Hättest Du ihm damals flink den Schädel eingeschlagen, wie ich gebot, dann hätte er jetzt nicht da herabzustürzen brauchen, um den Hals zu brechen.“

„Richtig, — er rannte blindlings niederwärts und fiel da herunter, — was doch merkwürdig ist,“ sagte Michel. „Man meint, es hätte sollen sein, daß er in unserer Herberge um's Leben kommt.“

„Allerdings merkwürdig! Doch weit Merkwürdigeres hat mir der todte Prediger erzählt,“ entgegnete Jock.

„So, — was denn?“ forschten die Beiden wie aus einem Munde.

„Will's euch sagen, — ob ihr's aber versteht? Die Todten führen seltsame Reden, die nur wenige Menschen verstehen, vorab solche nicht, die schlecht sehen und hören. Merkt auf, will euch kund thun, was wir Zwei da mit einander geplaudert haben. — — Als ich heran trat, starrte mich der Prediger an, wie ein gräuliches Gespenst. Alles, was er mir damals an dieser Stelle gesagt, wiederholte er so ingrimmig bitter, daß es mir den Hals

zusammenschnürte, und mich fast ein Grauen überlief. — — Es giebt einen Gott, sagte er, auch einen Teufel, — Gericht, — Himmel, — Hölle. Ich bin schon gerichtet. Du wirst gerichtet werden nach Deinen Werken, gerade so wie ich. — Da bot ich ihm Trotz und sagte: Bleibe mir vom Leibe mit Gott, Teufel, Himmel und Hölle, — daran will ich durchaus nicht glauben. Wenn Luther das Recht hatte, den Herrgott im Sakrament abzuschaffen und alle Heiligen dazu, dann habe ich gleiches Recht, den Herrgott des Gerichtes abzuschaffen. Auf dem Wege des Abläugnens und Wegwerfens vom alten Glauben, was mir nicht behagt, bin ich dem Luther zehn Meilen voraus. Und nach mir werden Leute kommen, die auf demselben Wege noch weiter gehen, bis von der ganzen Religion nichts übrig geblieben, als ein Häuflein Asche, und vom Menschen nichts, als ein zweibeiniges Thier. Du bist ein dummer, halbpapistischer Prediger gewesen, — wenn sich aber Kuttenmänner dereinst auf die Kanzel stellen und rufen: Ihr Leute, es giebt keinen Gott und keinen Christus, — es ist Alles nichts! — Das sind die rechten Prediger. Sie gingen hervor aus Luthers Lenden und wanderten schnurstracks, sonder Furcht und Anstoß, den von Luther gewiesenen Pfad, bis sie anlangten beim, — Nichts. — — Da schaute mich der Todte noch

grimmiger an und sagte: Du bist ein Thor. Es ist Einer, der richtet und straft, — betrachte mich! Was der Mensch gesäet, das wird er ärnten, — hier nur unvollständig und zeitweise, dort im vollsten Maße und ewiglich. Thue auf Deine Augen, schaue Dich um, — was siehst Du im Reiche? Verwirrung, Elend, Tyrannei, Raub und Verderben im ganzen Reiche, so weit das freie Evangelium Gewalt hat. Das ist Gottes strafende Hand! — Was siehst Du im Papstthum? Werkheiligkeit, Zucht, löbliche Sitten, Barmherzigkeit, — das ist Gottes segnende Hand. Hast Du nicht selber den Papisten Wambold gerühmt, als einen edlen, rechtschaffenen Mann? Wodurch ist Wambold das, was er ist? Durch seine katholische Religion. Hast Du nicht Wambolds Bauern beneidet, ob ihres Wohlstandes und Glückes? Wodurch sind sie wohlhabend und glücklich? Durch treue Uebung ihrer katholischen Religion. — — — Noch mehr hätte er mir vorgerückt, da kommt ihr dazwischen und Alles war vorbei."

Die Bursche betrachteten verwundert den Hauptmann.

„Seltsame Reden!" meinte Hans. „Solches hat Euch wohl geträumt? Todte können doch nicht plaudern."

„Ich sagte es ja, — was mir da begegnete, was ich gesehen und gehört, das begreift ihr nicht," erwiederte

Jock. „Meinethalben! Der Todte hat mir etwas vorgemacht, — es soll nichts gelten und Alles bleibt beim Alten. — — Jetzt hört, Gesellen, was ich euch sage! Wir müssen erfahren, wie der Handel steht, damit wir wissen, wie es mit uns steht. Bezwingt Wambold die Fünfhundert, dann ist uns die Froburg verschlossen, wir sind ohne Brod und Obdach. Darum geht auf Kundschaft gegen Wamboldstein. Habt ihr ausgespäht, wie es steht, dann kehrt hieher zurück. Derweilen begrabe ich den Prediger, damit seine von Füchsen und Wölfen abgenagten Knochen nicht vor unserer Herberge liegen."

Sechstes Kapitel.

Die Landsknechte waren dem Dorfe Wamboldheim nahe gekommen und hatten sich im Walde gelagert, — zur letzten Rast und leiblichen Stärkung für den etwa bevorstehenden Kampf. Zu beiden Seiten des Weges am Boden sitzend, hatten sie ihre Feldtaschen geöffnet, den Rest der mitgenommenen Zehrung zu verspeisen. Dreiberg und Staufen saßen nebeneinander auf einem gefallenen Windstamm und ließen sich Schinken, nebst Butterbrod und Wein vortrefflich schmecken. Die Lagernden vermieden jeden Lärm, ihre Gegenwart nicht zu verrathen, die nichtsahnenden Bewohner von Burg und Dorf jählings überrumpeln zu können.

Die Unterhaltung der Landsknechte drehte sich um reiche Beute, welche sie im Schlosse des Barons und im Kloster Münster zu machen hofften; denn Staufen hatte Sorge getragen, daß übertriebene Nachrichten unter den

Söldnern verbreitet wurden, über die außerordentlichen Reichthümer des Klosters und der Burg.

„Noch eine kurze Weile, dann soll ein rechtes Beutemachen anheben, das für den weiten Marsch und knappen Sold uns entschädigt," sagte ein unheimlicher Mensch zu seinem Kameraden. „Ist die Beute eingethan, so mag ein Fressen und Saufen losgehen, daß uns die Bäuche krachen."

„Ja, wenn wir nicht wieder gefoppt sind, wie schon etliche Male," sagte der Andere. „Als wir das Kloster Frummbach heimsuchten, fanden wir in den Kellern keinen Wein, im Kloster leere Truhen, in der Kirche alte Fetzen und schlechte Kelche. Solches brachte uns dermaßen in Wuth, daß alle Mönche über die Klinge springen mußten, — was eine ganz besondere Belobigung des Predigers uns eintrug, der meinte, wir hätten die Götzenpfaffen wohl traktiert und einen rechten Stall Satanä ausgefegt."

„In Münster wird uns keine Nase gedreht, das Kloster ist reich an köstlichen Dingen," versicherte der Andere. „Auch der Baron ist reich. Seine Burg steckt voll Kleinodien und allerlei kostbarem Zierrath. Ich hörte unsern Hauptmann erzählen, daß er dort selber vor Jahren zu Gast gewesen, aus silbernen Schüsseln gegessen,

aus silbernen Bechern und Krügen getrunken und sich höchlich gewundert habe, über die vielen Kostbarkeiten. Bald werden wir all die hübschen Sachen einstecken."

„Ja, — wenn's glatt abgeht! Wir schleichen zwar heran, wie Füchse zum Hühnerstall. Wir kommen dem Baron flugs über den Hals. Dennoch könnte ein Zufall uns das Burgthor vor der Nase schließen, und wir säßen draußen."

„Pah, — wir sind unsere Fünfhundert!" rief siegessicher der Andere. „Wie lange könnte der Baron mit seiner Handvoll tölpelhafter Bauern gegen unser Sturmlaufen die Mauern halten? Keine Stunde. Auf Leitern, deren es im Dorfe genug giebt, steigen wir ihm von allen Seiten in sein Haus. Wir sind ja oft schon dabei gewesen, verstehen unser Handwerk. Manches feste Stift oder Kloster, deren Thore und Thüre verrammelt waren, haben wir dennoch genommen und dann, ob der überflüssigen Mühe, desto übler gewirthschaftet. In gleichem Falle wird dem Baron Gleiches begegnen, wenn er dumm genug ist, durch Widerstand unseren Grimm zu reizen. Die Schafe sind eigentlich die klügsten Thiere, sie lassen sich ohne Widerstand scheeren, — Solches könnten sich Mönche und andere Papisten merken," schloß er mit rohem Auflachen.

Aehnliche Reden führten alle Landsknechte. Lockende Beute, Zechgelagen und Ausschweifungen bildeten den Inhalt ihrer Gespräche.

An einer Stelle des Lagerplatzes entstand eine Bewegung. Die Söldner drängten sich zusammen und spähten in die Ferne. Durch eine schmale Lichtung des Waldes sah man das Kloster Münster. Vom sanften Glanze der Morgensonne übergossen, erhoben sich die röthlich schimmernden Mauern auf der Spitze der Anhöhe. Harmonisches Glockengeläute, die Andächtigen zum Gottesdienste rufend, drang leise herüber. Der Zusammenklang der ehernen Zungen zog, wie ein erhabener Choral, über das Land und erstarb, wie Klagegesang, an entfernten Bergwänden. Das Grablied des Klosters schienen die Glocken zu singen.

Die Landsknechte lugten scharf aus nach der im Lichte strahlenden Stätte des Friedens und geistiger Wonne. Ihre habsüchtig glühenden Augen und zuckenden Gesichtsmuskeln erinnerten an Raubthiere, welche die nahe Beute erspähten.

„Ein hübsches Beutestück, — nicht wahr?“ bemerkte mit vielverheißender Miene der Hauptmann. „Tapferkeit kann ich heute von euch leider nicht fordern; denn es wird höchstens einige starrköpfige Bauern abzustechen

geben. Dagegen verlange ich, sobald wir vor den Wald kommen, von euren Füßen die möglichste Schnelligkeit. Wer zuerst in die Burg dringt, hat Anspruch auf doppelten Beuteantheil. Der Schnellste ist diesmal der Tapferste."

Er gab das Zeichen zum Aufbruch.

Von Beuteluft und voraussichtlichen Genüssen ausschweifender Sieger getrieben, schritten die Söldner auf dem sanft zu Thal gehenden Wege dahin. Da nur fünf Mann neben einander marschieren konnten, so bildeten die Fünfhundert eine ziemlich lange Säule, die öfter da und dort grell aufblitzte, wenn von durchdringenden Sonnenstrahlen blanke Rüstungstheile getroffen wurden. An der Spitze gingen Dreiberg und Staufen. Der leidenschaftliche Junker schwelgte förmlich in Gefühlen naher Rache. Hatten auch mancherlei Ursachen den feindlichen Einbruch in die Mark Wamboldstein veranlaßt, so bestand für Staufen doch nur eine: — Rache zu nehmen an dem verhaßten Nebenbuhler Alfred. Wenn er versicherte, den Jüngling an seinen langen Haaren aufhängen und durchbohren zu lassen, so war dies kein roher Scherz, sondern furchtbarer Ernst.

Die Söldner hatten jetzt ein tiefes, in vielen Windungen fortlaufendes Thal erreicht, das immer enger

wurde. Zu beiden Seiten erhoben sich steile, dichtbewal=dete Berge. Zuweilen standen schroffe Felswände mit den Füßen knapp am Wege. Schließlich nahm das Thal den Charakter eines Engpasses an, von jäh aufstrebenden Bergwänden und Felsen gebildet. Tiefe Stille herrschte in der schluchtenartigen Tiefe, manchmal unterbrochen von dem Schrei eines Raubvogels, der in seinem Horst durch den dumpfen Tritt der Marschcolonne aufgescheucht wurde. Plötzlich gebot der Commandoruf des Hauptmannes „Halt!“

Etwa hundert Schritte von der Spitze des Zuges entfernt, schimmerten Waffen. Wambold hatte mit seinen Mannen den Engpaß besetzt.

Mit grenzenlosem Erstaunen betrachteten Dreiberg und Staufen das unerwartete Hinderniß, während ein Gemurmel durch die Reihen der Landsknechte lief.

„Was ist das?“ sagte Staufen betroffen. „Beim Teufel, unser Anzug wurde dem Baron verrathen! Ist er etwa tollkühn genug, mit seinen Bauern uns den Paß verlegen zu wollen?“

Forschenden Blickes musterte Dreiberg den Feind, dessen Reihen zwar nicht tief standen; denn man konnte das Ende der kleinen Schaar sehen. Aber die Oertlich=keit verhinderte die Landsknechte, von ihrer Uebermacht Gebrauch zu machen. Es war unmöglich, die Wambold=

steiner zu umzingeln, deren dicht geschlossene Reihen den Engpaß besetzt hielten.

„Ein ärgerlicher Handel!“ sagte der Hauptmann. „Die Kerle sind gut bewehrt und bewaffnet, — dazu kennt man Wambolds Liebhaberei, seine Bauern in den Waffen zu üben. Obendrein diese feste Stellung, — verfluchte Geschichte!“

„Ihr werdet doch an einem leichten Siege über jene Handvoll Bauernlümmel nicht zweifeln?“ versetzte geringschätzend der Junker. „Der erste Ansturm unserer Lanzen wird sie über den Haufen werfen.“

„Das möchte ich bezweifeln,“ entgegnete der erfahrene Söldnerführer. „Seht nur, welche kraftvolle Männer, baumstarke Gesellen, ächte odenwälder Rasse! Wir müssen uns vorsehen. — — Hört meinen Plan. Ich werde dem Waibel, welcher die Nachhut führt, sofort befehlen, mit seiner Abtheilung die Höhe zu ersteigen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Da hinten bemerkte ich ein Seitenthal, das wohl die Umgehung ermöglicht. Um Zeit zu gewinnen, haltet den Baron, den ich herankommen sehe, durch Gespräche und Erklärungen auf.“

„Ihr macht allzuviele Umstände mit dem Bauernpack, — will jedoch Eurer Weisung nachkommen,“ versetzte Staufen.

Der Hauptmann ging zurück, während Herr Eberhard dem Junker nahte.

„Ihr seht, ich halte Wort!“ rief ihm der Höfling entgegen. „Als Ihr damals meine Geleitsfahne beschimpftet, schwur ich, den Schimpf zu rächen. Dazu bin ich jetzt da, — an der Spitze von sechshundert tapferen Landsknechten, die wohl den Kampf mit Euren ackerbautreibenden Helden bestehen mögen. Hoffentlich wird man Eurem kühnen Sohne Alfred im Streite begegnen, der gesagt hat: Wir sind eurer Ankunft stets gewärtig. — Was die Gewärtigkeit betrifft, Baron Wambold, muß ich Euch deßhalb loben. Hätte nicht vermuthet, daß Ihr meiner frühen Ankunft an dieser Stelle gewärtig seid. Indessen bin ich gerade nicht unversöhnlich. Wenn Ihr den geraubten Kirchenschatz an Froburg ausliefert, meinen Sold für die Landsknechte vergütet und den gehängten Juden zum Leben erweckt, — dann bin ich bereit, Eure hörigen Knechte zu schonen, ohne Schwertstreich heimzukehren, und nur Euren vorlauten Sohn Alfred als Geisel für künftiges Wohlverhalten mitzunehmen.“

Diese von Spott und frechem Hohn durchsäuerte Rede machte auf den Baron einen ganz unvermutheten Eindruck, — er lächelte.

„Was ist dieser langen Rede kurzer Sinn?“ entgegnete

er. „Ich will es Euch sagen. Der Hauptmann, welcher eben von Euch ging, möchte einen Haufen seiner Leute mir in den Rücken werfen. Dazu braucht er Zeit, die soll Eure gewandte Zunge ihm herbeischwatzen.“

„Das habt Ihr fein errathen! Ich bewundere Eure Weisheit, Herr Baron,“ spöttelte Staufen.

„Die Mühe konnte sich der Hauptmann sparen; denn er wird im Rücken nicht minder einen besetzten Paß finden, als in der Front,“ entgegnete Wambold, ohne die höhnische Laune des Junkers zu beachten. „Was den übrigen Theil Eurer Rede betrifft, so ist derselbe ein sehr durchsichtiger Schleier, zur Verhüllung eines frevelhaften Unternehmens. Nicht Eure Geleitsfahne, die nicht beschimpft wurde, fordert Sühne, sondern die Raubgier und Herrschsucht Jener, deren Werkzeug Ihr seid, heischt Befriedigung. Mein Gebiet ist ein schönes, reiches Land, bewohnt von arbeitsamen, glücklichen Menschen, — ein lautschreiender Widerspruch gegen das Elend im Reiche. Darum wird Junker Staufen vorgeschoben, unter dem Banner gekränkter Ehre den Raubzug zu unternehmen, das Reformationswerk des evangelischen Bundes in der katholischen Mark durchzuführen.“

„Abermals errathen, jedoch mit weniger Scharfsinn, weil sich die Sache von selbst versteht,“ erwiederte Staufen.

„Wenn die ganze deutsche Nation des festen Willens, Roms Tyrannei abzuschütteln, und wenn die Macht des evangelischen Bundes den Vollzug des nationalen Willens übernommen, dann muß sich auch Baron Wambold die Veränderung gefallen lassen. Da Ihr jedoch die Reinigung dieses schönen Landes vom Gestank des Papstthums nicht freiwillig gestattet, so muß eben die römische Finsterniß mit Waffengewalt verscheucht und das Licht des lauteren Evangeliums verbreitet werden. Kommt es hiebei zu Raub und Brand und vielem Blutvergießen, so hat dies papistische Blindheit und Halsstarrigkeit zu verantworten."

„Eine namenlos fadenscheinige, ekelerregende Beschönigung ruchloser Gewaltthätigkeit!" rief Wambold entrüstet. „Nicht Eure Rede erweckt mir lodernden Zorn, sondern die Thatsache, daß mit solchen schmutzigen Fetzen niederträchtiger Heuchelei die Lutherischen ihre Tyrannei gegen die Katholiken zu maskiren pflegen. Unterdrückung von Freiheit und Recht, — Raub und Plünderung, — himmelschreiender Gewissenszwang, Mord und Brand, — Alles im Namen des freien Evangeliums! Wohlan, die Waffen mögen entscheiden, ob wir rechtslose Knechte des evangelischen Bundes, oder freie deutsche Männer sind!" rief er feurig, und seine Worte fanden in den Herzen

seiner Grundholden begeisterten Wiederhall. „Glück und Segen hat über unser ganzes Leben der katholische Glaube ausgegossen, — für diesen Glauben wollen wir kämpfen, siegen oder sterben.“

Staufen lachte höhnisch und mit ihm die Landsknechte.

Wambold trat wieder an die Spitze seiner Schaar. Im Vordertreffen standen die Grimmeisen, gewaltige Männer, in Stahlhauben und Harnischen, Schwerter an der Seite, in den dicken Fäusten schwere Spieße, deren lange Schafte tief herab mit Eisen beschlagen. Hinter ihnen ragte der „Goliath“, in der alten Kettenrüstung, das Kreuzesbanner in der Linken, in der Rechten eine furchtbare Streitaxt, ganz von Stahl, — in der Hand des Riesen eine mörderische Waffe. Auf den Fähnrich folgten etwa hundert Mannen, alle vortrefflich gerüstet und bewaffnet, — ungemein stark gebaute, naturwüchsige Söhne der Berge. Die feindliche Uebermacht schien sie nicht im geringsten zu beunruhigen. Trotzig blitzten ihre Augen auf den Feind, und Staufens Hohnreden waren nicht geeignet, verhaltenen Grimm gegen die lutherischen Unterdrücker zu mäßigen.

Die Landsknechte, welche das Waffenwerk gewerbsmäßig betrieben, dazu im Dienste des raubsüchtigen Land-

grafen von Hessen an blutige Fehden und Gewaltthätigkeiten gewöhnt, erwarteten von ihrer großen Ueberzahl und geschickten Führung der Waffen, einen sicheren und leichten Sieg. Die hochragenden, breitschulterigen Berghewohner hielten sie für plumpe, ungelenke Gesellen, Wolfgangs Riesengestalt reizte sogar ihre Spottsucht.

„Ein Elephant unter Mastochsen!“ rief eine Stimme.

„Heute wird das Ochsenfleisch billig,“ schrie ein Söldner, mit vernarbtem Gesicht, den Bauern zu. „Mehr als hundert Stück Hornvieh wird heute abgestochen.“

Wieherndes Gelächter der Landsknechte.

„Den Kreuzlappen kann sich der Elephant gegen Schnupfen um seinen Rüssel binden,“ rief ein Anderer.

Wiederholtes Lachen und Johlen der Söldner, während die Gehöhnten mit verhaltenem Zorne die übermüthigen Feinde betrachteten.

Wambold hatte das Haupt, bereits durch die Panzerkappe geschützt, mit einem Helm bedeckt, dessen Visir das Angesicht schirmte. Er sah nach einem Punkte der Felswand empor und erhob den Arm. Auf das gegebene Zeichen dröhnte von der Höhe ein Horn. Ueberrascht sahen die Landsknechte empor, wo mit einem Male zwischen dem Felsgestein Armbrustschützen auftauchten. Ihre Stellung war unnahbar und gefährlich; denn sie standen hinter

einem Theile der feindlichen Schlachtcolonne, und konnten die unbewehrten Rücken der Landsknechte mit Bolzen spicken.

„Die Kerle da droben werden uns nicht geringen Schaden thun," sagte Dreiberg, welchem Staufen gerade Wambolds Bemerkung bezüglich des Hinterhaltes im Rücken mitgetheilt. „Mißlingt der erste Gewaltangriff, dann verlieren wir manchen Gesellen durch die Schützen."

Abermals dröhnte das Horn, dessen Zeichen von einem zweiten Horn beantwortet wurde. Das vielfältige Echo ließ jedoch nicht bestimmt erkennen, ob die Erwiederung des Signals aus der Nähe oder Ferne kam.

„Hölle und Wetter!" sagte der Hauptmann betroffen. „Wambolds Bemerkung war keine leere Spiegelfechterei, — Feinde stehen uns im Rücken."

„Die ganze feindliche Macht im Rücken besteht wahrscheinlich nur in einem Hornbläser," versetzte gleichgültig der Junker. „Lassen wir uns nicht verwirren, — greifen wir an!"

Mit diesen Worten ging er, seine Stellung einzunehmen, aber nicht an der Spitze, sondern zwölf Glieder rückwärts. Auch der Hauptmann kämpfte nicht in den ersten Reihen, da sich, nach damaliger Sitte, die Führer zu decken pflegten. Wambold hingegen blieb der alten,

ruhmwürdigen Kampfweise treu, an der Spitze der Landsknechte zu streiten, ebenso dem Brauche, unmittelbar vor der Schlacht betend nieder zu knieen. Nicht blos in Führung der Waffen, sondern auch im Schlachtgebet hatte er seine Mannen unterrichtet. Gleich nach dem ersten Hornzeichen sanken Alle in die Kniee, hoben Blicke und Hände himmelwärts und riefen im Tone innigen Flehens:

„Heiliger Gott, Du starker Gott,
Heiliger, allmächtiger Gott,
Erbarme Dich unser!

Steh' uns bei in Noth und Streit,
Erweise uns Barmherzigkeit!
Kyrie eleison!"

Mit einer Mischung von Staunen und Hohnlachen betrachteten die Landsknechte das Schauspiel.

„Seht doch," rief eine Stimme, „die Papisten heulen ihr Sterbegebet, und wir geben ihnen die letzte Oelung."

Den seichten Witz begrüßte nur vereinzeltes Auflachen. Sogar diese rohen, durch schlechte Sitten und Blutthaten verwilderten Gemüther standen unter dem Eindrucke jener furchtbaren Augenblicke, unmittelbar vor dem Ausbruche des Kampfes.

Herr Eberhard hatte das Visir geschlossen, den langen Stahlschild am linken Arm, in der Rechten das mächtige

Schwert. Die Haltung seiner Mannen bewies, daß sie nicht vorrücken, sondern den feindlichen Angriff erwarten sollten. — Auf ein Zeichen der Trommel senkten die Landsknechte ihre Hellebarden und standen kampfbereit. Eine augenblickliche schwüle Stille trat ein. Jetzt wirbelte die Trommel Sturmlauf. Mit gellendem Schlachtruf stürzten die Söldner gegen den Feind. Gewaltig war der Anprall. Wambold aber und seine Mannen wankten nicht. Unerschüttert standen sie, gleich den Felsen ihrer Berge. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hatten sie die Hellebardenstöße aufgefangen, und mit dem begeisterten Rufe: „Für Gott und Recht!“ schwangen ihre starken Arme die wuchtigen Spieße. Ein grausiges Gemetzel hob an. Sofort zeigte es sich, daß die Söldner den kraftvollen Bergsöhnen bei weitem nicht gewachsen seien. Wie Kegel sanken sie unter den Gewaltstößen der grimmen Landsassen in den Staub. Hiezu kam der schwer wiegende Umstand, daß die Söldner nicht für irgend eine erhabene Idee stritten, — Bezahlung und Raubgier bildeten die einzigen Beweggründe zum Gebrauche der Waffen. Die Bauern hingegen kämpften für die höchsten Güter, für Glaube, Freiheit und Recht. Das Bewußtsein, diese höchsten Güter, im Falle der Niederlage, verlieren zu müssen, entflammte ihren Kampfesmuth bis zur Be-

geisterung. Fortwährend mischte sich in das Waffengetöse ihr Feldgeschrei: „Für Gott und Recht!“

Auch gegenwärtig war ihnen das Beispiel ihres Grundherrn mustergiltig. Wie er den Landsassen stets voranging durch pflichtgetreues Leben, als Held im Kampfe mit Hindernissen auf dem steilen Pfade zum höchsten und einzigen Ziele des Menschen, so stand er jetzt vor ihren Augen als Held in den Waffen, gegen die Feinde irdischer und ewiger Wohlfahrt. Wie ein Keil brach er an der Spitze seiner Mannen in das feindliche Gedränge. Er war das Ziel ungestümer Angriffe. Stöße und Hiebe trafen seinen Helm und Schild, Lanzenspitzen versuchten, den harten Stahl seiner Kettenrüstung zu durchbrechen. Allein die feindlichen Waffen waren zu schwach und die Arme nicht stark genug, dem gewappneten Recken zu schaden. Das gewaltige Schwert bald zum Stoße, bald zum Hiebe schwingend, zerschmetterte er die Blechhauben der Söldner, spaltete deren Köpfe und häufte Leichen auf Leichen.

Eine fast komische Figur machte der „Goliath“. Vor Verlangen brennend, den Spöttern den „Elephanten“ heimzuzahlen, schwang er beständig seine Streitaxt, konnte aber nicht an den Feind kommen, weil ihm die kleine Schaar der Grimmeisen im Wege stand. Unwillig schüttelte

er sein Riesenhaupt und verwünschte sein klägliches Geschick, thatlos herstehen und „Maulaffen feil halten“ zu müssen. Als nun zwei Grimmeisen durch schwere Verwundung kampfunfähig wurden und sich zurückzogen, drang Goliath sofort in die entstandene Lücke.

„Hollah, — der Elephant kommt!“ rief er mit Donnerstimme. „Der Elephant mit dem Kreuzlappen, — ihr Schufte, — ihr Ketzerbuben!“

Jetzt stand er im Handgemenge und begann, mit ächt teutonischer Wuth um sich zu schlagen. Die Söldner stachen vergebens auf den gigantischen Fähnrich, dessen Rüstung für weit überlegenere Waffen und Kräfte geschmiedet worden. Siegverheißend wehte das Kreuzesbanner über dem Kampfgewühl. Immer weiter drangen die Streiter „für Gott und Recht“ vor. Jetzt erscholl auch Schlachtgetöse im Rücken der Landsknechte. Ein starker Haufen Wamboldsteiner war im Hinterhalt gelegen. Dieser griff, von Alfred geführt, jene feindliche Abtheilung an, welche die Stellung Wambolds umgehen sollte. Sie wurde nach kurzer Gegenwehr zurückgeworfen, und die Landsknechte geriethen in eine verzweifelte Lage. Sogar von Oben kam Verderben über sie. Mit furchtbarer Sicherheit entsandten die Armbrustschützen ihre Geschosse, welche fort und fort die Rücken der Söldner durchbohrten.

Hauptmann Dreiberg erkannte die unabwendbare Niederlage, und sein Stolz gestattete ihm nicht, dieselbe zu überleben. Er stürzte in das Handgemenge und sank, von des Riesen Streitaxt getroffen, entseelt vor dem Kreuzesbanner nieder.

Staufen, bisher durch sein Kettenhemd gegen sausende Bolzen geschützt, sah das näher kommende Verderben, und spähte ängstlich nach einer Oeffnung zum Entrinnen. Bislang hatte sein Rückzug gleichen Schritt gehalten mit dem Vordringen des Feindes. Als nun der Rückenangriff erfolgte, fand er seine Sicherheit ernstlich bedroht. Da für seine niedrige Gesinnung die Schmach feiger Flucht nicht bestand, und es ihm grauenhaft dünkte, von den Genüssen des Lebens zu scheiden, so glich er einer Maus in der Falle, die ängstlich ein Loch zum Entschlüpfen sucht.

Der Tod des Hauptmannes entmuthigte die Soldknechte. Viele warfen die Waffen weg und baten um Gnade. Die ergrimmten Landsassen kannten jedoch keine Schonung. Sie wollten die Bedroher ihrer Freiheit, die Unterdrücker ihres Glaubens, die verhaßten lutherischen Räuber und Mordbrenner vollständig vernichten. Nun kämpften die Söldner mit dem Muthe der Verzweiflung. Immer grausiger wurde das Ge-

metzel, bis die Fünfhundert erschlagen die Wahlstatt bedeckten.

Staufen entkam. Er hatte endlich einen Ausweg entdeckt, war zunächst durch eine Felsspalte geschlüpft, kroch dann auf Händen und Füßen die mit Buschwerk bestandene Felswand empor, bis er in den freien Wald gelangte. Von Todesangst getrieben, lief er in der Richtung gegen Froburg und stieß bald auf die zwei Straßenräuber, welche das Kampfgetöse hieher gelockt. Erschöpft und bebend an allen Gliedern, stand der sonst hochfahrende Junker vor den Burschen.

„Ei, — Herr von Staufen, wie gottserbärmlich seht Ihr aus!“ sagte Hans. „Ihr zittert ja wie Pappelblätter im Winde. Habt nur weiter keine Angst, — wir sind Eure Freunde.“

„Wer seid ihr?“ fragte der Tapfere mit tonloser Stimme.

„Wir sind Knechte des Ritters von Froburg, den Wambold gefangen hat,“ und flüchtig erzählte Hans, was geschehen. „Jetzt geht mit uns, schloß er. Wir führen Euch nach unserer Herberge, und dann wohin Ihr wollt.“

Staufen folgte den Vorausgehenden, die rasch zwischen den Stämmen des Hochwaldes dahin schritten. Nach

einiger Zeit war die Höhle erreicht, wo Jock den letzten Stein auf Spekulums Grabhügel geworfen. Als er den sonst hochmüthig einhergehenden Junker gesenkten Hauptes daher kommen sah, errieth er Alles.

„Willkommen, edler Herr!“ grüßte Jock. „Was passirt ist, weiß ich schon.“

„Wer hat es Euch gesagt?“ fragte Hans verwundert.

„Dies sagt mir das zerrissene Wams, das enthelmte Haupt, das verlorene Schwert und die Jammergestalt dieses hochgepriesenen Ritters,“ antwortete Jock. „Ihr wißt, Gesellen, was ich voraus gesagt! Wer mit Wambold anbindet, mag vorher sein Testament machen; denn gegen Zaubermacht kämpfen Menschen vergeblich. — — Setzt Euch auf diesen weichen, bemoosten Stein, edler Herr, dieweilen Ihr ganz erschöpft seid. Wie schade, daß ich Euch zur Stärkung keinen Bissen Brod anbieten kann.“

„Hunger plagt mich nicht, wohl aber Durst,“ erwiederte kleinlaut der Junker. „Könnte ich doch einige Tropfen Wasser haben, die schmachtende Zunge zu befeuchten.“

„Einige Tropfen? Ihr redet gerade, wie der reiche

Prasser in der Hölle, — wenn es eine giebt. Ihr sollt gelabt werden, gnädiger Herr, mit dem schönsten klarsten Wasser. Hans, mache Deine Stahlhaube zum Wassertopf und laufe geschwind zur Quelle. — Geduldet Euch nur wenige Augenblicke, edler Junker, gleich ist er wieder da. Kaum vierhundert Schritte von hier sprudelt die beste Quelle im Reiche. — — Ich habe mit Euch ein herzliches Mitleiden, lieber gnädiger Herr! Wie seid Ihr doch abgehetzt und gänzlich entstellt! So oft ich den stattlichen, vornehmen, in Gold, Sammt und Seide prunkenden Junker von Staufen zu Froburg sah, lachte mir das Herz im Leibe. Und jetzt, — na, — meine Zuneigung würde Thränen vergießen, wären Thränen für Mannhaftigkeit nicht Schande. Die Teufel des Wambold müssen Euch arg mitgespielt haben."

„Du hast Recht, — Teufel!" versetzte Staufen. „Nicht wie Menschen fochten diese Kerle, sondern wie Bluthunde und Mordgesellen der Hölle."

„Ich sagte es ja, — Wambolds wilde Jagd ist kein menschlich Ding!" that geheimnißvoll der Räuberhauptmann. „Fest macht der Zauberer sich und seine Leute, weder Schuß, noch Hieb, noch Stoß schadet ihnen. Was hilft da mannhaftes Streiten? Gegen Festgemachte muß der Stärkste im Kampf erliegen. Darum seid getröstet

und denkt, was kein Mensch vermag, mußte auch dem Tapfersten mißlingen."

Hans kehrte zurück.

„Hier ist Wasser, edler Herr!" sagte Jock dienstfertig. „Setzt an und laßt es Euch behagen."

Staufen trank in langen Zügen.

„Nun ist mir wieder besser, — neues Leben regt sich in meinen Gliedern," sprach aufathmend der Junker. „Diese Schurken, diese mörderischen Unholde! Alles stachen sie zusammen, — keine Schonung, keine Gnade, — die Ungeheuer! Das Felsgestein jener grausigen Thalschlucht erwies sich menschlicher; denn es öffnete mir eine Spalte zum Entwischen. Um aber hindurch kriechen zu können, mußte ich Helm und Schwert im Stiche lassen."

„Helm und Schwert liegen weit sicherer in der Felsspalte, als auf dem Kampfplatze," tröstete Jock. „Der Fels wird beide treu bewahren, bis man sie holt, — der Kampfplatz hingegen würde sie an die Feinde ausliefern."

„Ist es weit von hier nach Froburg?"

„Nach Froburg wollt Ihr? Dem Löwen in den Rachen laufen?" that Jock entsetzt. „Nein, edler Herr, dahin sollt Ihr nicht! Wambold hat den Ritter gefangen, dessen

Knechte erschlagen, und ohne Zweifel auch dessen Burg besetzt. Darum laßt Euch rathen, — seid klug, rennt nicht mit offenen Augen in das sichere Verderben."

„Du hast Recht! Doch wie entkomme ich ohne Lebensgefahr nach Hessen?"

„Laßt dies meine Sorge sein, gnädiger Herr Junker! In dieser Wildniß weiß ich so gut Bescheid, wie in meiner Hosentasche, — kenne jeden Steg und Pfad. Drei Stunden von hier wohnt einsam von mir ein Freund. Dorthin gehen wir und halten Nachtrast. Morgen früh geleiten wir Euch auf den kürzesten Wegen nach Weinheim, von wo Ihr ungeschoren nach Darmstadt gelangt."

„Du bist ein kluger Mensch; ich nehme Deine Dienste an und werde sie reichlich belohnen."

„Dank Eurer Gnaden, recht großen Dank! Doch lieber wäre mir gewesen, wenn Ihr gesagt hättet: — Du bist ein kluger Mensch, ich nehme Dich in meine Dienste. Wir waren Christophs getreue Knechte, — nun aber sind wir herrenlose Leute, ohne Dach und Fach. — Bedarf Eure Gnaden keiner getreuen Knechte? Keiner ehrlichen Gesellen, deren höchstes Gebot ihres Herrn Wink?"

„Du gefällst mir und sollst um meine Person

bleiben. Um Deinetwillen werde ich die beiden Burſche auf meinen Gütern löblich unterbringen.“

„Tauſend Dank, gnädiger Herr! Es ſoll Euch niemals reuen, einen Mann, der gar Vieles erfahren, Vieles weiß und Alles kann auf ſeines Herrn Geheiß, in Eure Dienſte genommen zu haben. — Wenn es Eurer Gnaden beliebt, brechen wir ohne Säumen auf.“

Siebentes Kapitel.

Christoph von Froburg saß auf Wamboldstein in ritterlicher Haft. Ein geräumiges Zimmer, mit hübscher Einrichtung und Fernsicht, war ihm angewiesen worden, das er jedoch nicht verlassen konnte, weil es verschlossen war. Auf einem Tische standen mancherlei Speisen, auch ein gefüllter Krug, daneben ein silberner Becher. Der Krug enthielt jedoch keinen Wein, sondern Wasser, daher Christophs böse Seitenblicke auf den Krug. Er selbst, nämlich Ritter Christoph, ruhte in einem bequemen Sessel, schon am zweiten Tage seiner Haft sichtlich zusammengefallen, bleich und entstellt, mit zitternden Händen und Knieen. Was den Mann körperlich, ökonomisch und sittlich zu Grunde gerichtet, wurde ihm jetzt versagt, — übermäßiger Weingenuß. Nur ein Becher dieses Getränkes zum Mittagstisch und Abendbrod war ihm gestattet, — ein Nichts, gegenüber der Fluth, darin täglich der Säufer

unterſank. Nun wirkte die plötzliche Unterbrechung der häßlichen Gewohnheit ſehr heftig auf den Organismus. Brennender Durſt quälte ihn, und die Organe, durch fortgeſetztes Uebermaß vergiftet und zerrüttet, überkam völlige Erſchlaffung. Anderſeits ſteigerte ſich die nervöſe Reizbarkeit des zur Nüchternheit gezwungenen Trunkenboldes. Fortwährend murrte und ſchimpfte er über den Burgherrn, verwünſchte ſein klägliches Geſchick, Staufens Niederlage, ſich ſelbſt und die ganze Welt.

„Mir des Tages zwei Becher Wein, — mir, der täglich mindeſtens dreißig Humpen leerte?“ fing er eben wieder an. „Iſt das ritterliche Haft? Will mich der Schurke elend verdurſten laſſen? Das möge ihm der Teufel ſegnen, — dem Straßenräuber. — — Wie kann ich leben ohne Wein? Der Luft könnte ich füglicher entſagen, als dem Wein, — der Hungerleider, der Geizkragen, der Schwarzkünſtler! Die beiden Fingerhüte voll Wein, die er mir täglich eintröpfelt, dienen nur dazu, meine Durſtpeinen zu reizen, — zu ſteigern, — der Schinder! Was helfen die beſten Speiſen, wenn ſie im Halſe ſtecken bleiben und ſchmecken, wie Stroh, ohne die Würze des Weines? — — — Ich vertrockene, wie ein Schwamm, den man in die Sonne gehängt. Alle Säfte in mir ſchwinden dahin, und was davon übrig bleibt, verwandelt

sich in Galle. Umbringen wird er mich, — langsam zu Tode martern wird er mich, — der Mörder!“

Er trat zum Fenster und sah in den Hof hinab.

„Aber, — was ist das? Was sehe ich?“ sagte er, mit den Zeichen des größten Erstaunens.

Elisabeth schritt gerade, zwischen Emma und Alfred, über den Burghof.

„Das ist ja meine Tochter, — wahrhaftig meine Tochter, — bei ihrem Buhlen, wie Staufen sagte! Wann kam sie hieher? Heute nicht; denn es ist noch früh am Tage. Gestern auch nicht; denn es war Schlachttag. Also vorgestern. — Hölle und Wetter, was für ein Licht geht mir da auf! Sie hat Wambold den Anmarsch der Landsknechte verrathen, — wahrhaftig verrathen! Ich meinte, sie sei wieder vor Staufen nach Sion entwichen, — nein, sie erfuhr das Anrücken der Fünfhundert, lief vorgestern herüber und verrieth Alles. Ha, — die Elende! So konnte Wambold sich rüsten zur Gegenwehr, den Hinterhalt legen und siegen. Ohne den Verrath läge der Straßenräuber jetzt in der Grube, — Staufens Fahne wehte auf Wamboldstein, — mit Beute beladen wäre ich heimgekehrt, — Alles wäre glücklich verlaufen. Und jetzt? Verflucht sei die Verrätherin, — vermaledeit die Vatermörderin! Ja, die Vatermörderin; denn Mangel an

Wein bringt mir so gewiß den Tod, als dem Fische Mangel an Wasser. Staufen hat Recht. Der goldhaarige Junge ist ihr Buhle. Um ihres Buhlen willen beging sie den Verrath, — die schändliche Metze!“

Während der grimmvolle Mann Flüche und Verwünschungen über seine Tochter ausschüttete, sprach diese ihren Wunsch aus, den Vater besuchen zu dürfen. Jene Liebe, welche naturgemäß die Kinder beseelt für die Eltern, kannte Elisabeth zu ihrem Vater nicht. Das wüste Treiben des Säufers, der stete Rückgang in Folge der Ausschweifungen und Gelage, der beständige Hader zwischen den Gatten, die Brutalitäten des Trunkenboldes gegen sein Weib, die Klagen und täglich fließenden Thränen der Mutter, — all dies erstickte den Keim der Liebe in dem Kinde. Herangewachsen und eines richtigen Urtheils fähig, erschrack Elisabeth über die Geistesroheit und schmachvolle Gesunkenheit ihres Vaters, während sie den Jammer und nagenden Kummer der Mutter mitfühlte. Sie selbst vergaß häufig Thränen über das Familienunglück, dessen einziger Verschulder ihr Vater, den sie nicht lieben, nicht einmal achten konnte. Dennoch empfand sie jetzt Theilnahme für ihn und bat Alfred, sie nach dem Zimmer des Gefangenen zu führen.

„Seid ohne Sorgen wegen Eures Vaters, dessen

Pflege in jeder Beziehung ritterlicher Haft entspricht," sagte der junge Mann. „Allerdings wird er grollen ob seines Mißgeschicks; Eure Trostworte mögen ihm wohlthun."

Sie durchschritten einen Gang, dessen letztes Zimmer Froburg bewohnte. Der Schlüssel stack in der Thüre, Alfred drehte ihn um, öffnete und ließ das Fräulein eintreten. Dann schloß er die Thüre und zog sich zurück, in der Absicht, Elisabeth zu erwarten, deren ungewöhnliche Persönlichkeit die mächtigsten Eindrücke auf ihn hervorbrachte. Als der Gefangene sehr laut und heftig sprach, trat Alfred im Gange noch weiter zurück, um kein unberufener Zuhörer zu sein. Sogar bis zu seinem gegenwärtigen entfernten Standpunkte drang zuweilen Froburgs polternde Stimme. Nach kurzen Pausen der Stille, in denen Elisabeth sprechen mochte, vernahm er wieder Christophs Stimme, und zwar mit dem Ausdrucke unbändigen Zornes. Was mochte dies bedeuten? Augenscheinlich war die Tochter der kränkendsten Behandlung ausgesetzt. Alfred empfand innige Theilnahme für sie, die Unvergleichliche, deren geistige und körperliche Vorzüge das Ideal weiblicher Vollkommenheit im Urtheile des Jünglings verwirklichten. Mit dem Entschlusse, Elisabeths peinvolle Lage zu unterbrechen, ging er zurück. Da öffnete

sich die Thüre, das Edelfräulein trat in den Gang heraus. Raschen Schrittes eilte er ihr entgegen und stand im höchsten Grade betroffen bei ihrem Anblicke. Ihre Gestalt war hoch aufgerichtet, ihr Antlitz marmorweiß, darin Schmerz, Zorn, Schrecken und Abscheu sich ausdrückten. Kaum fand er Worte, nach ihrem Befinden zu fragen. Sie hob abwehrend den Arm gegen ihn, schaute mit großen, eigenthümlich leuchtenden Augen ihn an, und schritt vorüber. Bestürzt blieb er stehen, keines Wortes, keiner Bewegung fähig. Dann hörte er, wie die Thüre ihres Zimmers in das Schloß fiel.

„Heiliger Gott, — was ist das?“

Nach diesen Worten stand er sinnend und grübelnd, wobei Merkmale banger Unruhe und schmerzlicher Empfindungen immer schärfer in seine Züge traten. Endlich drehte er den Schlüssel in der Thüre des Gefangenen um und ging nach seinem Zimmer. Dort lagen noch die blutbefleckten Rüstungsstücke auf dem Tische, die Zeugen seiner Tapferkeit am vorigen Tage. Was ihn eben noch mit Dank gegen die Vorsehung und mit Begeisterung erfüllte, der ruhmvoll erstrittene Sieg, die Abwehr der Raub- und Mordbande, die Rettung der väterlichen Heimstätte und des ganzen Landes aus gräulicher Verwüstung, — Alles schien gänzlich erloschen in seinem Gedächtnisse.

Er sah nur die plötzlich verwandelte Elisabeth, ihren abwehrend nach ihm ausgestreckten Arm, ihren gebietend zurückweisenden Blick, die ergreifende Schrift ihres weißen Angesichtes, welche zu lesen und zu verstehen, er sich umsonst bemühte. So saß, stand und ging er Stunden lang in seinem Zimmer, ohne den rastlosen Lauf der enteilenden Zeit wahrzunehmen. Auch das Hasten flüchtiger Tritte und das ungewöhnlich laute Sprechen in den Gängen bemerkte er nicht, bis seine Zimmerthüre sich öffnete und Emma mit verstörten Zügen vor ihm stand.

„Wo ist Elisabeth? Wir suchen allenthalben und können sie nicht finden.“

„Sie ging nach ihrem Zimmer.“

„Dort ist sie nicht, — auch nicht in der Kapelle, — nicht auf den Zinnen, — nirgends in der ganzen Burg. Mein Gott, wo mag sie nur sein?“ — und dem hochgewachsenen Kinde standen die Thränen nahe.

Beide traten in den Gang, wo eben Frau Hedwig dem heimkehrenden Gatten das räthselhafte Verschwinden des Mädchens erzählte.

„Wie möget ihr doch über eine so klare Sache dermaßen erschreckt sein,“ sprach Herr Eberhard. „Der Vater hat sein Kind heimgeschickt, — das ist die einfache Lösung des Räthsels. Morgen werde ich selbst nach Froburg

reiten, Frau Richmunde über mancherlei zu verständigen und zugleich erfahren, weßhalb die zartsinnige Elisabeth ohne Abschied von uns ging."

Alfred fand die Meinung des Vaters bestätigt. Als er die Umgebung der Burg nach der Verschwundenen durchstreifte, sagte ihm ein Mann, das Jungfräulein sei vor etwa drei Stunden eilends durch das Dorf gegangen.

Am folgenden Tage ritt Wambold nach Froburg, wo ihn Richmunde empfing, nicht wie einen Feind, sondern wie einen Wohlthäter.

„Ich komme, gnädige Frau, Euch meiner friedfertigsten Gesinnung zu versichern und bin weit entfernt, an Eigenthum und Rechten Euch zu schädigen. Die Unbesonnenheit Christophs, sich in eine Fehde gegen mich verwickeln zu lassen, begreife ich ebensowenig, wie seinen grimmigen Haß, da ich ihm niemals irgend ein Leid zugefügt."

„Dies soll Euch nicht wundern, Herr Baron! Mich, sein Weib, haßt er seit vielen Jahren ohne Grund. Mein Lebensglück zerstörte er, vergiftete jede Stunde durch sein Laster, bannte jeden frohen Augenblick aus meiner Nähe. Steter Zank, Beschimpfungen, Roheiten bis zu körperlichen Mißhandlungen, waren die Beweise seiner Gattenliebe. Nicht umsonst sagt die heilige Schrift, der Säufer

Antheil sei die Hölle, — verdient wurde die Höllenstrafe durch zugefügte Höllenpein."

Sie sprach nicht ohne Bitterkeit, sogar Zeichen tiefen Grolles erschienen auf dem kummerbleichen Angesicht der unglücklichen Frau.

„Seid guten Muthes, Eure Leidenszeit ging vorüber," tröstete er. „Was ich bei meinem letzten Hiersein Euch versprach, bin ich zu erfüllen fest entschlossen."

„Was meint Ihr, edler Herr?"

„Damals sagte ich, wenn Christoph gegen mich Fehde anhebe, dann wolle ich als sein bester Freund an ihm handeln. Ich verhieß, den Säufer einzusperren, das abscheuliche Ungethüm Völlerei mit eiserner Faust zu erwürgen, und nicht eher dem Gefangenen die Freiheit wiederzugeben, bis er die Scheußlichkeit seines Lasters erkannt und dasselbe abgeschworen. Da nun der Himmel Alles nach Wunsch gefügt, so bin ich gehalten, mein Versprechen einzulösen."

„Ein großes Werk der Nächstenliebe und Barmherzigkeit an Christoph, an mir und meinem Kinde! Indessen, — leider wird es nicht gelingen. Von der böswilligen Verstocktheit und schmachvollen Schwäche des Säufers habt Ihr keine Vorstellung. Wie viel tausend Male beschwor und flehte ich mit heißen Thränen, das Lasterleben

zu meiden, — vergeblich! Er sah den Untergang unseres Wohlstandes, die klägliche Zerrüttung in allen Verhältnissen, meinen Jammer, mein namenloses Unglück, — dennoch besserte er sich nicht, — im Gegentheil, er trieb es immer ärger. Der Teufel der Trunkenheit stachelte ihn nebenbei zu herzlosen Unbilden und Mißhandlungen Jener, die er zu achten und zu lieben, als Gatte und Vater verpflichtet ist. Gänzlich verhärtet und verstockt, wird er seiner wüsten Leidenschaft nicht entsagen."

„Dann soll er meine gute Absicht ebenso unerschütterlich finden, als es sein Hang zum Schlechten ist," versetzte Wambold. „In der Beharrlichkeit will ich ihn übertrumpfen. Er wird kein freier Mann, bis er das Sklavenjoch der Leidenschaft zerbrochen. Darum bitte ich, vielwerthe Frau, meinem wohlgemeinten Streben nicht zu zürnen, das Euch für längere Zeit des Gatten beraubt."

„Wie könnte ich meinem größten Wohlthäter zürnen? Des Gatten beraubte mich längst der Trunkenbold. Der mir Gatte sein sollte, war mein grimmigster Feind, mein steter Peiniger, — Vernichter jeder Lebensfreude."

„Sodann bin ich Willens, Euch und Eurem Kinde

das zu sein, was Herr Christoph sein sollte, nämlich ein väterlich besorgter Sachwalter Eurer häuslichen Dinge. Ihr kennt die schwere Verbindlichkeit Eures Gemahls an die Judenfamilie Lämmel in Darmstadt, — weist die Bedränger nur an mich. Mit Eurer Genehmigung werde ich zur Bewirthschaftung der Burggüter einen kundigen Verwalter setzen, dazu einige treue Knechte als verlässige Hut in die Burg legen."

„Eure Güte beschämt mich, Herr Baron! Wie kann ich alle diese Beweise hochherzigen Edelsinnes annehmen?"

„Es ist nur geringe Wiedervergeltung, Frau Richmunde! Was Eure Tochter an mir, meiner Familie und meinem ganzen Lande gethan, kann ich niemals ersetzen."

„Meine Tochter?" fragte sie befremdet.

„Ihr wißt es nicht? Wißt nicht, daß Elisabeths Kunde uns dem fast sicheren Verderben entriß?"

„Ich staune, — weiß von gar nichts! Als Staufen jüngst hier eintraf, flüchtete Elisabeth, wie gewöhnlich, nach Sion. Gestern kehrte sie von dort zurück."

„Nicht doch, gnädige Frau! Nach Sion flüchtete Elisabeth nicht, sie brachte uns vielmehr Nachricht vom Anmarsche des Feindes," — und ausführlich erzählte er.

Richmundes Ueberraschung war grenzenlos.

„Gütiger Gott, welche Entschlossenheit, — welches kühne Wagniß!“ rief sie aus.

„Für uns eine unvergeltbare Rettungsthat,“ sprach er. „Darf ich unsere Heldin nicht begrüßen?“

„Leider nicht, Herr Baron! Else kehrte überaus angegriffen heim und legte sich zu Bette, das sie noch nicht verlassen hat. Räthselhaft ist ihr Zustand. Mit weit offenen Augen starrt sie an die Zimmerdecke, seufzt zuweilen recht schmerzlich, klagt jedoch über keine Leiden. Nun, es wird bald vorübergehen,“ fuhr sie fort, die ängstliche Besorgniß des Freiherrn bemerkend. „Es hat nichts zu bedeuten, — wahrscheinlich die Folgen übermäßiger Anstrengung, und auch bestandener Schrecken, ob des feindlichen Ueberfalles.“

„Bevor sie Wamboldstein verließ, hatte sie eine Unterredung mit ihrem Vater, der oft sehr laut und zornig sprach.“

„Ah, — nun errathe ich Alles!“ sagte Richmunde. „Er hat Else durch seine namenlose Roheit erschreckt und tief verwundet. Ihr glaubt nicht, welche mörderischen Stichreden so ein Trunkenbold versetzen kann. Gleich Keulenschlägen treffen seine boshaften Grobheiten. — Das arme Kind! Da ich nun die Ursache ihres Leidens

kenne, werde ich nicht säumen, die heilenden Mittel anzuwenden."

„Thut dies ohne Weile, vielwerthe Frau! Grüßet Elisabeth von mir und den Meinigen herzinnig. Nach kurzer Frist werde ich wieder kommen. Selbstverständlich seid Ihr und Fräulein Elisabeth zu Wamboldstein höchst willkommene und ersehnte Gäste."

Achtes Kapitel.

Als Herr Eberhard in den Burghof von Wambold=stein ritt, meldete ihm Cuno, der Thorwart, die Ankunft von drei edlen Herren.

„Jedenfalls kommen sie weit her; denn ihre Reit=knechte führen drei Saumpferde mit sich.“

„Wer mögen die Herren wohl sein?“ sagte Wambold vor sich hin, die Wendeltreppe zum ersten Stockwerk er=steigend.

Im Gange trat Emma mit der ängstlichen Frage vor ihn: „Vater, ist Else in Froburg?“

„Gewiß, mein Kind!“

„Gott sei Dank! Nun bin ich wieder froh.“

„Wir haben Gäste?“

„Ja! Herzog Heinrich von Braunschweig und zwei Edelleute.“

Die Kunde überraschte den Burgherrn, aber nur einen Augenblick. Sofort errieth er den Zweck der herzoglichen Reise.

„Beklagenswerther Fürst, auch der Ritt nach Worms wird Dir nicht helfen!“ murmelte er und betrat mit Emma das Zimmer.

Um einen mit Speisen auf silbernen Platten und mit silbernen Weinkannen bestellten Tisch saßen die Fremden.

Herzog Heinrich von Braunschweig, dessen tragisches Geschick die Weltgeschichte berichtet, zählte damals sechsundfünfzig Jahre. Er war einer jener seltenen reichstreuen und achtungswerthen Fürsten, welche den Kaiser gegen Türken und Franzosen mit Hilfstruppen unterstützten. Nebstdem war der Herzog ein weißer Rabe, eine Ausnahme der tief gesunkenen Fürstenschaft. Die Freiheiten des neuen Evangeliums konnten ihn nicht bestimmen, durch Zügellosigkeiten des bloßen Glaubens das Himmelreich zu gewinnen. Eben so wenig vermochten Raubgier und Herrschsucht seiner fürstlichen Standesgenossen über ihn. Er achtete das Eigenthum der Stifte und Klöster seines Herzogthums. Als einige Städte seines Landes die Lust anwandelte, unter dem Banner des reinen Evangeliums, Klöster zu plündern, schützte Heinrich die Bedrohten mit starker Hand. Aber seine

katholische Ueberzeugung brachte ihm Unglück. Der evangelische Bund benutzte die Abwesenheit der herzoglichen Truppen, welche gegen die Türken kämpften, überzog Braunschweig, eroberte alle feste Städte und Plätze, plünderte Kirchen und Klöster, mißhandelte und vertrieb die Geistlichkeit und führte gewaltsam das Lutherthum im ganzen Lande ein. Den Fürsten erklärten die Bündischen des Herzogthums und jeder fürstlichen Würde ledig. Dies geschah vor drei Jahren. Seitdem erschien der vertriebene Herzog auf jedem Reichstage, Recht fordernd und Klage erhebend gegen seine Unterdrücker, — vergebens. Nicht blos im Reiche geboten die Bündischen von Schmalkalden, sondern auch auf den Reichstagen. Als er im vorigen Jahre den Reichstag in Speyer besuchte, legten Sachsen und Hessen sogar Protest ein gegen die Anwesenheit Heinrichs, den sie für keinen Reichsfürsten mehr ansehen und deßhalb nicht gestatten könnten, daß er Sitz und Stimme in der Reichsversammlung habe. — Dieses heuchlerische und stirnlose Gebahren seiner Unterdrücker schmerzte und erbitterte den Herzog. Sofort erhob er sich zur geziemenden Erwiederung.

„Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen," sprach er, „haben mit ihren evangelischen Bundesgenossen wider göttliches und menschliches Recht, wider

die Reichsgesetze und den Landfrieden, meiner Länder mich beraubt und sich durch solches Vornehmen selbst in den Stand der Landfriedensbrecher gesetzt, weßhalb ihnen Rechtens kein Platz auf dieser Versammlung zukommt. Meinen Rechten will ich darum nichts vergeben haben, wenn ich dennoch mit ihnen den Berathungen beiwohne."

Die heftige Erwiederung des Landgrafen, und die Verdächtigungen des Kurfürsten von Sachsen, veranlaßten den freimüthigen Herzog zur Aeußerung bitterer Wahrheiten.

„Meine Worte entsprechen den Thatsachen," rief er, „und die Thatsachen schreien auf zum Himmel, Recht heischend und Gerechtigkeit. Die schmalkaldischen Bundesverwandten haben mich und mein Land überfallen in einer Zeit, da ich mit meinen Truppen in stehender Expedition gewesen gegen die Türken. Sie haben in meinem Herzogthum den alten Glauben unterdrückt, die Geistlichen verjagt, die Klöster geplündert, Kirchenkleinodien und Glocken geraubt, verkauft oder eingeschmolzen. Der Landgraf von Hessen hat wider göttliche, menschliche und kaiserliche Einsetzung, jedoch mit Luthers Gutheißung, zwei Eheweiber, weßhalb er infam und keiner Dignitäten mehr fähig ist. Schon in früheren Jahren hat er aus landfriedensbrüchigem Gemüthe, ohne alle Ursache, drei

Bischöfe überzogen und geschatzt, und sammt seinen Gesellen Kirchen und Klöster geplündert. Der Kurfürst von Sachsen hat das Stift Naumburg mit Gewalt dem Reiche entzogen, unter sich gebracht und gegen den dortigen rechtmäßigen Bischof einen deutschen lutherischen Papst als Bischof aufgeworfen. Es ist zum Erbarmen, daß solch gewaltsames, landfriedensbrüchiges, unchristliches Fürnehmen soll zugesehen werden, sonderlich weil diese Leute je länger je weiter greifen und kein Aufhören bei ihnen ist. Sie haben Conspirationen mit den Türken, mit dem Könige von Frankreich und anderen Potentaten, was offenkundig und darum zu erwägen, ob solcher Reichsverrath straflos zu dulden sei [1]).“

Dieses Auftreten charakterisirt den Herzog als entschlossenen, keineswegs furchtsamen Mann. Aber die erduldeten Ungerechtigkeiten und Drangsale, das beständige Ringen nach Wiederherstellung seines zertretenen Rechts, die mannigfachen und tiefen Kränkungen und schmerzlichen Enttäuschungen, hatten sprechende Merkmale auf seinem Gesichte eingegraben. Dennoch war die hagere, starkknochige Gestalt des Fürsten kräftig, der Blick seiner lebhaften Augen scharf und Zeuge reger Geistesthätigkeit,

---

1) Janssen, B. III, S. 516.

sein Haupthaar hingegen ergraut. Als er sich jetzt erhob, den Freiherrn zu begrüßen, glänzte sein Angesicht vor Freude. Auch Wambold ergriff, beim Anblicke des Herzogs, ungewöhnliche Gemüthsbewegung.

„Durchlauchtiger Herr, seid mir herzlich willkommen!“ sprach er, die dargereichte Hand warm drückend.

„Mein trauter, alter Heergeselle, wie freut es mich, nach vielen Jahren Euch wieder zu sehen!“ sprach der Fürst, Eberhards Rechte festhaltend und ihn mit freudigem Staunen betrachtend. „Ei, Vielwerther, Ihr altert gar nicht, seid immer noch der gewaltige Recke, mit Gliedern von Stahl, wie vor zwanzig Jahren, als wir bei Pavia 1525 die Wälschen und Franzosen schlugen. Kein Wunder und ganz natürlich! Unter der Pflege einer so liebenswürdigen, sorgsamen Hausfrau, umgeben von holden, hoffnungsvollen Kindern, gehen die Jahre spurlos vorüber.“

Nachdem Heinrich seine Begleiter vorgestellt, rückte er für Wambold einen Stuhl an seine Seite.

Während der Begrüßung nahte Alfred mit forschender Aengstlichkeit seiner Schwester.

„Sei ohne Kümmerniß!“ flüsterte sie ihm zu. „Elslein sitzt wohlgemuth zu Froburg.“

Ueber das trübe Gesicht des Jünglings glitten helle Lichter.

„Warum hat sie uns jählings verlassen?“ flüsterte er entgegen.

„Darüber sagte Vater nichts. — Weißt Du was? Wir reiten zusammen nach Froburg, Elisabeth zu besuchen.“

Der Vorschlag gefiel ihm außerordentlich; denn ein glückliches Lächeln begleitete sein eifriges Kopfnicken. Da wies ein strenger Blick der Mutter Beide nach ihren Sitzen, wo sie im Stillen ihre Pläne weiter schmiedeten. Bald aber nahm die Unterhaltung am Tische eine solche Wendung, und die Erzählung des Herzogs eine so furchtbare, grauenerregende Gestalt an, daß Alfred sogar das vermeinte weibliche Ideal vergaß.

„Von Eurer jüngsten Waffenthat hörte ich gestern schon im Neckarthal, und Eure gütige Hausfrau berichtete mir Anlaß und nähere Umstände der Fehde,“ sagte der Herzog. „Nach meinem Dafürhalten ist jener Höfling Staufen nur Werkzeug, — im Hintergrunde steht der abgefeimteste Spitzbube im Reiche, der Landgraf. Den Raubdegen gelüstet es nach dem schönen nachbarlichen Gebiete, und alle Bedingungen sind hier gegeben, das Banner des evangelischen Bundes zu entfalten. Da ist ein reichbegütertes

Kloster, dessen Mönche eifrig dem Teufelsdienste des Papstthums obliegen, — dazu ein verstockter, blinder, papistischer Baron, welcher dem lauteren Evangelium den Eintritt wehrt in sein Land. Den frommen Landgrafen verpflichten aber die schmalkaldischen Bundesartikel, nicht zu rasten, bis das letzte Kloster und der letzte Mönch aus dem Reiche verschwanden. Ja, — ja, — das Ding fängt hier an im Kleinen, wie bei mir im Großen!"

„Ich bin ganz der Meinung Eurer Durchlaucht," entgegnete Wambold. „An dem Geschicke des pflichtbewußten Reichsfürsten nimmt jeder ächte Deutsche innigen Antheil, so auch ich, den noch dazu alte Waffenbruderschaft mit Eurer Gnaden befreundet. Mancherlei und Widersprechendes hörte man über Anfang, Fortgang und Ausgang der braunschweiger Fehde. Verzeiht deßhalb meine Bitte, von Euch Gewisses über den thatsächlichen Hergang zu erfahren."

„Eure Theilnahme freut mich, Herr Eberhard! Bin auch gern bereit, Eurem Wunsche zu willfahren," versetzte der Herzog. „Macht Euch jedoch gefaßt, gar wunderliche Dinge zu hören, — Leistungen von Bosheit, Niedertracht und Schlechtigkeit, die Zweifel erwecken, ob man es mit Menschen, oder mit ausbündigen Teufeln zu thun habe. — — — Schon im Jahre 1539 schlug Landgraf

Philipp von Hessen dem Kurfürsten Johann von Sachsen vor, mich zu »überdappeln«, und zwar mit einem Heere von 24,000 Mann," fuhr der Fürst weiter, nachdem er einen tiefen Zug aus dem vergoldeten Silberpokal gethan. „Den Kurfürsten günstig zu stimmen für den Raubzug, verhieß ihm der Landgraf seine Mitwirkung zur Erlangung der Kaiserkrone. »So es sich also zutrüge,« erklärte Philipp, »daß sich Todesfälle begeben oder Veränderungen in der Welt würden, oder daß die Sache der Religion zum Kriege käme und dahin geriethe, wenn wir Ueberhand behielten, daß man sonst nach einem anderen Haupte in der Welt denken sollte, dann sollt Ihr mich geneigt finden, Euch mit allem Fleiß dazu zu fördern« [1])."

„Der Felonist!" stieß Wambold hervor.

„Dem Kurfürsten behagte ausnehmend das »Ueberdappeln« des Herzogs von Braunschweig," fuhr Heinrich fort, „nur wünschte er zuvor eine Berufung der evangelischen Bundesverwandten. Auf dem Tage wollte er mit dem Landgrafen und Anderen die Sache näher besprechen. — Zu Arnstadt kamen die Schmalkaldischen zusammen. Was sie dort gegen mich beriethen und beschlossen, zeigen

---

1) Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipps, S. 356.

die kommenden Dinge. Gestützt auf Ermuthigungen und Zusagen des evangelischen Bundes, erhoben aufrührerische Leute in meinen Städten Braunschweig und Goslar immer kühner das Haupt. Katholische Gebräuche wurden verhöhnt durch Reden, Schriften, Bilder und Aufzüge, Mönche und andere Geistlichen beschimpft und bedroht, der katholische Gottesdienst verboten, der lutherische eingeführt. — Die Katholiken riefen meinen Schutz an. Ich ließ einige Missethäter greifen und einsperren. Darüber kam es zum hellen Aufruhr. Die Protestanten in Goslar plünderten und zerstörten das Georgenkloster, nebst etlichen Kirchen. Täglich wuchs ihr Haß gegen den alten Glauben und dessen Bekenner. Mönche durften sich in den Gassen nicht mehr blicken lassen, wollten sie nicht Gefahr laufen, erschlagen zu werden. Wer sich vermaß, die katholische Religion zu vertheidigen, den Protestanten zu widerreden, oder die Empörung des ausgesprungenen Augustinermönches Luther zu beklagen, der wurde grausam mißhandelt. So weit ging die Ketzerwuth, daß etliche katholische Hüttenknechte in die Schmelzöfen geworfen und so lebendig verbrannt, andere Arbeiter todtgeschlagen wurden. Da ich die Anschürer des Aufstandes und deren Absichten kannte, so wandte ich mich an das Reich. In Folge meiner Klage wurde der Handel von Reichswegen untersucht.

Am 25. Oktober 1540 verhängte das Reichskammergericht über Goslar die Acht, deren Vollstreckung mir übertragen wurde. Der Stadrath von Goslar wandte sich an den evangelischen Bund um Hilfe. Hessen und Kursachsen waren sofort bereit, ihr Kriegsvolk mir über den Hals zu schicken. Allein die oberländischen Städte, welche dem Bunde angehören, besaßen mehr Rechtsgefühl, als die beiden Raubdegen von Hessen und Sachsen. Sie verwarfen das Hilfegesuch des Rathes von Goslar aus mancherlei Ursachen. — — Nun geschah Unglaubliches. Des Kaisers Kanzler Granvella, ein sehr feiner, geschäftsgewandter Mann, im vollen Besitze des kaiserlichen Vertrauens, jedoch feil und bestechlich, ein falscher Franzose, spielte öfters schon mit Frankreichs deutschen protestantischen Bundesgenossen unter einer Decke. Auch jetzt stellte er sich auf Seite Hessens und Sachsens. Auf sein Betreiben hob der Kaiser den Spruch des Kammergerichtes und die Acht gegen Goslar auf, — damit nicht Blutvergießen und Krieg erfolge im Reiche. Abermals triumphirten die Protestanten über Gesetz und Recht, durften wiederum die Katholiken mit Füßen treten[1]).“

Wambold machte eine Bewegung des Unwillens.

---

1) Hortleder, schmalkald. Krieg, III. Buch.

„Man irrt wohl nicht in der Annahme, sprach er, daß alle Mandate des Kaisers, zu Ungunsten der Katholiken und zu Gunsten der Protestanten, dem Einflusse des Kanzlers Granvella zugeschrieben werden müssen."

„Einverstanden!" erwiederte Herzog Heinrich. „Ob sich jedoch ein Monarch so weit darf beeinflussen lassen, möchte zu erwägen sein."

„Bei des Kaisers zweifellos edlen Absichten und Bemühungen, zur Beseitigung der Wirrsale und zur Rettung der deutschen Nation, ist jede einseitige Partheinahme des gerechten Herrschers ausgeschlossen," betonte Wambold. „Granvellas Kunst, seine Rathschläge vor dem Kaiser zu begründen, und nach allen Seiten günstig zu beleuchten, scheint ungewöhnlich groß zu sein."

„Und auch seine Kunst, den Kaiser mit Creaturen seiner Absichten zu umstellen, damit Jegliches verlaufe nach des Kanzlers Wunsch," ergänzte der Fürst. „Wie unerschütterlich dem Gerechtigkeitssinn Carls V. ich vertraue, beweist meine gegenwärtige Reise nach Worms, wo die Majestät vor einigen Wochen eintraf, dem Reichstage persönlich vorzusitzen. — Doch hört weiter die Geschichte meiner Vergewaltigung. — — Als die beiden Häupter des evangelischen Bundes die oberländischen Städte zum Kriege gegen mich abgeneigt fanden, geboten sie ihren

Hetzprädikanten, gegen den Erzpapisten Heinrich von Braunschweig die nothwendige Stimmung zu machen. Sie selbst, nämlich Philipp von Hessen und Johann von Kursachsen, ließen Streitbriefe und Schmähzettel gegen mich ausgehen. Ein beispielloses Schimpfen, Lügen und Verläumden hob an wider mich. Auch Martin Luther, dieser rohe Lästerer, griff zur Feder und verfaßte ein Schmähbüchlein gegen mich, unter dem Titel: »Wider Hanswurst«. Darin schreibt dieser Gottesmann: — »Gott der Herr hat durch so viele Urgicht und Gericht diesen Heinzen verdammt als einen Mörder, Bluthund, Erzmeuchelmörder zum höllischen Feuer, wo er hier nicht geschmeucht werden kann. Gott zu ehren, speie Jedermann auf den Boden, wo er Heinzen sieht, oder halte die Ohren zu, wo er ihn höret nennen, gleichwie er wollte gegen den Teufel selbst thun. Und sonderlich ihr Pfarrherren und Prediger, lasset eure Stimme getrost hierin schallen, und wisset, daß wir solches schuldig sind zu thun aus göttlicher Vollmacht[1].« — — Inzwischen war die Stadt Braunschweig dem Beispiele Goslars gefolgt. Sie hatte in allen Stiften, Klöstern und Kirchen den katholischen Gottesdienst unterdrückt und das freie, unverfälschte

---

1) Luthers sämmtl. Werke, XXVI, 1—75.

Gotteswort eingeführt. Auf meine Beschwerde, gebot der Kaiser dem Stadtrathe von Braunschweig die Rückgabe der gewaltsam in Besitz genommenen Klöster und Kirchen. Der Rath verweigerte den Gehorsam. Auf Betreiben des Landgrafen und Kurfürsten, erklärte der evangelische Bund die braunschweigische Sache für eine Religionssache, welche die Schmalkaldischen zu halten und zu schützen verpflichtet seien. Nebenbei verstand es der evangelische Bund, die katholischen Wittelsbacher zu bestimmen, im bevorstehenden Kampfe thatlos zu bleiben. Die protestantischen Führer bestachen nämlich den bayerischen Kanzler Eck, einen feilen Mann, goldenen Verehrungen ebenso geneigt, wie Kanzler Granvella. Herzog Ludwig von Bayern erkannte zwar die Tragweite der Sache und auch die Verpflichtung, dem bedrohten glaubensverwandten Reichsfürsten Beistand zu leisten. Er machte seinem Bruder Wilhelm Vorstellungen und sagte: »Wenn Herzog Heinrich von Braunschweig unterdrückt ist, dann kommt die Reihe an Bayern, weil die Ausrottung der katholischen Religion und Stände im Reiche eine Hauptbestimmung der schmalkaldischen Bundesartikel ist.« — Herzog Wilhelm hingegen blieb bei Ecks Rath: »Wir nehmen uns des braunschweigischen Handels nicht an« [1]).“

1) Stumpf, Bayerns polit. Gesch. S. 247.

„Wieder ein Beitrag zur unkatholischen Lahmheit und Kurzsichtigkeit auf katholischer Seite," sprach unmuthsvoll Herr Eberhard. „Höchst armselig und ganz erbärmlich!"

„So kam endlich der längst vorbereitete, günstige Augenblick zum Losschlagen," fuhr der Herzog fort. „Meine Truppen standen im Felde gegen die Erbfeinde der Christenheit, die Türken. Meine Lande waren gänzlich wehrlos. Im Juli 1542 überzogen die Bündischen mein Land mit einem Heere von 20,000 zu Fuß und zu Roß. Die beiden Bundeshäupter, der Landgraf und der Kurfürst, ließen eine Schrift ausgehen, darin sie sagten: »Wir ziehen aus gegen den Herzog von Braunschweig, im Namen Gottes, zu Ehren des Erlösers und seiner lieben Kirche.« — Nirgends fanden die Einbrecher Widerstand. In kurzer Frist hatten die christlichen Heereshaufen des evangelischen Bundes das ganze Herzogthum in Besitz. Aus dem Feldlager von Wolfenbüttel schrieben Philipp und Johann den evangelischen Bundesverwandten: »Zu keiner Zeit hat das Land dem Herzog Heinrich so bequemlich als jetzt und so leichtlich und wohl abgebrochen werden können. Niemand hat Widerstand geleistet. Die aufgelaufenen und noch entstehenden Kriegskosten werden mit einem guten Ueber-

schuß und Ergötzung wieder erstattet werden. Die eroberte Landschaft dürfen wir nicht wieder aus den Händen lassen, so der allmächtige Gott durch dieses sein gnädiges Werk und allhier erlangten Sieg weiter Gnade verleiht [1]).« — — Darauf begann die gründliche Säuberung meines Herzogthums vom Gestank und Teufelsdienst des Papstthums. In bewaffneten Haufen zogen die Protestanten umher, plünderten alle Kirchen und Klöster, raubten allenthalben Kleinodien und heilige Gefäße, zerstörten sogar in blinder Wuth die Holzungen und Obstbäume der Stifte. Hiebei begingen sie die unfläthigsten Bubenstücke, besudelten die Altäre in ganz unbeschreiblicher Weise. Vorab mißhandelten sie den sakramentalen Christus, wie es die Juden am Leibe Christi nicht gethan. Sie warfen die geweihten Hostien zu Boden, spuckten darauf, zerstampften sie mit Füßen. Dies thaten sie unter Fluchen und Hohngelächter, jene groben Lästerungen wiederholend, die Luther gegen die heilige Messe gepredigt und geschrieben. Ingrimmig war auch ihr Zorn gegen Bildnisse und Statuen der Heiligen, welche zerrissen, zertrümmert und verbrannt wurden. Im Herzogthum gab es nicht wenige Kirchen mit Gemälden

---

1) Janssen, B. III, S. 489.

der berühmtesten Meister, auch mit Heiligenfiguren von außerordentlich hohem Kunstwerth. Wie oft erbaute sich mein Gemüth und erfreute sich mein Herz an diesen gar schönen und frommen Schöpfungen der Kunst! Heute ist von all diesen Herrlichkeiten nichts mehr vorhanden, als Asche und Trümmer. — Lagen die Kirchen wüste, dann wurden sie an vielen Orten zunächst in Viehställe verwandelt, bevor sie dem lutherischen Evangelium und Gottesdienst geöffnet wurden. — — Sogar die Gräber der Todten wurden geschändet, um die Raubsucht dieser Barbaren zu befriedigen. Was der Landgraf von Hessen zu Marburg an den Gebeinen seiner Ahnmutter gethan, das vollbrachten die Lutherischen in vielen Kirchen meines Herzogthums. Sie öffneten die Gräber, warfen die Gebeine heraus und wühlten nach Schätzen. Solches geschah auch in der Klosterkirche zu Steterburg, wo viele meines Geschlechtes in den Grüften ruhen, — auch meine Gemahlin und Tochter. Hört, was geschah, — o hört!" rief der Herzog in heftiger Gemüthsbewegung. „Sie rissen die Todten aus den Gräbern und warfen die Leichen meines Weibes und meiner Tochter den Säuen zum Fraße vor[1])!"

---

1) Koldewey, Die Reformation des Herzogthums Braunschweig, S. 296 ff.

Von Schmerz überwältigt, schwieg der Fürst. Sein Angesicht war leichenblaß, sein Blick starr. Die Hände lagen krampfhaft zusammengeballt auf dem Tische, und dann fuhr ein dumpfes Stöhnen und verhaltenes Schluchzen über seine Lippen.

Die Erzählung des Gräßlichen und der Anblick des vom tiefsten Wehe bebenden Fürsten erschütterte Alle. Frau Hedwig stürzten Thränen aus den Augen. Wambolds Gesicht hatte denselben abschreckenden Ausdruck angenommen, wie in jenem Augenblick, als er den Juden Lämmel bei der Gotteslästerung ertappte. Alfred und Benno ballten die Fäuste, und ihre Haltung glich jener von Menschen, die im Begriffe stehen, irgend ein Bubenstück zu strafen. Die kindliche Emma verhüllte das Gesicht, während die beiden Edelleute besorgt den Herzog beobachteten. Alle standen unter dem Banne des Entsetzlichen, nur das schmerzhafte Stöhnen und die schluchzenden Stöße, welche sich der Brust Heinrichs entrangen, unterbrachen die eingetretene Stille. Mit äußerster Anstrengung drückte er die überwältigenden Gefühle nieder, die krampfhafte Spannung löste sich, und eine Thräne fiel über das von Kummer durchfurchte Angesicht des unglücklichen Fürsten.

„Verzeiht meine Schwäche!“ sprach er. „Es giebt

eben Dinge, die meine Kräfte übersteigen und dermaßen alle Fassung mir rauben, daß ich gänzlich vergesse, wie meine Noth doch nur ein Tropfen ist in dem Meere von Jammer, Ungerechtigkeit und Elend, darin gegenwärtig das ganze Reich versinken will. Doch Gott verläßt keinen guten Deutschen, — das ist mein Trost."

„Auch der meinige, durchlauchtigster Fürst!" sagte Wambold. „Der ewigen Vergeltung des gerechten Gottes entgeht kein Volk und kein Mensch. Ich fürchte, die begangenen und täglich noch geschehenden Frevel an der Kirche werden Strafgerichte über die deutsche Nation herabrufen, deren Ende wir nicht erleben. Ist die Glaubensspaltung keine vorübergehende, sondern eine bleibende und sich erweiternde, wie es den Anschein hat, dann müssen alle jene verderblichen Folgen eintreten, die sich aus dem Abfall von der Stiftung Gottes ergeben. Ganz abgesehen von der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht des Reiches, jetzt schon durch den Verlust der Glaubenseinheit herbeigeführt, — welche traurigen Wandlungen und sittlichen Entartungen sind bereits im deutschen Volke eingerissen, so weit das Banner des neuen Evangeliums weht! In vergangenen Zeiten vernahmen die Deutschen insgesammt in demüthigem Gehorsam die Lehren und Gebote ihrer heiligen Mutter, deren fürsorgende, weise Hand in allen

Dingen waltete, den Menschen führte von der Wiege bis zum Grabe. Sie mahnte uns, die niedere, zum Bösen geneigte Natur zu beherrschen, verkehrten Einflüsterungen Widerstand zu leisten, durch Gebet, Wachsamkeit, Fasten und Empfang der heiligen Sakramente uns zu waffnen für ein siegreiches Streiten. Die Worte des Apostels Paulus: »Ich züchtige meinen Leib und beuge ihn unter die Herrschaft des Geistes,« — sowie die Mahnungen des Herrn Jesu: »Wer meine Gebote hält, der ist's, der mich liebt, — wer mir nachkommen will, der verläugne sich selbst,« — alle diese Lehren wurden unabläßig den Deutschen vorgehalten, und nicht umsonst. Sämmtliche Stände unserer Nation zeichneten sich aus durch Mildthätigkeit, Bescheidenheit, Nächstenliebe und jegliche Tugend. Wo gab es auf Erden eine glorreichere Nation, als die deutsche? — Da kommt Martin Luther und lehrt das Gegentheil. Fasten, Abtödtung, Gelübde, Selbstverläugnung, gute Werke verdammt er als Teufelsdienst. Er entfesselt die niedere Natur des Menschen, wehrt nicht der Zügellosigkeit und weist alle Heilsbedürftigen auf den Weg des bloßen Glaubens an die Verdienste des Erlösers."

„Nicht zu vergessen," warf der Herzog ein, „daß Luther geradezu die Frömmigkeit verdammt; denn er sagt:

»Ein gutes Werk ist eine Todsünde nach dem strengen Gerichte Gottes« [1])."

„Die Früchte solcher Aussaat reiften bald heran," fuhr Wambold fort. „Das Volk, jeglichen sittlichen Zwanges, aller Selbstbeherrschung und Beobachtung göttlicher Gebote ledig gesprochen, verwildert grauenhaft. Bescheidenheit und Tugendsinn werden verhöhnt. Was Mildthätigkeit der frommen Vorfahren in Armenhäusern, Spitälern und Klöstern für Elende und Schwache gestiftet, wird geraubt und vernichtet. So konnte ein entartetes Geschlecht heranwachsen, fähig zu himmelschreienden Thaten."

„Nicht Himmelschreiendes, sondern Löbliches vollbrachten die Protestanten in meinen Landen, — Löbliches nach lutherischen Begriffen," versicherte Heinrich. „Als ein großes Gotteswerk rühmen mündlich und schriftlich die Prädikanten die mannigfachen Gräuel in Braunschweig. Martin Luther rief aus: »Gott selbst hat den Braunschweiger besiegt, der Herr hat Wunder gethan [2]).« — Derselben Meinung sind die evangelischen Bundesbrüder. Auf einem Tage zu Braunschweig erklärten sie feierlich: »Dieweil nun das Werk durch göttliche, gnädige Schickung genugsam beweist, daß hiedurch dem Allmäch-

---

1) Wit. D. A. Th. VII, f. 117. — 2) De Wette, V, 493.

tigen zu Lob, auch zur Förderung und Ausbreitung seines heilwerthigen Wortes gehandelt und das christliche Volk aus des Teufels Banden errettet worden, so mögen alle Einigungsverwandten ohne ferneres Nachdenken dieses von Gott, dem Allmächtigen, vollbrachte Werk sich gefallen lassen«."

„Heuchelei!" sagte Wambold.

„Aecht lutherisch!" widersprach Einer der beiden Begleiter des Herzogs. „Gegenüber der Stimme des Gewissens mögen sie heucheln, nicht aber im Geiste ihres Glaubens; denn sämmtliche in Braunschweig verübten Gräuel entsprechen genau Luthers Evangelium. In zahllosen Predigten und Schmähschriften verkündete er den Papst als den Antichrist, die Bischöfe als Teufel, die überzeugungstreuen Katholiken als vermaledeite Götzendiener, die ganze katholische Kirche als babylonische H—, alle guten Christen zur Vernichtung solcher Teufelsfratzen auffordernd. In diesem Sinne hat er sogar eine förmliche Bulle erlassen, worin er sagt: »Alle die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthümer zerstört werden, das sind liebe Kinder Gottes und wahre Christen.« Wenn es schauerlich ist, Todte aus den Gräbern zu reißen und katholische Knechte in den Schmelzofen zu stürzen, so ist noch schauerlicher die Unthat, wozu Luther

auffordert mit den Worten: »Man nehme den Papst, die Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesindel ist, reiße ihnen die Zunge hinten zum Halse heraus und nagele sie an den Galgen[1].« — Sodann geschehen in Kirchen und Klöstern die Schandthaten im Geiste Luthers und nach seinen Anweisungen[2]."

„Habe mich öfter schon gewundert," sprach der Fürst, „wie Menschen dermaßen unverständig und beschränkt sein können, nach solchen Ansichten und Wünschen eines abtrünnigen Mönches zu handeln."

„Möge Eure Durchlaucht nicht übersehen," erwiederte Wambold, „daß Luthers Evangelium ein sehr bequemes, den Leidenschaften schmeichelndes ist. Für Adel und Fürsten war die Preisgebung reicher Stifte und Klöster eine schwere Versuchung, — abgesehen von anderen Freiheiten des reinen Evangeliums. Den gemeinen Mann verlockte die Lehre: Der Glaube allein macht selig. Außerdem ist Luthers ingrimmiger Haß gegen die Kirche auf die Meisten seiner Anhänger übergegangen, — der Haß aber ist eine satanische Kraft, die auch vor unmenschlichen Ausschreitungen nicht zurückschreckt."

---

1) Wit. D. A. VII, S. 532 f.

2) Selbstverständlich konnten der Edelmann, der Herzog und Wambold nur die Protestanten ihrer Zeit charakterisiren.

Im Austausche der Meinungen vergingen rasch die Stunden. Als sich am späten Abend die Tafelrunde auflöste, geleitete Wambold den herzoglichen Gast nach dessen Zimmer. Dort hielt ihn der Fürst zurück.

„Verweilet, — habe noch Einiges auf dem Herzen, mein alter, trauter Heergeselle!“ hob er in freundschaftlichem Tone an. „In Gegenwart Eures Weibes und Eurer Kinder vermied ich es, meine ganze Ansicht über die von Staufen begonnene Fehde auszusprechen. Wie schon gesagt, hinter jenem Höfling steht der Landgraf. Obwohl er an mir gehandelt, gleich einem Räuber und Buben, will ich ihn derselben Bosheit gegen Euch doch nicht beschuldigen. Allein der Landgraf ist Haupt und Seele des evangelischen Bundes und dieses verpflichtet ihn, Euer Land zu reinigen vom Papstthum und das Lutherthum ebenso hier einzuführen, wie es in meinem Herzogthum geschehen. Darum wird er Euch zu gelegener Zeit mit einem großen Heere überziehen, dem Ihr unterliegen müßt. So geht es fort, — ein katholischer Fürst und Reichsstand um den anderen wird überwältigt und abgethan, bis zuletzt in allen deutschen Landen die Kirche vernichtet, die Neulehre herrschend ist.“

„In jedem Punkte theile ich Eure Meinung, Herr

Heinrich!“ versetzte Wambold. „Wohin der evangelische Bund zielt, liegt allzuklar am Tage.“

„Und die lahme, höchst zweideutige Politik Granvellas begünstigt sehr die Protestanten,“ fuhr der Herzog fort. „Den Kaiser hinderten bisher die steten Kriege mit Türken und Franzosen, seines Amtes als oberster Schirmvogt der Kirche zu walten. Nun hat er mit Frankreich zu Crespy einen ehrenvollen Frieden geschlossen. Die westlichen äußeren Reichsfeinde sind bezwungen, — wird Carl jetzt die inneren Reichsfeinde mit starker Hand zur Ordnung zwingen? Ich glaube dies nicht; — Granvella und Naves, Carls vertrautesten Räthe, durch glänzende Verehrungen gewonnen, sind den Protestanten überaus zugethan. Wiederholt verleiteten sie den Kaiser zu Mandaten gegen die Katholiken, die sich mit Unparteilichkeit nicht vertragen. Sogar bis zu Eingriffen in des Papstes oberste Hirtenrechte haben sie Carl beredet. Soll der Umsturz nicht vollständig triumphiren, dann müssen dem Kaiser die Augen geöffnet, der Bann muß gebrochen werden, den offene und geheime Begünstiger des Lutherthums um ihn gezogen. — Der Kaiser hält große Stücke auf Euch, — ich weiß es, — und mit Recht. Ihr habt in den ersten italienischen Feldzügen ihm bedeutende Dienste geleistet, — bei der Expedition gegen die Türken in Afrika

hat Euer kühner Muth, an der Spitze deutscher Landsknechte, sogar den Sieg für Carl entschieden[1]). — — Nun meine ich, Ihr solltet das Gewicht Eurer Persönlichkeit in die Wagschaale des Rechtes legen."

Wambold blickte den Fürsten überrascht an.

„Die Ansicht Eurer Durchlaucht über die unheilvollen Umstrickungen des Kaisers theile ich zwar," entgegnete er, „besitze jedoch die Fähigkeiten nicht, den Einfluß höchst gewandter, mit allen Künsten der List und Ränke vertrauter Staatsmänner zu brechen."

„Den Bescheid kann ich nicht gelten lassen, mein Freund!" sprach der Herzog. „Die Majestät bedarf nur eines von ihr hochgeschätzten Mannes, der frank und frei die Wahrheit sagt, — und dieser Mann seid Ihr. Erwäget doch, ist es mannhaft und pflichtgetreu, den Feinden unbestritten das Feld zu überlassen? Sollen die Widersacher ungestört des Kaisers Ohr besitzen, — uns der Muth fehlen, die Maske ihnen abzureißen? — — Es ist leider wahr, die katholischen Fürsten und Stände rühren sich kaum, lassen ihre Feinde schalten. Den Bischöfen entfiel gänzlich das Selbstvertrauen, sie sind froh, von den Protestanten noch geduldet zu werden und meinen,

---

1) Weiß, B. IV, S. 436.

wenn es mir hält, so lange sie leben. So lange wird es aber nicht halten, gelingt es nicht, den Monarchen zum entschiedenen Eingreifen zu bewegen. Zur Entschlossenheit wird die unkatholische Lahmheit, Halbheit und Feigheit katholischer Stände den Kaiser sicher nicht bestimmen, — nur Freimuth, Festigkeit, berechtigtes Selbstbewußtsein vermögen dies. Wenn nun Eberhard von Wambold stets bewiesen, daß er zur verächtlichen Sippe der Halben, Lahmen und Feigen nicht gehöre, vielmehr zum Siege des Rechtes und der Wahrheit stets seine ganze Kraft eingesetzt, — weßhalb zögert er jetzt, wie ein deutscher Mann einzutreten für Recht, Reichsordnung und Väterglauben?“

Eine dunkle Gluth überströmte Wambolds Gesicht. Er faßte des Herzogs Hand und sprach: „Dank, Herr Heinrich, für die redliche Mahnung! Ich reite mit Euch nach Worms an den Kaiserhof.“

Neuntes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms, im Jahre 1545, bot ein Bild der Auflösung und Zerfahrenheit des ganzen deutschen Reiches in jener Zeit.

Carl V. gab sich seit Jahren die erdenklichste Mühe, zur Wiederherstellung der Ordnung und Eintracht im Reiche. Für das geeignetste Mittel, die Quelle des Umsturzes und Verderbens zu verstopfen, hielt er die möglichste Befriedigung aller Wünsche der Protestanten. Diese hatten bisher ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche verlangt. Der Kaiser setzte alle Hebel bei der römischen Curie in Bewegung, die Forderung der Neugläubigen durchzusetzen. Als nun der Papst das allgemeine Concil von Trient berief, versagten ihm die Protestanten ihre Anerkennung. Sie behaupteten, ihre Feinde könnten nicht ihre Richter sein, sohin auch Papst und Bischöfe nicht über Lehren entscheiden, ob selbe wahr oder falsch.

Darum verlangten sie ein freies Nationalconcil, darin nur fromme und gelehrte Männer Sitz und Stimme haben sollten, — die frommen und gelehrten Männer aber mußten Luthers Anhänger sein[1]).

Obwohl das Ansinnen der Protestanten in grellem Widerspruche mit dem Wesen eines allgemeinen Concils stand, das nur vom Papste berufen und von den Bischöfen des Erdkreises gebildet wurde, so ging dennoch der Kaiser auf die Zumuthung der Neuerer ein, — was er nicht konnte, ohne schweren Verstoß gegen den katholischen Glauben. Hiezu verleitete ihn sein Eifer, Ordnung und Frieden zu stiften im Reiche, dessen gänzlichen Zerfall der wachsende Zwiespalt zur Folge haben mußte. Auf dem Reichstage zu Speyer im vorigen Jahre (1544) verhieß er ein freies, gemeines Concil deutscher Nation. „Inzwischen," sagte Carl im Reichstagsabschiede, „wolle er von frommen, redlichen und gelehrten Leuten einen Gott gefälligen Entwurf zu einer Reformation aufsetzen lassen, ein gleiches möchten auch die Fürsten thun. Bis zur vollkommenen Vergleichung auf der National-Versammlung soll Frieden und Einigkeit erhalten, keine Unruhen wegen der Religion angefangen, die geistlichen Stifte, Klöster

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 9—18.

und Häuser ihrer Einkünfte und Güter nicht beraubt werden [1])."

Da nur das von Christus in seiner Kirche bestellte Lehramt in Glaubenssachen prüfen und entscheiden kann, nicht aber eine National-Versammlung, so widersprach des Kaisers Mandat augenscheinlich dem katholischen Dogma.

Die auf dem Reichstage zu Speyer anwesenden Bischöfe, ohne Thatkraft und Begeisterung für Freiheit und Rechte der Kirche, dazu eingeschüchtert und gewöhnt an stetes Nachgeben, ließen sich auch diesen unerhörten Uebergriff gefallen.

„Damit Friede, Ruhe und Einigkeit werde im Reiche," sagten die Bischöfe, „wollen sie in Unterthänigkeit aussprechen, daß sie die Ordnung, welche der Kaiser in seiner Machtvollkommenheit vornehme, geschehen lassen und dulden müßten."

Gegenüber dieser feigen Miethlingssprache führte das Oberhaupt der Kirche eine ganz entschiedene, des höchsten Lehramtes würdige Sprache. Kaum wurde nämlich der speyerer Reichstagsabschied in Rom bekannt, als Papst Paul III. dagegen feierliche Verwahrung einlegte. In einem Breve an Carl V. zeigte er den Widerspruch des

---

1) Ibid. Alte Gesch. der Deutschen, Bd. XII, S. 276 f.

kaiserlichen Erlasses gegen die betreffende katholische Glaubenslehre, sowie gegen die von Christus bestimmte Ordnung in der Kirche.

„Der Kaiser," schrieb der Statthalter Christi, „hat ein allgemeines oder Nationalconcil in der Weise vorgeschlagen, daß der Name Desjenigen nicht einmal genannt wird, welchem nach göttlichem und menschlichem Rechte die Macht zusteht, Concilien auszuschreiben und Streitigkeiten in Sachen des Glaubens zu schlichten. Der Kaiser hat den Laien und sogar den Lehrern verurtheilter Ketzereien das Richteramt eingeräumt in geistlichen Dingen, er hat die von der Kirche Ausgeschlossenen und durch seine eigene Edicte Verurtheilten in die vorigen Würden eingesetzt, den Streit über die geistlichen Güter eigenmächtig entschieden. Er hat sich hiermit das hohepriesterliche Amt angemaßt und die Ordnung in der Kirche gestört. Das Streben des Kaisers, zur Abschaffung kirchlicher Mißbräuche, ist löblich, aber dafür hat der apostolische Stuhl durch die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung das rechte Mittel seinerseits zubereitet[1])."

Hierauf mahnte er den Kaiser dringend, auf Reichstagen über Religionssachen nicht zu verhandeln und Alles

---

1) Pallavicino, V, 6.

zurückzunehmen, was er gegen Recht und Billigkeit den Protestirenden zugestanden. Endlich schloß er mit den beweglichen Worten: „Wir rufen und schreien zu Dir und den anderen Fürsten mit den Worten Davids: Kommet und lasset uns weinen vor dem Herrn, — und mit Daniel: Ich bete für meine und die Sünden des Volkes. Ich bekenne und flehe, Herr, wir haben gesündigt, Böses haben wir gethan, Schamröthe bedeckt unser, unserer Könige, Fürsten und Väter Angesicht, weil wir gesündigt haben, doch Barmherzigkeit ist bei Dir und Verzeihung.“

So war die Lage des Kaisers keine beneidenswerthe. Auf der einen Seite die unausgesetzten und berechtigten Klagen der Katholiken über Unterdrückung, Beraubung und Vergewaltigung, — auf der anderen Seite die rücksichtslose Halsstarrigkeit der Protestanten und deren revolutionäre, reichsverrätherische Umtriebe, die auf völligen Umsturz der Dinge abzielten. Es bedurfte Carls V. bekannter kluger Vorsicht und Behutsamkeit, jeden Mißgriff zu verhüten, gleichsam politische Seiltänzerei zu treiben, damit nicht der bereits unterwühlte Reichsbau in Trümmer falle.

Indessen wurde dem Kaiser auf dem Reichstage zu Worms völlig klar, daß alle Bemühungen, Frieden und Einigkeit wieder herzustellen, an der böswilligen Unbeug-

samkeit der Protestanten scheitern mußten. Trotz seiner wiederholten Bitten und ernstlichen Mahnungen, war nicht ein einziger protestantischer Fürst zu Worms erschienen. Dieselben ließen sich durch Gesandte vertreten, deren Weisungen dahin gingen, alle Friedensvorschläge abzulehnen, wenn nicht sämmtlichen Forderungen entsprochen würde. Da jedoch die protestantischen Forderungen die völlige Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland bedeuteten, so war für den Kaiser deren Erfüllung unmöglich. — Förmliche Sitzungen des Reichstages wurden keine gehalten, weil die Stände fehlten. Die Abgeordneten der Städte und Fürsten traten in Ausschüssen zusammen, darin viel gestritten, aber kein Ausgleich erzielt wurde. So kam der Monat August heran, und am nämlichen Tage, als Wambold und der Herzog in Worms eintrafen, beschloß der Kaiser, den fürstenlosen Reichstag zu verabschieden.

Gegen Abend waren die Reisenden in der freien Reichsstadt angekommen, wo sie in der Herberge „Zur goldenen Kanne“ abstiegen. Dieses Gasthaus, darin gegenwärtig mehrere städtische und fürstliche Gesandten wohnten, lag in Mitte der Stadt und diente gewöhnlich Personen hohen Ranges zum Absteigquartier. Wambolds Begleitschaft, in seinem bewährten Diener Curd und den

beiden Grimmeisen Reinhard und Claus bestehend, waren zwei Stuben in dem Hintergebäude angewiesen worden.

Am folgenden Morgen begab sich der Herzog an den Kaiserhof. Er hatte den Baron ersucht, seine Rückkehr zu erwarten, damit er ihm den Erfolg seiner Bemühungen mittheilen und Wambold hiernach sein Verhalten vor dem Monarchen bemessen könne.

Inzwischen kleidete sich Herr Eberhard, mit Curds Hilfe, zum Besuche der Majestät in die reiche und malerische Rittertracht seiner Zeit. Um die Schultern trug er eine schwere goldene Kette über dem gepufften und geschlitzten Atlaswams, und an der Seite nicht das wuchtige Schwert der Kettenrüstung, sondern eine lange zweischneidige Klinge, in rother Sammetscheide, mit kunstvoll gearbeitetem Griff. Ueberaus stattlich erschien die hochragende, muskulöse Gestalt in der kleidsamen und glänzenden Tracht. Manches Auge ruhte bewundernd auf dem Hünen, in dessen Haltung, neben männlicher Würde, vertrauenerweckende Güte und Bescheidenheit sich äußerten.

Zwei Stunden wartete er bereits vergebens auf die Rückkehr des Herzogs. Da Carl V. mit der Zeit kargte und nur kurze Audienzen gab, so vermuthete Wambold, den Fürsten möchten noch andere Dinge von Wichtigkeit nach Worms geführt haben, deren Erledigung ihn beschäf-

tigte. Des Harrens überdrüssig, verließ er sein Zimmer, stieg herab und fand im Thorwege die beiden Grimmeisen. Mit stolzem Staunen betrachteten sie ihren Grundherrn, den sie nur in der einfachen grauen Kleidung zu sehen pflegten. Freundlich den Morgengruß erwiedernd, reichte er Beiden die Hand.

„Nicht wahr, ihr habt Langweile?“

Zweifaches bestätigendes Kopfnicken.

„Mir geht es nicht besser,“ sprach er lächelnd. „Das Nichtsthun ist eben eine Kunst, daran arbeitsame Leute keinen Gefallen haben. — Wollt ihr zum Zeitvertreib nicht einmal die Stadt ansehen?“

„Doch, gnädiger Herr, wenn Ihr uns dazu die Erlaubniß geben wollt,“ antwortete der Rothbart.

„Ich gebe sie euch, jedoch unter der Bedingung, daß ihr die größte Behutsamkeit in eurem Benehmen beobachtet. Wir sind hier nicht in unseren friedsamen Bergen, wo Alle eines Sinnes und von gleichem Wohlwollen, — wir sind in einer Stadt, darin Zwiespalt und Verbitterung herrschen, Feindseligkeit und Haß. Darum seid auf der Hut, seht Alles, schweigt zu Allem und mischt euch in gar nichts.“

Die beiden Grimmeisen gelobten Gehorsam und verschwanden.

Wambold trat auf die Straße und sah erwartungsvoll nach der Richtung, wo die kaiserliche Pfalz lag. Ihn selbst beobachteten die Vorübergehenden, wie eine merkwürdige Erscheinung. In Mienenspiel und Worten äußerten sich Wohlgefallen und Bewunderung für den Fremden.

„Ein schöner Mann, — ein prächtiger Ritter, — ein herrlicher Degen!“ rühmten die Wormser.

Plötzlich stand vor Wambold ein Mann in höfischer Tracht, verbeugte sich tief und überreichte ihm ein Büchlein.

„Für Eure Gnaden von dem Kurfürsten von Sachsen,“ sprach er, verbeugte sich und schritt von dannen.

Der Baron hielt einige gedruckte und geheftete Quartblätter in der Hand und betrachtete befremdet das kurfürstliche Geschenk. Am Kopfe der Druckschrift war ein seltsames Bildwerk zu schauen, dargestellt von dem bekannten Maler Lukas Cranach, wie das angefügte Werkzeichen dieses Meisters bewies. Auf seinem Throne saß der Papst, angethan mit hohenpriesterlichem Ornat, jedoch ohne Tiara. In den Zügen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche lagen teuflische Bosheit, verbunden mit Heuchelei und Verschmitztheit, während zwei mustergiltige Eselsohren als Symbole der Dummheit das päpstliche Haupt zierten. Oberhalb des Sitzenden flogen zwei Teufel, mit Hörnern, Krallen und Vampyrflügeln. Sie hatten den unfläthigen

halt eines unaussprechlichen Topfes über den Papst ausgeschüttet und standen gerade im Begriffe, an Stelle der Tiara den Statthalter Gottes mit dem entleerten Topfe zu krönen. Unterhalb des Thrones schlugen Flammen aus der Erde, und einige Teufel schickten sich an, mit eisernen Hacken den Papst in den Abgrund der Hölle hinabzuziehen. Dieses Spottbild, nach Luthers Erfindung und Angabe von Cranach in Holz geschnitten, gab nicht blos Zeugniß von Geschmack und Schönheitsinn des Reformators, sondern auch von seinem maßlosen Haß und den Waffen, mit denen er die katholische Kirche befehdete. Am Fuße des Bildes prangte in Fettdruck der Titel der Schrift: „Wider das Papstthum in Rom, vom Teufel gestiftet. Beschrieben von Dr. Martin Luther."

Herr Eberhard betrachtete staunend den merkwürdigen Holzschnitt, las den Titel der Schrift und einige Zeilen des Textes, der ihn sofort fesselte. Lesend kehrte er in die Herberge zurück und betrat die gemeinsame Gaststube ebener Erde, einem gedehnten und gewölbten Raum, in dessen Mitte eine lange Tafel stand. Am oberen Ende des Tisches hatten sich mehrere Reichsboten niedergelassen, beim Morgentrunk in lebhafter Unterhaltung begriffen. Den Vorsitz führte Jakob Sturm, der freien Stadt Straßburg Vertreter beim Reichstage, ein vielgenannter, überaus

thätiger Partheigänger, dessen Urtheile und Meinungen den berathenden Ausschüssen der Protestanten schwer in das Gewicht fielen. Sturm zur Rechten saß ein hagerer Mann, mit brennend rothem Kopf- und Barthaar, der Abgeordnete der mächtigen Stadt Augsburg, und diesem gegenüber ein wohlbeleibter Kahlkopf, Ulms Vertreter. An diese reihten sich noch einige Städteboten und fürstliche Gesandten, unter letzteren Dr. Carl van der Plassen, in Vertretung des Kurfürsten und Erzbischofs von Cöln. Plassen war der einzige Katholik der Tafelrunde und plötzlich in die peinvolle Lage gerathen, in den Ausschüssen gegen seine persönliche Meinung zu stimmen. Der Cölner Erzbischof trat nämlich während des wormser Reichstages förmlich zu den protestirenden Ständen über und befahl seinem Gesandten, in allen Gegenständen den Beschlüssen und Forderungen der Protestanten sich anzuschließen [1]).

Die Unterhaltung der Reichsboten betraf politische Angelegenheiten, und warf grelle Lichter auf den Stand der Dinge. Fast naiv erschien die Offenheit, mit der sich die Vertreter der Stände über delikate Beziehungen und höchst empfindliche Punkte äußerten. Der Herzensöffner Wein, als Morgentrunk genossen, mochte allerdings

---

1) Janssen, Bd. III, S. 526.

die Zungen lösen und die Aufrichtigkeit fördern, — immerhin gaben die Reichsboten Zeugniß, wie weit die fast unheilbare Zerrissenheit in der deutschen Nation gediehen. Beim Erscheinen Wambolds verstummte flüchtig die Unterhaltung. Alle betrachteten neugierig den anziehenden Fremden.

„Wer ist dieser heroische Edelmann?“ fragte Sturm mit leiser Stimme.

Allgemeines Achselzucken. Keiner von ihnen kannte den vielbesprochenen König des Odenwaldes persönlich, der auf einer Fensterbank Platz nahm, und sich in das Lesen der Schrift Luthers vertiefte.

„Unsere letzte Erklärung schlägt dem Faß den Boden ein,“ nahm Sturm die unterbrochene Unterhaltung wieder auf. „Alle Kniffe und listige Praktiken des Kaiserhofes kommen über unseren mannhaften Trumpf nicht hinaus. Kanzler Granvella, der schlaue Fuchs, hat zwar allzeit liebe Worte für uns, honigsüße Versprechungen, freundschaftliche Betheuerungen, — dennoch ist ihm nicht zu trauen. So oft es galt, die protestirenden Stände zur Annahme des Conciliums zu bewegen, wiederholte er beharrlich: »Kaiserliche Majestät ist fest entschlossen, auf dem Concilium seine Autorität zu behaupten und nicht zu dulden, daß Papst oder Bischöfe irgendwie den pro-

testirenden Ständen auch nur ein Haar breit von Ansehen, Recht und Ansprüchen abbrechen. Will das Concilium in eine Vergleichung nicht eingehen, oder eine Reformation nicht machen, welche den Rechten und der Vernunft gemäß, oder dermaßen gestellt ist, wie solche gemeine hohe Nothdurft erfordert, — alsdann wird der Kaiser mit den Reichsständen weiter handeln und rathschlagen[1].« — — Wenn Granvella mit viel Eifer uns Solcherlei zu Gemüth führte, dachte ich immer: Füchslein, du kriegst uns nicht auf den Leim! Wir gehen nicht auf's Concilium, — basta!"

„Warum denn nicht?" warf Plassen ein. „Früher haben die Protestanten immerfort geschrieen: Concilium, — Concilium! Der Kaiser hat mit großer Mühe ein Concilium in's Werk gesetzt, zu Trient ist es versammelt, wir sind dazu eingeladen, — jetzt aber schreiet ihr: — Nichts da, kein Concilium!"

Allgemeiner Widerspruch.

„Das ischt ganz was anderes!" rief der Schwabe aus Ulm.

„Ein freies Concilium wollen wir!" rief Melem, Vertreter der Mainstadt Frankfurt. „Wo der Papst den

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 12 ff.

Vorsitz führt, wie in Trient, da liegt die Freiheit unter der Bank."

„Der Angeklagte kann nicht Richter sein, — Papst und Bischöfe aber sind die Angeklagten, also können sie auf dem Concilium weder Sitz, noch Stimme haben," behauptete der Rothe von Augsburg.

„Streiche in's Blaue, — Unsinn!" erwiederte Plassen. „Was ist denn ein Concilium? Doch eine Kirchenversammlung, welche besteht aus Bischöfen, vom Papste berufen und vorgesessen. Also ist ein Concilium ohne Papst und Bischöfe ganz unmöglich. Bedenket weiter, was uns Granvella mit Recht vorgehalten. Er hat gesagt, das Concilium von Trient sei mit Einwilligung aller christlichen Nationen ausgeschrieben und von diesen beschickt worden. Von diesen könne sich die deutsche Nation nicht absondern, ohne zu scheiden aus der allgemeinen christlichen Gemeinschaft."

„Das sind Ansichten und Fragen, die alle gelöst werden durch unsere abgegebene Erklärung," nahm Sturm das Wort. „Der Kaiser verlangt Türkenhilfe. Wir jedoch erklärten ihm, so lange unsere Forderungen wegen der Religionssachen nicht insgesammt erfüllt sind, leisten wir keine Türkenhilfe. Es werde ja die Hilfe wider die Türken deßhalb fürgenommen, damit man nicht von Weib

und Kindern verjagt werde und bei wahrer christlicher Religion bleiben möge. Was wäre es nun für ein Unterschied, — hielten wir mit Recht dem Kaiser vor, — daß man, so man sich der Türken erwehrt, gleiche Gefahr gegen einander sich besorgen müsse? Darum sei zunächst ein freies Concilium in deutscher Nation höchst nothdürftig. — Das ist unsere Erklärung, — dabei bleiben wir."

„Auf Befehl meines Fürsten habe ich zwar diese Erklärung unterschrieben, gleich den übrigen protestirenden Ständen, jedoch gegen meine persönliche Ueberzeugung," versetzte Doktor van der Plassen. „Die Erklärung ist voll des Widersinnes. Sie schützt vor, die Türkenhilfe nicht leisten zu können, weil Gefahren von Seiten der Katholiken gegen die Protestanten zu besorgen seien. Ei, sagt mir doch, wann, — wo, — von welcher katholischen Obrigkeit sind jemals die Protestanten um ihres Glaubens willen angefochten und bedrängt worden? Nicht ein einziger Fall kann hievon angeführt werden. Niemals haben die Altgläubigen den Neugläubigen auch nur ein Haar gekrümmt. Die Katholischen geben willig Frieden, wenn sie nur selber von den Lutherischen Frieden haben könnten. Die Protestanten hingegen haben sich der katholischen Kirchen, Stifte und Klöster bemächtigt, deren Vermögen eingezogen, Stiftsleute und Mönche vertrieben.

Leute, die beim alten Glauben bleiben wollten, haben sie in das Elend gejagt. In Bisthümer sind die Protestanten eingebrochen, haben Reichsfürsten um Land und Leute gebracht und deren Unterthanen zur Neulehre gezwungen. Die Lutherischen drücken Alles unter und klagen nichtsdestoweniger über Unterdrückung. Sie sind unersättlich in ihrem Begehren, bringen immer neue Würfe in's Spiel, mit jedwedem Reichstage neue Forderungen, die sie wollen gewährt haben, ehe sie an Friedensverhandlungen und Hilfe wider die Türken Theil nehmen. Wo soll das hinaus? Muß da nicht am Ende die ganze deutsche Nation zerklüftet und zerrissen werden und elendiglich zu Grunde gehen?"

Die protestirenden Reichsboten vernahmen Wahrheiten, welche sie nicht bestreiten konnten und auch nicht bestreiten wollten.

„Was Ihr da sagt, ischt ganz richtig," bekannte der Schwabe. „Was Ihr jedoch scheltet, ischt ganz rühmlich und nothwendig. Wir wollen reformiren, im Reiche den römischen Unrath ausfegen, und da geht's halt den Pfaffen an die fetten Bäuche."

„Ist Solches Freiheit und Recht?" erwiederte Plassen. „Diebstahl und Raub bleiben Frevel gegen die Gerechtigkeit, lassen sich durch keine Schönfärberei vertuschen.

Und wie steht's mit der Gewissensfreiheit? Dürfen Rechtens die Protestanten unterdrücken und zerstören, was den Katholiken heilig ist? Darf man einen Menschen zwingen, Haus und Heimath, Hab und Gut oder seinen religiösen Glauben fahren zu lassen? Solches ist Tyrannei und niemals in deutschen Landen erhört worden. Solcherlei bitterböse Praktiken werden zuletzt die Katholischen in die helle Verzweiflung treiben und einen großen Reichsbrand herbeiführen, oder den Kaiser zwingen, mit dem Schwerte dreinzuschlagen."

„Auf die Lutherischen?" rief Melem.

„Auf die Unheilstifter, Friedensstörer und Feinde der Reichsordnung," antwortete Plassen. „Nachsichtig, langmüthig, huldvoll ist der Kaiser lange genug gewesen, er dürfte bald gerecht werden und zeigen, daß noch ein Schirmherr des Rechtes waltet im Reiche."

Die Worte machten auf die Städteboten einigen Eindruck.

„Angstmachen gilt nicht," versetzte im Tone leichten Spottes der Gesandte des Kurfürsten von Sachsen. „Wollte auch der Kaiser des Papstes Schildknappe sein und dessen geistige Zwingherrschaft mit dem Schwerte wieder aufrichten, er vermöchte es nicht. Die Protestanten sind nicht wehrlos, stark gerüstet stehen sie im Felde. Gegen die

Waffenmacht des evangelischen Bundes von Schmalkalden kann der Kaiser nicht aufkommen. Also muß er geschehen lassen, was er nicht zu ändern vermag."

„Demnach offene Empörung wider den Kaiser?" fragte Plassen.

Der Sachse schwieg.

„Gegen angedeutetes gewaltthätiges Vorgehen des Kaisers hat der bayerische Kanzler Eck ein ganz fürtreffliches Mittel angegeben," unterbrach Sturm die eingetretene Stille. „Eck rathet, die Katholischen sollen zu den Lutherischen fallen und sich alle Deutschen für lutherisch erklären, dann sei nicht zu besorgen, daß zuerst die Lutherischen, dann die Katholischen unterdrückt werden[1])."

„Solchen Rath kann nur ein Mann ertheilen, der weder seinem Gott, noch seinem Kaiser Treue hält," sagte Plassen.

„Dessenungeachtet ist Eck nicht zu tadeln," erwiederte der Sachse, „wenn er nach bester Ueberzeugung rathet und thatet."

Gleichsam die Antwort auf diese Rechtfertigung des bayerischen Kanzlers war ein schallendes Gelächter. Alle Köpfe wandten sich nach dem Fenster, wo der Baron

---

1) Stumpf, S. 262.

lesend saß, durch den Gegenstand in die heiterste Laune versetzt. Der Stoff reizte immer stärker die Lachmuskeln des Lesers, zu solchem Grade das Lachen steigernd, daß Wambold förmlich geschüttelt wurde. Er hatte den Sitz verlassen, und schritt, fortwährend lachend, durch das Zimmer.

„Ganz unübertrefflich, — höchst ergötzlich, — ha — ha!“ rief er aus.

Bekanntlich wirkt das Lachen unter gegebenen Bedingungen ansteckend. Als nun die Reichsboten, durch den genossenen Wein in gehobene Stimmung versetzt, den herzlich lachenden Edelmann sahen, brachen sie mit einem Male alle zusammen in helles Gelächter aus. Durch den schallenden Lärm der Lachgenossen gleichsam ernüchtert und dem fesselnden Gegenstande entrissen, blickte Herr Eberhard einigermaßen befremdet auf die Tafelrunde. Unangenehm berührte ihn der Gedanke, durch sein Benehmen Anstoß erregt oder sich vergeben zu haben, da alle Augen der Zecher verwundert auf ihm ruhten. Diese Befürchtung war jedoch unbegründet, wie es sich sofort ergab.

„Nichts für ungut, Herr Ritter!“ sprach entschuldigend Jakob Sturm. „Euer Edlen hat fürwahr dermaßen gewaltig und hinreißend gelacht, daß wir absolut mitmachen

mußten. Ist es keine Anmaßung, dann möchte ich fragen, was Eure Gnaden in so vortrefflichen Humor brachte."

„Hier, — Luthers Papstthum vom Teufel gestiftet," antwortete Herr Eberhard. „Auf sonderbare Weise kam ich eben in Besitz dieser Schrift. Ein Unbekannter übergab sie mir, mit dem Bemerken, sie sei für mich ein Geschenk des Kurfürsten von Sachsen."

„Das Räthsel kann ich Euch lösen," erwiederte der sächsische Gesandte. „Meinem gnädigsten Herrn, dem Kurfürsten Johann, hat Luthers Schrift über das Papstthum dermaßen wohlgefallen, daß er sie hier an alle Reichsstände und auch an hochangesehene Personen vertheilen läßt [1])."

„Ich habe dieses jüngste Büchlein des streitbaren Augustiners wiederholt gelesen," sagte Sturm, „kann mich jedoch keiner Stelle erinnern, die zum Lachen anregt. Im Gegentheil, fast gräuliche Dinge stießen mir auf."

„Mag sein!" entgegnete Wambold. „Dem Einen dünkt grauenhaft, was dem Anderen ergötzlich erscheint. Standpunkt und Laune des Lesers sind wohl hiebei von bestimmender Wirkung."

„Wenn's nicht zu viel verlangt ischt, Herr Ritter,"

---

1) Seckendorf, Bd. III, S. 556 f.

sagte der Schwabe, „wollt' ich schon bitten, Ihr möchtet uns das Lachkapitel zum Beschten geben."

„Wenn es die Herren ergötzt, — warum nicht?" erwiederte der Baron, die Quartblätter öffnend. „Hier ist gleich eine sehr hübsche Stelle, und er las: »Die Päpste sind des Kaisers Phocas, ihres Stifters und Kaisermörders Nachkommen, verzweifelte, durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräther, Lügner und die rechte Grundsuppe aller bösesten Menschen auf Erden«."

Hier überfiel den Freiherrn abermals eine fast unwiderstehliche Lachlust und mit Ueberwindung las er weiter: »Durch ein Concil können der Papst und seine Anhänger nicht gebessert werden, weil sie des Glaubens sind, daß kein Gott, keine Hölle, kein Leben nach diesem Leben sei, sondern leben und sterben, wie eine Kuh, Sau und anderes Vieh," — Wambolds Lachmuskeln zuckten heftig, »so ist's ihnen gar zu lächerlich, daß sie sollten eine Reformation halten. Darum wäre es das Beste, Kaiser und Stände des Reiches ließen die lästerlichen, schändlichen Spitzbuben und die verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom immer fahren zum Teufel zu. Mit Concilien ist nichts ausgerichtet. Nur große Macht und Gewalt errettet die armen Seelen aus den Klauen des vom Teufel gestifteten Papstthums. So greife zu Kaiser,

König, Fürsten und Herren, und wer zugreifen kann, Gott gebe hie faulen Händen kein Glück. Erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und Alles, was er hat als ein Papst; denn er hat's mit Lügen und Trügen, — ach, was sage ich Lügen und Trügen, — er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reiche schändlich gestohlen und dafür zu Lohn in das ewige, höllische Feuer unzählige Seelen durch seine Abgötterei verführt und Christi Reich verstöret, daher er heißt ein Gräuel der Verstörung. Darnach nehme man ihn selbst, den Papst, die Cardinäle, und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, und reiße ihnen, als Gotteslästerern, die Zunge hinten zum Halse heraus, und nagele sie an den Galgen, der Reihe her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in der Reihe herhängen. Darnach lasse man sie ein Concilium, oder wie viele sie wollen, halten am Galgen, oder in der Hölle unter allen Teufeln [1]).«

Die in das Fratzenhafte gehende Schmähsucht des Reformators reizte wiederholt den Vorleser zum Lachen. Auch den Reichsboten, Plassen ausgenommen, stand fortwährend ein Lächeln in den Zügen, aber dieses Lächeln

---

1) Luthers sämmtliche Werke XXV, 108—228.

hatte mit Wambolds Lachen keine Aehnlichkeit, es war ein Lächeln der Schadenfreude und befriedigten Partheihasses.

„Das ist Alles tüchtig gepfeffert und gesalzen," sagte der Rothe von Augsburg. „Jeder Freund kräftiger Kost muß daran eine rechte Herzensfreude haben."

„Solche köstliche Sachen liefert unser Reformator unzählige," versicherte Melem. „Namentlich versetzt seine erstaunliche Bekanntschaft mit allen Teufeln den Hörer seiner Predigten und den Leser seiner Schriften in den besten Humor. Lebhaft erinnere ich mich der Stelle einer Predigt, der ich in Wittenberg beiwohnte. Luther donnerte furchtbar gegen Concilien und Päpste, denen er seine Lehren, oder vielmehr Gottes lautere Wort entgegensetzte. »Meine Lehre,« rief er, »ist das Stück, so alle Wunder thut, Alles zurecht bringt, alle Teufel austreibt, als Wallfahrtsteufel, — Ablaßteufel, — Fegfeuersteufel, — Bullenteufel, — Bruderschaftsteufel, — Heiligenteufel, — Messeteufel, — Klosterteufel, — Pfaffenteufel, — Rottenteufel, — Ketzerteufel, — Papstteufel, — auch Antinomerteufel, doch nicht ohne Geschrei und Gezerre. Nein, er muß ein Geschrei und Reißen hinter sich lassen, wenn er ausfahren soll, wie man sieht am Emser, Ecke, Rotzlöffel, Scheren, Wezel, Tölpel, Knebel, Filz, Rülz,

Säu, Esel und dergleichen Schreiern und Schreibern, die sind alle des Teufels Maul und Glieder« [1])."

„Noch weit ergötzlicher sind seine Tischreden," versicherte der Kursachse. „Die Schnurren und Possen über Papst, Cardinäle, Bischöfe und Mönche sind ganz unvergleichlich. Ich möchte sagen, Luthers schneidiger Spott und übermüthiger Hohn haben dem Papstthum ebensoviel geschadet, als sein freies Evangelium."

„Als übersprudelnder Hohn und geifende Schmähsucht muß auch diese Schrift gelten," sagte Wambold. „Beurtheilt man deren Inhalt vom Standpunkte des Ernstes, so drängt sich die Frage auf, ob der Mann noch im Besitze gesunder Vernunft, und nicht Wahnsinn oder Tobsucht verfallen sei."

„Das werdet Ihr ja wissen, Herr Doktor Böck," wandte sich Sturm an den kursächsischen Gesandten. „Muß gestehen, mir kam der gleiche Gedanke, als ich unseren Reformator in der Schrift gar so unbändig toll und grimmig toben und rasen sah. Schade, wenn Luthers Geist umnachtet wäre; denn wir sind beim Reformationswerk des Mannes noch sehr bedürftig."

„Von Geistesumnachtung kann nicht die Rede sein,"

---

1) Wit. d. A. VII, 504 b.

versicherte Böck nachdrücklich. „Allerdings machen ihm die übrigen Reformatoren viel zu schaffen, von denen nicht zwei in Glaubenssachen derselben Meinung. Jeder will die Bibel am besten deuten. Luther hingegen verlangt, jedermann habe die Bibel nur so zu verstehen, wie er sie deute, — was doch eigentlich ein Widerspruch gegen die von Luther selbst proklamirte freie Bibelforschung. Solches rückten ihm auch die gescheidten Magistri vor. Luther jedoch versteht keinen Spaß, befiehlt Gehorsam, Unterwürfigkeit unter seine Autorität, männiglich für einen Erzketzer und Lügengeist erklärend, der seiner Lehre widerstreite. Erwiedern ihm die Reformatoren, er übe eine noch ärgere Geistesknechtschaft, als sie der Papst jemals geübt, dann geräth Luther in Grimm. Auf der Kanzel und in Schriften geht er nicht glimpflich mit den Theologen um[1]). — — Diese Streitigkeiten verbittern noch mehr den ohnehin mißvergnügten Mann und gaukeln ihm allerlei Schreckbilder vor. Vorab machen ihm die Anfechtungen des Teufels zu schaffen, der ihm beständig vorhalte: Dieses verderbnißvolle Wesen im Reiche hast Du angerichtet. — Als ich ihn kurz vor meiner Reise hieher besuchte, klagte er mir: »Der Teufel läßt mich auch nicht

---

1) Corp. Reform. V, 314.

einen Tag in Ruhe. Die Nachtkriege, so ich mit ihm führen muß, erschöpfen und martern mich dermaßen, daß ich kaum lechzen und Athem holen kann.« — Aber selbst dem Teufel bietet er Trotz; denn lachenden Mundes fügte er bei: »Der Teufel soll einen Bissen an mir gefressen haben, der ihm nicht wohl bekommen wird. Er soll ihn wieder speyen, und ich will ihn wieder fressen, wenn nu der jüngste Tag kommt, das soll gewiß sein [1])«."

Die Reichsboten lachten.

„Ein höchst beklagenswerther Mann!" sprach ernst der Baron. „Was er für des Teufels Anfechtungen ausgiebt, sind doch offenbar Gewissensvorwürfe."

„Bleibt sich gleich, — die eine Einbildung ischt so viel werth, wie die andere," meinte der Schwabe.

„Daß Luther noch kräftigen Geistes," fuhr Böck fort, „beweist seine jüngste Schrift gegen das Papstthum. Wohl führt er darin eine sehr heftige Sprache, was einigermaßen der Umstand entschuldigen mag, daß er mit Kolbenschlägen das päpstliche Breve vorigen Jahres an den Kaiser gründlich abthun wollte."

Erstaunt lauschte Herr Eberhard.

---

1) Luthers Tischreden, Eisl. A. S. 92 f.

„Wie ist das möglich?“ sprach er. „Wie konnte Luther wissen, was der Papst an den Kaiser geschrieben?“

„Er wußte es,“ antwortete Böck. „Granvella spielte eine Abschrift jenes Breves in Luthers Hand [1]).“

„Dann wäre ja Granvella kein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn,“ bemerkte Wambold.

Die Reichsboten schwiegen und lächelten.

„Ei, — seht doch, — da ist ja wieder der ausgetriebene Herzog von Braunschweig!“ rief Sturm, durch das Fenster auf die Straße deutend, wo der Fürst mit einem Herrn sich unterhielt. „Hat mich längst gewundert, daß er sich noch nicht allhier eingefunden, dieweilen er auf jedem Reichstag gegen die widerfahrene Vergewaltigung protestirt. Wird ihm nichts helfen. Der evangelische Bund geht keinen Schritt zurück, sondern stetig vorwärts, bis zum vollständigen Ausbau eines freien deutschen Reiches.“

„Wer steht bei ihm?“ sagte Plassen. „Grignan, der Gesandte Frankreichs. Auch ein ächter Januskopf mit zwei Gesichtern. In Gegenwart kaiserlicher Räthe, mahnt er die Protestirenden regelmäßig zur Annahme kaiserlicher Friedensvorschläge und zur Einigung. Ebenso regelmäßig

---

1) Druffel, Carl V. und die römische Curie, S. 231 f.

redet er in Abwesenheit kaiserlicher Räthe das Gegentheil. Er hetzt und schürt den Unfrieden, verheißt Frankreichs starken Beistand, auf daß nicht der Kaiser die Freiheit Deutschlands vernichte und die Fürsten unter sein Joch bringe. Ekel erfaßt mich, ob solcher Doppelzüngigkeit und Falschheit [1]).“

Am unteren Ende des Tisches stand Wambold, hoch=aufgerichtet, mit verschränkten Armen, wie ein Mensch, der zur Aeußerung gewichtiger Rede den günstigen Augen=blick erwartet.

„Ich bin den hochachtbaren Herren eine Erklärung und mir eine Rechtfertigung schuldig,“ hob er an. „Heute erfuhr ich an mir selbst die Wahrheit des Satzes, daß sich die schärfsten Gegensätze berühren. Das Schauderhafte und Grauenvolle wird lächerlich, sobald es in maßloser Steigerung, bis zur Unvernunft und Tollheit, die Gren=zen des Erlaubten überschreitet. Aus diesem Grunde reizte mich zu unbändigem Lachen die Schrift Luthers wider das Papstthum. Ich bitte die hochachtbaren Herren, an meinem Verhalten nicht Anstoß zu nehmen.“

„Seid deßhalb ohne Sorgen, Herr Ritter!“ entgeg=nete Sturm. „Wir allesammt lachen oftmals über Luthers

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 18—19.

tolle Einfälle und gar ingrimmiges Gepolter. Ist er auch der gröblichste Schmähhans im Reiche und Niemand unerschöpflicher an saftigen Scheltworten, so versteht es doch Luther meisterlich, alle Widersacher des freien Wesens niederzudonnern. Sein Kopf ist hart genug, die dicksten Mauern der papistischen Zwingburg einzurennen. Darum sind wir dem Sturmbock gewogen, lachen über das Lästermaul und deuten keinem Menschen das Lachen übel."

„Erlaubt, — meine Entschuldigung und Rechtfertigung gehen nach der entgegengesetzten Richtung," sagte Wambold. „Ich möchte der Meinung begegnen, als sei ich ein Anhänger dieses unheilvollen Menschen, wozu mein Lachen verleiten konnte. Nein, — ich stehe vielmehr fest und sicher auf katholischem und reichstreuem Boden, beklage schmerzlich die Spaltung der deutschen Nation, — eine Spaltung, die schließlich zur Vernichtung der Macht und Größe des Reiches führen muß. Die Einheit im Glauben machte das heilige Reich mächtig und glorreich, — das Gegentheil wird die Spaltung im Glauben bewirken. Darum betrachte ich den eidvergessenen Augustinermönch Luther als den Verderber der deutschen Nation, als Empörer gegen die Kirche, als den schlimmsten Irrlehrer aller Zeiten. Demgemäß verdamme ich seine Schrift: Wider das Papstthum, vom Teufel gestiftet, — darin er eine

so grauenhafte Sprache führt, wie nur teuflische Bosheit und wahnsinniger Haß sie führen können. — Die hochachtbaren Herren werden nun mein Lachen richtig beurtheilen, das weder Freude, noch Beifall an dem Gelesenen bedeutete, sondern dem unwillkührlichen Reize durch das Uebermaß des Grausigen und Tollen entsprang."

Noch saßen schweigend die erstaunten Reichsboten, als sich Wambold grüßend verbeugte und das Zimmer verließ.

Grignan stand vor dem Herzoge, lebhaft gestikulirend. Beim Heraustreten Wambolds verabschiedete er sich.

„Da seid Ihr ja, mein lieber Baron!" rief Heinrich von Braunschweig seinem Reisegefährten hastig entgegen.

„Ganz recht, — gehen wir auf meine Stube."

Der Fürst that sehr eilig und war äußerst erregt. Beim Ersteigen der Treppe nahm er immer zwei Staffeln. Er sprang förmlich nach dem Gange des zweiten Stockwerkes empor, wo ihm Einer der beiden Edelleute entgegen kam.

„Wartemberg," gebot er, „bezahlt unsere Zeche, dann laßt sogleich satteln, wir reiten stracks von hinnen. Doch, — halt, mit leerem Magen ist nicht gut reiten, und mir fällt ein, daß wir heute noch nicht beim Mahl gesessen. Laßt demnach einige Schüsseln nach meinem Zimmer bringen, daran wir uns allesammt ersättigen mögen.

Inzwischen können die Knechte satteln. — Kommt, Herr Eberhard!“

Kaum hatten Beide das Zimmer betreten, als sich der Herzog vor Wambold stellte, ihm auf die Schulter klopfte und mit verhaltenem Aerger sagte: „Mein trauter Heergeselle, am Kaiserhof ist noch Alles beim Alten! Noch dieselbe kleinliche Behutsamkeit, Vorsicht und Leisetreterei bis zur Aengstlichkeit. Der Löwe Carl wird sich niemals zur entschlossenen That aufraffen, so lange ihn der Fuchs Granvella am Gängelbande führt. Ich möchte d'rauf schwören, daß Granvella von den Bündischen bestochen ist, und mit seinen vergoldeten Händen dem Kaiser eine Grube gräbt [1]).“

Er wandte sich ab und rannte einige Male durch das Zimmer. Wambold, von des Kanzlers Bestechlichkeit und Untreue überzeugt, stand unangenehm berührt und schwieg.

„Wißt Ihr, was der Mensch mir unter die Augen sagte, — in Gegenwart des Kaisers mir vorwarf?“ fing der Herzog wieder an. »Ihr allein verschuldet euer Unglück,« sagte er; »denn ihr habt die Aufhebung der Acht durch kaiserliche Majestät mißachtet, an den Städten Braunschweig und Goslar die aufgehobene Acht dennoch

---

1) Hortleder, S. 1748 f.

vollzogen und hiedurch die Macht des evangelischen Bundes herausgefordert.« — Ist das nicht eine seltsame Unverschämtheit? Ich habe jedoch dem bezahlten Partheigänger der Schmalkaldischen gehörig heimgeleuchtet. — Das ist von Euch eine verwunderliche Rede, Herr Kanzler! sagte ich. Meine Städte Braunschweig und Goslar standen in offener Empörung wider Recht und Reichsordnung. Sie haben die Katholischen unterdrückt, beraubt, mißhandelt, gemordet, verbrannt, — sie haben Kirchen geplündert, Klöster und Stifte aufgehoben, deren Güter eingezogen und deren Bewohner vertrieben. Auf meine Klage wurde über genannte Städte, ob solcher Frevel, vom Reichskammergericht die Acht verhängt und deren Vollstreckung mir übertragen. Hat kaiserliche Majestät, auf Euren Rath, die Acht aufgehoben, so war dies ein Verstoß gegen die Reichsverfassung; denn keine vom Kammergericht Rechtens verhängte Acht kann aufgehoben werden, ohne Einwilligung und Gutheißung des Klägers. Kläger war ich, und meine Einwilligung fehlte."

„Was sagte hiezu der Kaiser?"

„Nicht ein Wort. Unter uns gesagt, — Carl fürchtet die Macht des evangelischen Bundes."

„Fürchten? Nein!" widersprach Wambold. „Da kenne ich unseren Kaiser besser. Furchtsamkeit und Feigheit sind

Eigenschaften, die Carl nicht entfernt besitzt. Wer seit vierundzwanzig Jahren mit der halben Welt im Kampfe liegt und sie bezwingt, der muß ein ganzer Mann und ein Held sein. — Niemals thut Carl rasche, übereilte Schritte, — sein Thun ist vorsichtig, berechnend, sein politischer Blick geht weit in die Ferne, demzufolge mag seine Haltung schüchtern und ängstlich erscheinen. Dieser Schein trügt, verhüllt den beharrlichen, eisernen Willen im Vollzuge gefaßter Plane; — dieser Schein hat auch Euch getäuscht."

„Ihr sollt Recht haben!" versetzte der Herzog. „Schließlich rückte Carl mit einem Vorschlage zum Frieden heraus. Er wolle die Bundesverwandten von Schmalkalden ersuchen, ihm das Herzogthum Braunschweig einstweilen zu übergeben, bis auf dem Wege des Rechtes die Sache entschieden sei. — Ist solches nicht ein hübscher Vorschlag? Die längst verurtheilten Räuber und Frevler mögen schadenfroh in die Faust lachen und dem Kaiser abermals eine Nase drehen. Mit des Kaisers Namen zum Rechten kommen, heißt gerade so viel, als mit einem todten Falken beitzen [1])."

„Nach meinem Bedünken ein überaus kluger, sach-

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 31 f.

gemäßer Vorschlag," entgegnete Wambold. „Gehen die Bündischen auf denselben ein, dann wird Euch der Kaiser ohne Zweifel das Herzogthum zusprechen, und der Handel ist beigelegt ohne weiteres Blutvergießen."

„Was ich erst abwarten müßte, vielleicht Jahre lang warten müßte, um schließlich dennoch meine Erblande zu verlieren," sprach der Fürst. „Nein, — zu meinem Rechte zu kommen, giebt es einen viel kürzeren Weg. — Habt Ihr vorhin den Herrn bei mir gesehen? Grignan war's, der Gesandte Frankreichs. Höret im Vertrauen! Seit Monaten stehe ich mit König Franz in Unterhandlung. Zum Kriege gegen England wünscht er deutsche Söldner. Ich soll ihm die Regimenter werben. Das Geld hiezu liegt in Frankfurt bereit, die Vollmacht zur Erhebung der französischen Kronen steckt hier in meiner Tasche. Steht das Heer unter Braunschweigs Banner, — dann sollt Ihr von mir hören[1])."

„Durchlaucht, — laßt Euch warnen, eine höchst bedenkliche Sache! Sobald Ihr im Felde erscheint, wird die Uebermacht des evangelischen Bundes Euch erdrücken."

„Eine wundersame Rede im Munde eines Mannes, den selber keine feindliche Uebermacht vom Kampfe abschreckte

---

1) Ibid. S. 32.

und am Siege hinderte," scherzte der Herzog. „Nur keine weiteren Einwendungen. Mein Entschluß steht felsenfest. — Nun lebt wohl! Doch, halt, — noch etwas! Dem Kaiser meldete ich Euer Hiersein. Darob war die Majestät höchlich erfreut. »Ah, mein treuer, tapferer Eberhard, — der deutsche Cid!« rief er. Sodann befahl er mir, Euch zu sagen, Ihr möchtet Punkt ein Uhr in der Pfalz erscheinen, — also zur kaiserlichen Tafel, bei der freilich aus Humpen nicht getrunken wird, sondern aus goldenen Fingerhüten. Sputet Euch, — Angelus hat es längst schon geläutet. Vermag Euer Einfluß und Eure Klugheit, den Kaiser zum entschlossenen Vorgehen zu bewegen, dann habt Ihr um alle Unterdrückten, ihres Rechtes und Eigenthums Beraubten, sowie um die Rettung des ganzen Reiches, unsagbare Verdienste Euch erworben. — Nochmals, — lebt wohl!"

Zehntes Kapitel.

Die beiden Grimmeisen, welche niemals in Worms gewesen, überhaupt selten aus ihren Bergen herauskamen, lustwandelten neugierig und schaulustig durch Straßen und Gassen. Die freie Reichsstadt glänzte damals noch in der vollen Größe und Herrlichkeit ihrer mittelalterlichen Pracht, so daß die Grimmeisen bei jedem Schritte auf Gegenstände stießen, welche ihre Bewunderung erregten. Die stolzen Paläste edler Geschlechter, mit staffelförmig aufstrebenden, hohen Giebeln, die Facaden belebt durch fein gemeiselte Erker und Söller, durch winzige Thürmchen, unter denen kunstvoll gearbeitete Figuren standen, umrankt von Blätterwerk und sinnvollen Verzierungen, erregten ebenso ihr Staunen, wie die öffentlichen Prachtbauten, Meisterwerke des reichen gothischen Styles. Auch die hübschen Gemälde an den Wandflächen der Häuser fesselten sie. Auf empörten Meereswogen sahen sie ein

Schifflein, darin den Heiland mit seinen Aposteln, wie er Sturm und Wellen gebot, — oder den Riesen Christophorus, wie er das Christkindlein auf der Schulter über das Gewässer trug, — oder den edlen Ritter St. Georg, wie er die Lanze in den weit geöffneten Schlund des Drachen stieß. Diese und ähnliche Bildwerke ergötzten nicht wenig die Grimmeisen.

„Siehst Du," sagte Claus, „die Stadt Worms ist wie ein großes Bilderbuch, darin man die Wunderthaten des Herrn Jesus und seiner lieben Heiligen schauen kann. Hätte nicht gemeint, daß es Solcherlei giebt in der Welt."

Dann wieder standen sie in maßlosem Staunen vor den Schaufenstern der Silberarbeiter und Goldschmiede, kostbares Geschmeide, geziert mit funkelnden Diamanten und blitzenden Rubinen, sowie Dinge bewundernd, deren Bestimmung sie nicht kannten. Auf den öffentlichen Plätzen zogen sie die merkwürdigen laufenden Brunnen an, ragende Thürme von Stein oder Erz, von deren Zinnen herab seltsame Thiere in bogenförmigen Strahlen das Wasser in ein Riesenbecken ausgossen. Dagegen mißfiel ihnen der rege Verkehr in den Straßen, das Getümmel der Wagen und Reiter, das Gedränge hin und her wogender Menschen. An die Stille ihrer Thäler

gewöhnt, betäubte sie fast das rastlose Treiben der Handelsstadt.

„Mir wird ganz toll und schwindelig vor lauter Sehen und Hören," sagte Reinhard. „Gehen wir da herein in die Gasse, — hier ist's ruhig, — da wollen wir einmal ausschnaufen."

Der Rothbart täuschte sich. Kaum hatten sie die Gasse betreten, als ein Junge ihnen entgegen kam, einen Pack fliegender Blätter unter dem Arm. Er musterte die Fremden, schloß aus ihren Ringpanzern, Stahlhauben und Waffen, daß sie Landsknechte, und aus ihren gutmüthigen Gesichtern, daß sie Leute seien, mit denen ein Geschäft zu machen. Er zog ein Blatt aus dem Bündel, und schwang es empfehlend vor den Augen der Grimmeisen.

„Hübsche Bilder, — ganz ergötzliche Bilder!" rief er. „Hier ist zu sehen, wie der Papst reitet auf der Sau, — wie dem Papst hofirt wird, — dazu köstliche Sprüchlein von Martin Luther, — kostet Alles zusammen nur einen Heller."

Die Grimmeisen vernahmen die Anpreisung, sahen undeutlich die merkwürdigen Bildnisse, deren Bedeutung sie nicht begriffen, und der Vorwitz stachelte sie.

„Wie meinst, Claus?"

„Mich juckt's, die Sachen zu beschauen."

„Unser Baron hat aber geboten, wir sollen hören, sehen und nichts sagen."

„Den Heller für hübsche Bildsachen hat er aber nicht verboten," erwiederte Claus, griff in die Tasche, zahlte den Kaufpreis und empfing die Malerei.

Der Junge ging weiter. Die Grimmeisen betrachteten ihre Errungenschaft, während sie selbst von einem alten, bleichen Manne beobachtet wurden, der in der Nähe auf einem Thorstein saß.

Das erste Bild beschauten anfänglich die Grimmeisen, wie eine ägyptische Hieroglyphe; denn ihr frommer, reiner Sinn war der bodenlosen Gemeinheit des Dargestellten verschlossen.

Das Bild, nach Luthers Anweisung von Cranach in Holz geschnitten, bestand in einem großen Schwein, auf welchem der Papst reitet, angethan mit seinem Ornat. Auf der Fläche der ausgestreckten linken Hand trug er ein Häuflein dampfenden Menschenkothes, den er mit erhobener Rechten segnete, während das Schwein nach dem gesegneten Unflath gierig den Rüssel reckte. Unterhalb des Bildes stand das von Luther gedichtete Spröch-lein:

Sau, du mußt dich lassen reiten
Und wohl spornen zu beiden Seiten,
Du wilt han ein Concilium,
Ja, dafür hab dir mein Merdrum.

Solche Schmutzbilder wurden auf Luthers Betreiben massenhaft angefertigt und verbreitet. Die Absicht des Reformators ging dahin, auch die Malerei seinem Hasse gegen die Kirche dienstbar zu machen.

„Man muß," schreibt er, „das edle Götzengeschlecht des römischen Antichrist auch mit Malen angreifen. Man muß dessen Dreck, der so gern stinken will, weidlich rühren, bis sie Maul und Nase voll kriegen. — Unselig sei, der hie faul ist, weil er weiß, daß er Gott einen Dienst daran thut [1])."

Diesmal verfehlte Luthers Absicht ihren Zweck; denn vergebens bemühten sich die beiden Grimmeisen, die Bedeutung des Gemäldes zu ergründen.

„Was soll das nur heißen?" sagte Claus. „Der Reiter ist wohl der heilige Vater und das Thier ist ein großes Schwein. Warum sitzt er aber auf dem Schwein? Was hat er da in der Hand? Siehst Du, es dampft! Ist's vielleicht ein Weihrauchgefäßlein, wie man solche in Rom hat?"

---

1) Janssen, Bd. VI, S. 37.

Der Mann auf dem Thorstein belauschte die Rede und lächelte.

„Kann mir gar nicht denken, was es vorstellt eigentlich," sagte Reinhard. „Wir zeigen es unserem Gnädigen, der wird es wohl deuten können. — Jetzt wollen wir das Andere beschauen."

Auf einem Schemel stand die umgekehrte päpstliche Krone, darauf ein Mensch saß und sich entleerte. Ein Zweiter zog die Beinkleider herab, dasselbe zu thun, während ein Dritter, nach verrichtetem Geschäft, sein Kleid wieder ordnete. Zu dieser würdigen Erfindung seiner künstlerischen Begabung, von Cranach in Holz geschnitten, hatte Luther folgende ebenso würdige Strophe gedichtet:

Papst hat dem Reiche Christi gethon,
Wie man hie handelt seine Kron.
Macht's ihr zwiefältig, spricht der Geist,
Schenkt getrost ein, Gott ist's, der's heißt [1]).

Dieses leichtbegreifliche Bildniß verstanden zwar die Grimmeisen, dennoch entging ihnen dessen Sinn und boshafte Anwendung, weil sie die päpstliche Krone für einen Kübel hielten. Merkwürdigerweise kamen sie nicht

---

1) Ibid, S. 38.

auf den Gedanken, die erklärende Reimerei zu lesen, obwohl beide des Lesens kundig waren.

„Die Kerle sollten sich doch schämen," sagte Reinhard, „vor den Augen aller Leute sich da auf den Kübel zu setzen. Ein recht unsauberes, ganz unverschämtes Bild."

Den Mann auf dem Thorpfosten belustigte die Rede. Er biß die Zähne zusammen und preßte die Hand auf den Mund, um nicht in lautes Lachen auszubrechen.

„Das ist ein dummes Bubenstück," meinte Claus. „Wie man doch nur darauf sinnen kann, solches stinkende Zeug zu malen, — pfui Teufel!"

Der Alte trat heran und grüßte freundlich.

„Ich merke, die ehrsamen Landsknechte haben sich auch von den hübschen Bildern gekauft, wie solche jetzt in der ganzen Stadt feil geboten werden. Was jedoch die feinen Bildwerke besagen und ausdrücken sollen, scheint ihr nicht zu finden."

„Es ist schon so, wie Ihr sagt," erwiederte Claus. „Könnt Ihr uns vielleicht die Sachen deuten?"

„Warum nicht? Bin ich doch selber Maler und Bildschnitzer," — und er begann die Auslegung.

Je weiter die Erklärung gedieh, desto länger wurden die Gesichter der Grimmeisen. Verwunderung, Ekel und Entrüstung malte sich in ihren Zügen. Als auch das

vermeinte römische Weihrauchgefäßlein auf der päpstlichen Hand in seiner wahren Gestalt vor sie trat, und sie die ganze Bosheit und Gemeinheit der Darstellung begriffen, da flammten ihre Augen und Zornesgluth bedeckte ihr Gesicht. In tausend Stücken zerriß Reinhard die Blätter und warf sie von sich.

„Der Luther und der Cranach sind zwei unverschämte Buben!“ rief er. „Den Vater der Christenheit in so schimpflicher Weise zu verhöhnen, — o ihr unfläthige Schufte und Teufelsgesellen!“

Der Maler und Bildschnitzer betrachtete hoch erfreut die zornigen Männer.

„Vergelt's Gott, — vergelt's Gott!“ sprach er vergnügt. „Ja, Gott lohne euch die große Wohlthat, so mir euer Verhalten erweist. Schon glaubte ich, das Reich sei ganz und gar vergiftet und verderbt. Nun aber sehe ich, daß es noch redliche Leute und gute Christen giebt, die nicht lachen über das Schändliche und Gemeine, sondern sich ärgern, gleich mir. Dieser nichtsnutzige, ausgesprungene Mönch, der unfläthige Luther, hat nicht blos die Religion verpestet, sondern auch die Kunst,“ fuhr er eifrig fort. „Nur Spottbilder gelten heute noch und Schandgemälde. Dermaßen heruntergekommen und verpimpelt ist heute der Sinn der Menschen, daß sie für

wahre Kunstgebilde gar kein Verständniß mehr haben. Darum müssen dermalen ächte Künstler umkommen. Sogar der große Meister Hans Holbein mußte auswandern nach England, weil er in Deutschland verhungert wäre. Andere Meister fallen in Trübseligkeit und Schwermuth, wie der hochgefeierte Maler und Kupferstecher Wannecker in Frankfurt, oder Ostendorfer in Regensburg, und viele andere. Was gilt jetzt im Reiche? Geld, — Wucher, — Betrug, — Lüge, — Unverschämtheit, — Zoten und Possen. Alle Künste sind ausgezogen. Darum heißt es im Liede:

Ach merk doch Du,
Wie Wucher und Betrügerei
So unverschämt in Deutschland sei.
Wer Geld hát, der hat, was er will,
Deßhalb so gilt die Kunst nicht viel.
So müssen wir nun wohl Hungers sterben,
Mit dem thörichten Volk verderben.
D'rum wollen wir räumen Deutschland,
Lassen es kunstlos und ohn' Verstand [1]).“

„Das Lied meldet die Wahrheit,“ sagte Claus. „Darf der Papst, welcher doch Gottes Statthalter ist auf Erden, so niederträchtig geschmäht werden, dürfen ausgelaufene, eidvergessene Mönche mit ihren Lügenfündlein die Leute verderben und schlecht machen, — dann ist's kein Wun-

---

1) Hans Sachs, IV, S. 124—127.

der, wenn die Künste allesammt ausziehen. Fromm und gottesfürchtig sind ja die Künste, was leicht zu merken in unseren Kirchen, welche sie gar wunderhübsch geziert haben mit andächtigen Bildern und allerhand Figuren."

„Getroffen, — getroffen!" bestätigte der Bildschnitzer. „Seht, vor dreißig Jahren, als die Leute noch fromm-sinnig waren, arbeitete ich mit zehn Gesellen. Die Kreuzigung habe ich zwölfmal gemalt, — die Auferstehung siebenzehnmal, — die Grablegung achtmal, — die Himmelfahrt dreizehnmal, — die Krippengruppe habe ich gar dreißigmal in Holz geschnitten, — Engel und Heilige in Stein und Holz sind gar nicht zu zählen. Damals waren die Leute reich, — zierten Häuser, Paläste und Kirchen, — erbauten sich in andächtigem Ergötzen an der edlen Kunst. Und heute? O du mein Gott, — nichts, — gar nichts! Damals lebte ich sorgenlos im Ueberfluß, — und heute? Ich will's euch vertrauen," — und seine Stimme sank zum Flüsterton herab, „heute hab' ich oft nicht ein Stücklein Brod."

Die Grimmeisen betrachteten mitleidig den alten, bleichen Mann, dessen Züge mit einem Male sich veränderten, einen starren Ausdruck annahmen, während seine Augen unstät umher fuhren.

„Ja, ja, — damals stieg es mir in den Kopf!" rief

er, mit sprudelnder Schnelligkeit die Worte hervorstoßend. „Als die höllische Bande meine Krippengruppe zerschlug, meine Himmelfahrt zerriß und mit Füßen trat, — dort in der Kirche von St. Lamprecht, — ja, damals fuhr es mir durch Kopf und Herz mit tausend Messern. Jetzt noch komme ich manchmal von Sinnen, — oh — oh!“

Leise stöhnend rieb er mit beiden Händen seinen Kopf.

„Geht hin nach St. Lamprecht, — geht hin und seht ein lutherisches Gotteshaus!“ gebot er mit strenger Stimme. „Dort ist die Räuberhöhle, — die Mordstube, seht ihr, dort linker Hand! Geht hin, sag' ich, — dann kommt wieder und meldet, wie euch meine zerschlagenen Kinder gefielen.“

Die Grimmeisen, nicht wenig betroffen über das plötzlich veränderte Wesen des Mannes, gehorchten der Weisung, mehr in der Absicht, der unheimlichen Nähe des Irrsinnigen zu entkommen, als aus Neugierde, eine lutherische Kirche zu betrachten.

Der Maler und Bildschnitzer hatte wieder seinen früheren Platz auf dem Thorpfosten eingenommen, und blickte den Weggehenden nach.

Die beiden Odenwälder standen vor einem gothischen Kirchenportal, daran sämmtliche Figuren zerschlagen waren, — Götzenbilder in den Augen der Neugläubigen. Auch die

zierlich gemeiselten Weihwasserbecken in der Vorhalle fanden die Grimmeisen zertrümmert, — die Neugläubigen bedurften nicht der Mahnung zur Reinigkeit und zerknirschten Gesinnung, beim Betreten des Gotteshauses. Dann empfing die Beschauer ein weiter, öder Raum, von Stühlen bestellt, deren Knieschemel abgesägt waren, — die Neugläubigen saßen oder standen, knieten aber nicht vor dem Allerhöchsten. Von sämmtlichen Kunstschätzen hatte das geschändete Gotteshaus nichts bewahrt, als seine Kanzel, daran jedoch die vier Evangelisten, welche in gezierten Füllungen die Kanzel umgaben, Köpfe und Hände verloren hatten. Die schlanken Halbsäulen, auf denen das Spitzbogengewölbe ruhte, zeigten noch hie und da gothisch ornirte Fußgestelle, auf denen die Heiligenfiguren gestanden. Wo ehedem der kunstvolle Hochaltar sich erhob, trauerte jetzt ein schwarzbedeckter Tisch. Die gemalten Fenster des Chores waren zerschlagen, nur einzelne Stücke hafteten noch in der Bleifassung, gleichsam Zeugniß gebend von der verübten Barbarei. Von dem wundervoll gearbeiteten Sakramentshäuschen hing noch ein winziger Rest hoch oben in eisernen Klammern, und dieser Rest ließ die gewesene Herrlichkeit des Ganzen errathen.

Von Wehmuth und Entrüstung ergriffen, betrachteten die Grimmeisen den öden, wüsten Raum.

„Heiliger Gott, wie jämmerlich sieht es da aus!“ sagte der Rothbart. „Wenn ich daran denke, daß die Ketzerbuben auch unsere schönen Kirchen dermaßen zurichten wollten, da überkommt mich ein Grauen. Fort, — hinaus, — ganz unheimlich wird mir da!“

Sie verließen die Kirche, vor deren Portal einige halbwüchsige Jungen standen.

„Das soll ein Gotteshaus sein?“ sagte Claus. „Ein Viehstall, — aber kein Gotteshaus.“

Die Jungen hatten die Rede vernommen und warfen Blicke ingrimmigen Hasses auf die Fremden.

„Habt ihr's gehört, was Der gesagt hat?“ rief Einer. „Unsere Kirche sei ein Viehstall, hat er gesagt.“

„Ja, das hat er gesagt, — der kreuzköpfige Papist!“

„Papisten, — Papisten!“ schrieen alle zusammen.

Die Grimmeisen betrachteten verwundert die schmähenden, keifenden Jungen, und deren freche Gesichter.

„Was kreischt ihr so? Geht heim!“ gebot Claus.

„Ist unsere Kirch' ein Viehstall? Du Papstesel, — Du Rosenkranzknüppler, — Du Götzenknecht!“ schrie es entgegen.

Groß war die Ueberraschung der Grimmeisen. An die sittige Bescheidenheit der Jugend ihrer Heimath gewöhnt, hatten sie vom Dasein und von der Möglichkeit eines dermaßen ungezogenen Nachwuchses keine Ahnung.

„Ihr wollt Stadtbuben sein und schimpft erwachsene Leute?“ sagte Reinhard.

Schallendes Gelächter unterbrach den Rothbart.

„Und ihr seid elende Soldknechte des allersatanischsten Papstes!“ rief es.

„Papisten, — Papisten! An den Galgen mit den Papisten!“

Das Geschrei zog immer mehr Gassenjungen herbei, in deren Benehmen Erbitterung und Haß gegen die Kirche sich äußerte. An den Fenstern erschienen Neugierige, und jetzt fielen auch von oben herab Scheltworte auf die Papisten.

Anfänglich erregte die Ungezogenheit der Jungen nur Mißbilligung und Verwunderung der Grimmeisen. Als sich nun Erwachsene einmischten und die gröblichsten Beschimpfungen, sogar Drohungen, aus den geöffneten Fenstern auf sie niederprasselten, da wurde ihnen die Lage einigermaßen bedenklich. Sie gedachten der Warnung ihres Barones und fanden sich schuldig. Ohne die Schmähungen weiter zu beachten, schritten sie die Gasse entlang. Allein der Schwarm folgte ihnen, schreiend, höhnend und schimpfend. Da traf ein Stein Reinhards Stahlhaube. Zornglühend wandte sich der Rothbart. Freche Gesichter grinsten ihm entgegen. Er hob drohend die Hand, — wieherndes Hohngelächter und Gejohle.

„Götzenknechte, — Papstesel, — Fastenteufel, — Werknarren, — Messeteufel," und ähnliche volksthümlich gewordene Kraftausdrücke Luthers begrüßten die Odenwälder.

Kaum schritten sie weiter, als sich die Stein- und Kothwürfe wiederholten.

„Jetzt aber ist's genug!" rief entrüstet der Rothbart, mit einer Handbewegung nach dem Schwertgriff.

„Um Gottes willen, Reinhard, sei doch vernünftig!" wehrte Claus. „Schäme Dich, gegen Buben das Schwert zu ziehen. Geh' weiter, sonst giebt's noch ein Unglück."

Da erhielt der Mahner ein schwarzes Kothpflaster in's Gesicht, während Johlen und wildes Geschrei den gelungenen Wurf verherrlichten. Der besonnene Claus wischte den Schmutz ruhig ab und zog den widerstrebenden Rothbart fort. Da sich jedoch die Angriffe steigerten und die Roheiten des halbwüchsigen Pöbels immer gewaltthätiger wurden, so ist es fraglich, ob es Claus gelungen wäre, den ergrimmten Rothbart von blutiger Züchtigung abzuhalten.

Mit einem Male änderte sich die Scene.

Der Bildschnitzer auf dem Thorpfosten hatte bisher den Tumult gleichmüthig beobachtet. Dann vermengten sich im getrübten Geiste des Mannes das Schauspiel und Getöse mit der Erinnerung an die gewaltthätige Vernichtung seiner Kunstschöpfungen.

„Wahrhaftig," rief er mit funkelnden Augen, „das sind die Mordbuben, welche meine Kinder umgebracht haben! Jetzt will ich's ihnen eintränken."

Er griff nach seinem Stock und lief, so schnell es die alten Beine vermochten, drohend den Stock schwingend, dem Schwarm entgegen.

„Der Narr kommt! O weh, der Narr, — lauft, reißt aus, — der Narr!" schrie die Bande und stürmte die Gasse hinab.

Die Grimmeisen benutzten unverweilt die günstige Wendung und eilten von hinnen, gegen fernere Mißhandlung in der „Goldenen Kanne" sich zu bergen; denn die Lust, an den Sehenswürdigkeiten der Stadt sich zu ergötzen, war ihnen gründlich vergangen.

Elftes Kapitel.

In der Kaiserpfalz zu Worms war von geräuschvollem Hofleben nichts zu merken. Stille herrschte in den altehrwürdigen Hallen. Sogar die trotzigen Mauern der Burg schienen Ruhe zu gebieten, ob der Gegenwart der kaiserlichen Majestät.

Neben anderen großen Eigenschaften besaß Carl V. auch Liebe zur Einfachheit. Leerer Prunk und sinnlose Verschwendung waren ihm verhaßt. Während die Fürsten mit glänzendem Gefolge, das oft 300—500 Personen betrug, auf den Reichstagen erschienen, umgaben den Kaiser nur seine Räthe und die nothwendigste Dienerschaft. Als der Landgraf von Hessen sein Nichterscheinen auf der Reichsversammlung mit den großen Ausgaben entschuldigte und versicherte, unter 30,000 Gulden könne er einen Reichstag nicht aushalten, erwiederte ihm der Kaiser: „Solch ein Aufwand ist unnöthig und leicht zu

vermeiden. Folget meinem Beispiele; denn mich begleitet nur mein Hausgesinde."

Fleckenloser Wandel und persönliche Hoheit Carls V. wurden von der ganzen Nation gewürdigt. Selbst der schmähsüchtigste Mann jener Zeit, Martin Luther, bändigte Carls Persönlichkeit gegenüber seine böse Zunge.

„Wir haben einen frommen Kaiser!" gestand Luther. „In seinem Herzen hat er einen Keil, — es habe ihm selben hineingesteckt wer da will. Ja, er ist fromm und still. Ich halt' dafür, er rede in einem Jahr nicht so viel, als ich in einem Tage[1])."

Ein anderer Reformator, Philipp Melanchthon, hatte Gelegenheit, auf dem Reichstage zu Augsburg den Kaiser zu beobachten und dessen Privatleben zu erforschen. Seine Erfahrungen und Eindrücke berichtete er in vertraulicher Weise einem Freunde.

„Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst," schreibt er. „Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euren Gegenden Bewunderung erregt haben; dies aber ist weit bewunderungs- und verehrungswürdiger, daß er bei so großen Erfolgen, eine solche Mäßigung bewahrt, daß man weder

---

1) Tischr. leipz. A. S. 444.

ein übertriebenes Wort, noch eine solche Handlung an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir in der Geschichte anführen, den das Glück nicht geändert? Bei diesem allein hat es nicht das Gemüth aus der Fassung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit anzutreffen. Von allem Uebrigen zu schweigen, hat er die Unsrigen immer mit Höflichkeit angehört, obwohl unsere Gegner Alles aufboten, um ihn gegen uns in dieser Religionssache aufzubringen. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, vormals bei den deutschen Fürsten überaus streng, wird jetzt blos in des Kaisers Familie angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen. Zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ausgewählt um ihrer Tugend willen. Hieraus kannst du nun den Schluß ziehen auf Gesinnung und Sitten des Kaisers. So oft ich ihn sah, dünkte es mir, einen von den berühmten Helden und Halbgöttern zu sehen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt sein. Ich halte auch dafür, daß dasjenige, was Horaz von dem Kaiser August geschrieben, daß nämlich die Götter nichts Größeres und Besseres der Erde geschenkt, noch schenken werden, wenn

auch das goldene Zeitalter wieder kommen sollte, — weit besser auf Kaiser Carl passe, als auf August. — So viel habe ich dir von dem Kaiser zu melden, was dir gewiß Vergnügen macht; denn wen sollte wohl nicht diese Uebereinstimmung der schönsten Tugenden erfreuen, besonders bei einem so großen Fürsten[1])?"

Als Wambold in der Pfalz erschien, geleitete ihn sofort der Hofmarschall nach dem kaiserlichen Wohnzimmer, — eine Auszeichnung, deren sich ein Reichsfürst selten rühmen konnte. Erfüllt und getragen von jener großartigen Idee des Mittelalters, welche den Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation als das weltliche Haupt der ganzen Christenheit, als den Schirmvogt des Rechtes und aller staatlichen Ordnung auf Erden betrachtete, nahte Wambold dem Monarchen.

Beim Eintreten des Freiherrn, erhob sich vom Tische, an dem er lesend vor beschriebenen Pergamenten gesessen, der Kaiser, — eine überaus würdevolle und majestätische Erscheinung. Von Mittelgröße und schlanker Gestalt, war er gekleidet in fürstliche Haustracht. Diese bestand in einem schwarzsammtenen, enganliegenden Wams, das sich

---

1) Epistolae selectiores aliquot Philippi Melanchthonis editae a Casp. Peucero, a. 1565, p. 363.

am oberen Ende der Arme und Schenkel in aufgeschlitzten, mit Seidenstoffen unterlegten Puffen ausweitete. Die Beinkleider von blauem Sammt schlossen unterhalb der Schenkelpuffen knapp an, bis hinab zu den schwarzsammtenen Schuhen mit weißen Ausschnitten. Der Stoff des Wamses und die Puffen der Oberbeine waren mit geschmackvollen Goldstickereien geziert. Sämmtliche Unterlagen zwischen den Ausschnitten der Puffen waren von mattweißer Seide, so daß die Zusammenstellung der Farben eine freundliche und zugleich ernste Wirkung hervorbrachte. Um die Schultern trug er die Kette des goldenen Vließes, daran sich zwölf winzige Emailgemälde mit den Leidensstationen des Welterlösers befanden, — eine überaus kunstvolle Arbeit von außerordentlicher Schönheit [1]).

Doch weit herrlicher, als Geschmeide und Gold, kleidete den Kaiser natürliche Hoheit und Majestät. Sein Blick, obwohl ruhig und mild, war von durchdringender Schärfe, seine Haltung voll Würde ohne Stolz, jede Bewegung gemessen. Er hatte das ovale Gesicht der Habsburger, und viele Aehnlichkeit mit seinem Großvater, Kaiser Maximilian I., dessen sanft gebogene Nase, die

---

1) Digby, kath. Leben im Mittelalter, Bd. I, S. 429.

etwas aufgeworfene Unterlippe, und die breite männliche Stirn. Obschon erst fünfundvierzig Jahre alt, waren Bart und Haupthaar doch stark mit Grau gemischt, Merkmale drückender Regierungssorgen. Nebenbei machte seine Erscheinung den Eindruck des stillen Denkers, sowie eines Mannes, der an die Genüsse des Lebens nur die nothwendigsten Ansprüche stellt. Sittenrein im Wandel und von religiöser Ueberzeugung durchdrungen, hörte er täglich am frühen Morgen die heilige Messe, darin er häufig das Brod des geistigen Lebens empfing. Als Herrscher weise, gerecht und vorsichtig bis zur äußersten Behutsamkeit, war er stets bemüht, auf dem Wege gütiger Vorstellungen die Partheien zu versöhnen, die verhängnißvolle Spaltung beizulegen. Hiebei kam er, wie schon bemerkt, den Protestanten in solchem Maße wohlwollend entgegen, daß sich die Katholiken zurückgesetzt fühlten, und auch der Papst die Uebergriffe Carls in rein kirchliche Dinge beklagte. Diese Mißgriffe entsprangen jedoch des Kaisers besten Absichten, bezweckten stets die angestrebte Einigung der Stände, waren ihm gleichsam durch den Zwang der Umstände abgerungen. Seine milde, abwartende und vermittelnde Regierungsweise wurde von den Unterdrückten peinlich empfunden, weßhalb ihn die Katholiken unverantwortlicher Schwäche und Nachsicht

beschuldigten. Die beständigen Kriege mit Frankreich und den Türken gestatteten ihm bisher nicht, in deutschen Landen mit Waffengewalt gegen die fürstlichen Räuber und Missethäter vorzugehen. Da nun der Kaiser, welcher im vorigen Jahre siegreich bis in das Herz Frankreichs vorgedrungen war, den König Franz I. zum Frieden von Crespy gezwungen, so konnte er nun seine ganze Sorge dem Reiche widmen. Die Unheilstifter und Friedensstörer in Deutschland mochten bald erfahren, daß Carls milde Nachsicht erschöpft sei, und eine starke Hand die fürstlichen Frevler zu züchtigen verstand.

Wambold hatte seinem einzigen Herrn auf Erden gehuldigt, indem er vor ihm das Knie bog. Carl, geistig hervorragenden Männern und edlen Charakteren mit Wärme zugethan, empfing den Baron nicht, wie seinen Vasallen, sondern wie einen Freund. Er reichte ihm die Hand und betrachtete mit wohlwollendem Lächeln die ritterliche Gestalt.

„Das Wiedersehen freut mich, lieber Baron! Ihr seid in elf Jahren nicht älter geworden, — noch derselbe Hüne, welcher mit dem Grafen Max von Eberstein, an der Spitze deutscher Landsknechte, bei Tunis den Sturmlauf der feindlichen Massen aushielt und die drohende Niederlage zum glorreichen Siege wandte. Mir dünkt, Gleiches zu leisten, seid Ihr heute noch fähig."

Rasch und kühn benützte Herr Eberhard des Kaisers letzte Worte, als Uebergang zu seinen weittragenden Absichten.

„Ich wäre glücklich," sprach er freimüthig, „wollte Eure Majestät mir gestatten und Gelegenheit geben, unter dem Banner des heiligen Reiches zu streiten wider Feinde und Empörer, die längst durch Felonie und mancherlei Frevel die strafende Gerechtigkeit des obersten Schirmherrn von Recht und gesetzlicher Ordnung herausgefordert haben."

„Das klingt fast, wie Rüge, dem pflichtvergessenen Schirmvogt ertheilt," versetzte mit Laune der Kaiser. „Indessen mag übertriebene Milde leichter bestehen vor dem göttlichen Richter unseres Lebens, als übertriebene Strenge."

Wambold sah betroffen nieder; denn aus den kaiserlichen Worten klang es, wie Rechtfertigung einer an Schwäche grenzenden Regierungsweise. Carl bemerkte Eberhards Bestürzung, erkannte deren Ursache und fügte rasch dem Wehrmuth einige Honigtropfen bei.

„In der Voraussetzung, daß schließlich der Gerechtigkeit dennoch Genüge geschah."

Dieser Zusatz befriedigte den Freiherrn keineswegs, und er suchte nach schicklichen Formen, zum Ausdrucke

seiner Empfindungen und Ansichten. Allein der Kaiser ließ ihm hiezu keine Zeit und verließ die nur flüchtig berührte Richtung seiner Staatsleitung. Ein anderer Gegenstand beschäftigte lebhaft den Monarchen. Sein Blick ruhte huldvoll auf dem Baron, und ein schalkhaftes Spiel der geistreichen Gesichtszüge vergab nichts der Majestät seines Wesens.

„In meinem Königreiche Spanien," sprach er, „lebte vor vielen Jahren ein frommer Held, der hieß Cid. An der Spitze seiner kleinen, tapferen Schaar griff er maurische Heere an und schlug sie. Ich wußte bisher nicht, daß im deutschen Reiche ein anderer Cid feindliche Uebermacht bezwingt, und mit starker Hand seine Schutzbefohlenen schirmt gegen Unterdrücker und Räuber. Doch gestern wurde mir Kunde, daß in den Schluchten des Odenwaldes Cid Wambold ein kleines Heer von Frevlern aufgerieben, die sein Land zu überfallen und für den neuen Glauben zu erobern gedachten. Ursprung und näheren Verlauf der Sache möchte ich von Euch erfahren."

Er geleitete den Baron nach dem anstoßenden Zimmer, in dessen Mitte eine Speisetafel mit drei Gedecken stand. Der Dritte beim Mahle war des Kaisers Beichtvater, ein greiser Priester im schwarzen Talar. Beim Erscheinen des Monarchen verbeugte er sich tief. Dann schlug er

das Kreuz und begann mit lauter Stimme das Benedicite oder Tischgebet. Carl stand mit vor der Brust gefalteten Händen, und als der Geistliche sprach: »Jube, Domine benedicere!« — gab er seinen Segen mit den Worten: »Mensae coelestis participes faciat nos rex aeternae gloriae. Amen.«

Das Mahl begann, einige Gänge fein zubereiteter Speisen.

Der Kaiser folgte aufmerksam Wambolds Bericht, den er durch keine Frage oder Bemerkung unterbrach. So ausführlich war die Berichterstattung, daß erst beim Nachtische der Erzähler zum Schlusse kam.

Dräuender Ernst lag auf des Kaisers Angesicht. Er schwieg und sann. Die Pause des Schweigens dehnte sich, und Herr Eberhard wagte nicht, dasselbe zu unterbrechen; denn wie ein Gewand umkleidete Carl unnahbare Hoheit.

„Triebfedern und Absichten sind immer die gleichen," sprach endlich der Kaiser. „Was geschah in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Meißen, in dem Herzogthum Braunschweig im Großen, und an vielen tausend Orten im Kleinen, das sollte auch in der Mark Wamboldstein geschehen. Bedeutung und Zweck des evangelischen Bundes von Schmalkalden zielen auf gänzlichen

Umsturz der Reichsverfassung, auf völlige Ausrottung der Kirche."

„Bin ganz der Ansicht Eurer Majestät, jeder aufmerksame Beobachter der Zeitläufte ist gleicher Meinung," entgegnete Wambold. „Bislang haben die Verhältnisse gar sehr die unheilvollen Plane der Schmalkaldischen begünstigt. Keine starke Hand wehrte ihren Raubzügen. Ein katholischer Reichsstand um den anderen wird überzogen und beseitigt. Jetzt soll, wie verlautet, die Reihe an Bayern kommen. Höchste Zeit ist es, dem gänzlichen Zerfall des Reiches Einhalt zu gebieten."

„Wer vermag dies?" sagte Carl. „Durch die langjährigen Kriege mit Franzosen und Türken ist der Kaiser völlig erschöpft, — er kann nichts darbieten, als seine Person. Den katholischen Reichsständen entfiel aller Muth, von ihnen ist gar nichts zu erwarten. Sie schreien nur immer: Hilfe, — Hilfe! Sie selbst aber thun gar nichts, rühren weder Hand, noch Fuß. Wer soll nun der schlagfertigen Macht des evangelischen Bundes Einhalt gebieten [1])?"

Wambolds Verblüfftheit war grenzenlos. Die augenscheinliche Entmuthigung Carls und dessen Gefühl der

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 24.

Ohnmacht, gegenüber den Bündischen, schmerzten ihn tief. Zugleich erfaßte ihn Unwille über eine Haltung, die nach seinen Begriffen der Würde und Pflicht des Kaisers viel vergab. Bevor es ihm jedoch gelang, seine Gefühle zu äußern, hob Carl die Tafel auf.

„Ihr kennt meine Gewohnheit, lieber Baron, nach Tische zu lustwandeln. Begleitet mich.“

Sie durchschritten einige Gemächer und gelangten nach einem gedehnten Saale, dessen Wände die Bildnisse deutscher Könige zierten. Carl schloß eigenhändig und vorsichtig die Thüre.

„Nun sind wir allein,“ sprach er, „kein unberufener Horcher kann uns hier belauschen.“

Mit dem Betreten des Saales hatte Carl die vorige Zurückhaltung abgestreift und jenes wohlwollende Benehmen wieder angenommen, mit dem er Wambold empfangen. Er schob die Hand zwischen den Arm des Hochragenden und begann, wie ein Freund mit dem Freunde, in trauter Rede den Raum langsamen Schrittes zu durchmessen. Diese Herzlichkeit entsprach dem innersten Wesen des Habsburgers, sowie seiner Hochachtung für den Baron, dessen hohe Eigenschaften er bewunderte und dessen Verdienste ihm unvergessen blieben. Jener Zwang, welchem sich die Fürsten unterwerfen müssen, um nicht

der Mißgunst oder dem lauernden Verrath ihr Innerstes zu enthüllen, war von ihm genommen. Sichtlich freute er sich, dem erprobten Getreuen gegenüber sich aussprechen und den klugen Rath des Einsichtsvollen hören zu können.

„Eure Betroffenheit und schmerzliche Gemüthsbewegung über meine letzte Aeußerung bei Tische ist mir nicht entgangen," hob der Fürst an. „Bestürzung und Schmerz galten der Entmuthigung und zaghaften Unentschlossenheit des Kaisers, — nicht wahr?"

„Ja, Majestät!" antwortete Herr Eberhard, mit der Geradheit des deutschen Mannes. „In der Seele wehe that mir Eure Aeußerung."

„Sie lautete genau, wie mein Bescheid an den päpstlichen Legaten, den Cardinal Farnese, der mich im Namen des Kirchenoberhauptes ersuchte, den unterdrückten deutschen Katholiken Hilfe zu bringen. In Gegenwart Anderer, denen mein Bescheid bekannt, durfte ich nicht anders sprechen. Mein Bescheid steht in Verbindung mit politischen Zielen, deren Spitze dahin geht, den Papst zu nöthigen, im aufgezwungenen möglichen Kampfe nach Kräften mich zu unterstützen. Außerdem enthielt die Erklärung die nackte Wahrheit. Die Katholiken sind ganz entmuthigt, demzufolge thatlos, — was noch lange nicht das Schlimmste. Soll ich unsere deutschen Bischöfe

charakterisieren, deren größter Theil feige Miethlinge? Für Gottes Stiftung auf Erden haben sie keine Begeisterung, keinen Opfersinn. Sie verlangen weiter nichts, als ihre Pfründen ungestört zu genießen. Sal infatuatum! — Betrachte ich die unheilvolle Verweltlichung des Clerus, so dünkt mir, das unsichtbare Oberhaupt der Kirche habe zur Reinigung der Tenne die Schaufel ergriffen. Seit hundert Jahren ruft die Christenheit vergebens: Reformatio in capite et in membris! Wie der Allmächtige durch Wetterstürme von verderblichen Stoffen die Luft reinigt, so entfernt er durch Wetterstürme grausiger Umwälzungen aus dem Völkerleben Verderbniß und Entartung. Das Faule wird hinweggefegt, der Wettersturm stürzt zugleich manches Nützliche und Segenbringende, — das Gesunde, Lebenskräftige bleibt unerschüttert. Jetzt scheint sich die Reformatio in capite et in membris in einer Weise zu vollziehen, welche künftighin die Möglichkeit ausschließt, daß sich auf die verarmten, irdischen Glanzes beraubten Bischofsstühle unberufene Weltleute und genußsüchtige Fürstensöhne niederlassen. — — Habe ich gesagt, der Kaiser sei durch langjährige Kriege erschöpft, so ist auch dies nackte Wahrheit. Dagegen hätte ich für meine Erklärung: Der Kaiser hat nichts darzubieten, als seine Person, — von Euerer Seite

ein besseres Verständniß erwartet," fuhr Carl fort, indem er stehen blieb und seinen milden Geistesblick auf Wambold ruhen ließ. „Hat der Kaiser, zur Schlichtung der Wirrsale, das letzte Mittel der Güte erschöpft, dann wird er nicht feige vor hochfahrendem Trotze eidvergessener Rebellen zurückweichen, nicht den Kampf meiden. Nein, — den Felonisten wird er begegnen im offenen Felde, — hätte er auch nichts darzubieten, als seine Person."

Die Worte klangen fast, wie Gelöbniß, während unaussprechliche Hoheit sein ganzes Wesen umkleidete. Herr Eberhard senkte die Augen, kreuzte beide Hände vor der Brust und beugte tief das Haupt.

„Das sind Worte, jener geheiligten Majestät würdig, die Gott berufen, als Schirmvogt christlicher Ordnung auf Erden zu walten. Goldene Worte, die mich namenlos beglücken, obschon sie meinen Kleinglauben und meine Kurzsichtigkeit verdammen. Ich danke meinem Herrn und Kaiser für das beseligende Vertrauen und bitte demüthig um Vergebung."

„Weil Du an mir gestrauchelt bist? Solches verschuldet meine langmüthige Politik der Einigung auf unblutigen Wegen, nicht Deine Scharfsicht und erprobte Treue. In der That, unsere Reichsleitung mag zweideutig erscheinen, da sie nicht blos Millionen meiner

Glaubensgenossen, sondern auch dem Papste, ja sogar meinem ehrenfesten Eberhard, Aergerniß bereitet."

Er nahm wieder den Arm Wambolds und setzte den Spaziergang fort.

„Was steckt hier in der Tasche Eures Kleides? Laßt sehen! — Gedruckte Blätter?"

Luthers Schmähschrift kam zum Vorschein. Der Baron erzählte, wie er in deren Besitz gekommen.

„Ich kenne dieses grauenvolle Machwerk," sagte Carl.

„Das vor den Augen Eurer Majestät verbreitet wird."

„Seit Monaten verbreitet wird," ergänzte ruhig der Kaiser.

„Und Eure Hoheit läßt dies geschehen?"

„Was wir nicht hindern können, müssen wir geschehen lassen."

„Nicht hindern? Wozu ist ein Herr im Reiche? Doch, — verzeiht! Das empörte Gemüth entreißt mir Worte, die sich nicht ziemen."

„Nur zu! Dein edler Zorn, Deine wohlmeinende Geradheit, kränken nicht. Seid aufrichtig und wahr. Von wem soll ich Wahrheit hören, wenn nicht vom Freunde? Und Freunde, — ächte Freunde, besitzt ein Kaiser wenige. Ich glaube an Eure selbstlose, treue Ergebenheit, Ihr habt sie bewiesen. Nun verlange ich

weitere Beweise, ungeschminkte Wahrheit, Dein reifes Urtheil über mein Thun und Lassen. — — Es ist ein Herr im Reiche, — gut! Was weiter?"

„Die Schirmvogtei über die Kirche verpflichtet den Kaiser, die Verbreitung einer Schrift, welche die katholische Religion in der schamlosesten Weise besudelt und verläumdet, am Sitze des Reichstages zu verbieten."

„Dies that ich. Den Kurfürsten von Sachsen ließ ich durch seinen hiesigen Gesandten ersuchen, die Verbreitung der Schmähschrift zu unterlassen. Der Sachse wies spröde mein Gesuch ab, mit den kurzen Worten: »Auch wir halten dafür, der Papst sei nicht allein solcher und dergleichen Worte, sondern viel eines anderen und mehreren werth[1]).« — Hieraus möget Ihr schließen, in welchem Ansehen der ~~Kaiser steht.~~ Papst durch mich"

„Weil des Kaisers unerschöpfliche Milde und Nachsicht für Schwäche gilt oder Furcht; — Frevelhafte beugt nur strenge Gerechtigkeit," antwortete der Baron. „Ich halte es für Gewissenspflicht, dem Befehle Eurer Majestät zu gehorchen, meine Anschauung über die Reichslage zu äußern und selbst bittere Wahrheiten nicht zu verschweigen. — Woher die endlosen Gewaltthätigkeiten, Landfriedens-

---

1) Seckendorf, III, 556 f.

brüche und schweren Rechtsverletzungen? Abfall von der Kirche, gesetzloser Sinn und Raubgier gebaren, was des Kaisers Langmuth straflos geschehen läßt. Darum ist nun die Religion verkehrt, dem Kaiser aller Gehorsam entzogen, das Recht aufgehoben und jede Ausschreitung männiglich erlaubt. Weiteres Geschehenlassen gefährdet ernstlich den Bestand des Reiches, belastet die Seele Eurer Majestät mit einer furchtbaren Verantwortung vor dem Gerichte Gottes. Nachdem Eure Hoheit seit vierundzwanzig Jahren alle Wege der Güte und Verständigung umsonst versucht, alle friedlichen Mittel erfolglos geblieben, den Ungesetzlichkeiten zu wehren, — so muß endlich der Kaiser das ihm von Gott anvertraute Schwert ernstlich gebrauchen, den Zerfall der deutschen Nation zu verhüten, Recht, Frieden und Einigkeit wieder herstellen [1]).“

„Eure Rede, für die ich danke, entspricht der Wirklichkeit,“ sagte Carl. „Zur Rechtfertigung meiner Gangart, dem kampfesmuthigen Löwen Eberhard viel zu langsam und schüchtern, dürfte vorsichtiges Abwägen der Verhältnisse, kluges Abwarten des günstigen Zeitpunktes zum entscheidenden Handeln genügen.“

„Wenn aber das Erwägen und Abwarten die Feinde

---

1) Hortleder, III, 468 f.

stärkt? Die kläglichen Zustände verschlimmert? Das Ansehen des Kaisers täglich mehr untergräbt? Das Vertrauen auf ihn völlig zerstört? Die Freunde entmuthigt, die Feinde zu hochfahrendem Trotze verleitet? — Ich beschwöre Eure Majestät, den bisherigen Pfad nicht weiter zu gehen, — er führt nach dem Abgrunde!“ rief Wambold erregt.

Der Kaiser bewahrte seine kalte Ruhe.

„Eine andere Frage habt Ihr nicht aufgeworfen,“ sprach er. „Angenommen, der Kaiser unterliegt im Kampfe gegen die Uebermacht des evangelischen Bundes, — was dann? Der gänzliche Umsturz alles Bestehenden wäre besiegelt, und auch die vollständige Ausrottung der Kirche in Deutschland.“

„Der Kaiser kann nicht unterliegen, — Gott wird mit ihm sein! Noch lebt im deutschen Volke das Bewußtsein von der heiligen Majestät, dem Schirmherrn seiner Rechte und Freiheiten. Dieses Bewußtsein flammt auf zur Begeisterung, sobald der Kaiser sich erhebt, mit dem Schwerte Ordnung zu schaffen und Recht,“ rief feurig der Baron.

„Das deutsche Volk!“ wiederholte Carl im Tone des Bedauerns. „Die Masse des deutschen Volkes ist verwildert und verdorben durch das Evangelium vom bloßen

Glauben. Eine Erhebung des Volkes gegen seine Tyrannen erwarte ich nicht. — Wie ist die Gesinnung des Adels in Eurem Ritterkantone?“

„Der größte und beste Theil unserer Ritterschaft im Odenwalde erkennt jetzt, wohin die Fürsten zielen: — Zur Unterdrückung aller ständischen Rechte und Freiheiten, — zur Selbstherrlichkeit, zur fürstlichen Willkühr und Unbeschränktheit über Alle und über Alles. Daher Unzufriedenheit und verhaltener Grimm. In dem Augenblicke, wo Eure Majestät das Reichsbanner entfaltet, wird die Blüthe der Ritterschaft im Odenwalde sich erheben und jener Schaar kampfgeübter Mannen sich anschließen, die ich meinem Herrn und Kaiser zuführe.“

„Ein ermuthigendes Anerbieten, das ich dankbar annehme, — annehme zur rechten Zeit,“ versetzte lächelnd der Habsburger.

„Laßt den Zeitpunkt nicht zu spät sein,“ drängte Wambold.

„Ganz nach Berechnung der Umstände. Zu früh wäre ebenso gefährlich, wie zu spät. — Ist die erwähnte Erkenntniß im Adel weit verbreitet?“

„So weit die Fürsten sich anschicken, nach Luthers Evangelium zu regieren,“ antwortete Wambold, ausführlich in die Frage eingehend. „Gewaltherrschaft ist un-

deutsch und eine Seltenheit in der vergangenen Geschichte des deutschen Volkes. Die große Mannigfaltigkeit der Gerechtsame und Freiheiten unserer Stände, bis herab zu den verbrieften Rechten höriger Grundholde, entwickelte sich nach Geist und Lehren unserer Kirche. Versuchte es einmal ein Kaiser, von Hochmuth und Herrschgier gestachelt, die gezogenen Schranken zu überschreiten, so vertheidigte allzeit die Kirche beharrlich und siegreich die Volksrechte. Luthers Evangelium hingegen wirft auch diese christliche, altdeutsche Ordnung über den Haufen. Er macht nicht blos die Fürsten zum Kirchenoberhaupte, zum Papste ihres Landes, er überliefert auch Adel, Bürgerschaft und Bauern deren Willkührherrschaft. Dies that Luther in der ausgesprochenen Absicht, die Fürsten für sein Evangelium zu gewinnen, dieselben zu bestimmen, Adel und Volk gewaltsam der Neulehre zu unterwerfen. »Wenn die Edelleute, Bürger und Bauern ein wenig Luft hätten,« sagt Luther, »so würdest du ihrer nicht viele finden, welche dem Evangelium hold wären. Die Oberkeit muß den Pöbel, den Herrn Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radebrechen, daß man sie fürchte, und das Volk also im Zaume gehalten werde. Geradeso wie man die Schweine und wilden Thiere treibt und zwingt, also muß die Ober-

keit den rauhen, ungezogenen Herrn Omnes treiben und zwingen[1]).« — — Nach den Lehren unserer heiligen Mutter ist jeder Mensch, auch der Geringste, Gottes Ebenbild, dessen Würde, Rechte und Freiheiten müssen geachtet werden von den Mächtigen. Nach Luthers Evangelium ist das Volk eine rechtslose Masse, eine Heerde wilder Thiere, die als solche von den Gewalthabern zu behandeln, zu treiben sind und zu zwingen. Und nicht blos die Menschenrechte versagt Luther dem Volke, sondern auch die Vernunft. Der Obrigkeit gegenüber müssen die Unterthanen auf vernünftiges Denken verzichten. »Daß zwei und fünf gleich sieben sind,« schreibt und predigt Luther, »das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber die Oberkeit sagt, zwei und fünf sind acht, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen.« — — Also — den Fürsten schrankenlose Gewaltherrschaft, — für das Volk Rechtslosigkeit und Knechtssinn! Welche jammervollen Zustände mögen sich aus solchen Lehren entwickeln! In hundert Jahren ist die deutsche Volksfreiheit verschwunden, jeder Fürst ein türkischer Pascha, ein absolutistischer Tyrann. Die Einsichtsvollen erkennen dies, und jenen, die bisher geschlafen, öffnet die beginnende

---

1) Luthers sämmtl. Werke, B. XLVI, 116. XV, 276.

Gewaltherrschaft lutherischer Fürsten die Augen. Deßhalb gährende Unzufriedenheit im Adel. Sobald der von Gott bestellte Schirmvogt der Rechte des Volkes und der Stände sich erhebt, zur Züchtigung der Frevler, werden Tausende ihn als Retter und Befreier begrüßen."

„Und zu Hause bleiben, — mit Ausnahme des Barones Wambold und jener Wenigen, die an Muth, Pflichtgefühl und Opferwilligkeit ihm gleichen," versetzte gelassen der Kaiser.

Das kühle Verhalten des Fürsten deutete Wambold als Zeichen der Abneigung, mit Waffengewalt Ordnung zu schaffen im Reiche, — eine Wahrnehmung, die ihn heftig erregte.

„O Majestät, ich bitte und flehe, habet doch Vertrauen zu Euch selbst, zu Euren Getreuen und zu Gott, dessen Sachwalter und Vertreter Ihr seid!"

Carl betrachtete das flehende Mienenspiel des Hünen und lächelte kaum merklich. Jener schalkhafte Ausdruck erschien wieder in seinen leuchtenden Augen, die huldvoll auf dem Bittenden ruhten.

„Herr Baron, merkt Ihr denn nicht, wie schwer mich mangelndes Vertrauen zur genannten Dreiheit kränken muß? Ich könnte wohl mit Recht sagen: Herr Eberhard, habt doch Vertrauen zu Eurem Kaiser, der nicht

feige und eidvergessen, sondern berechnend und sehr behutsam ist."

Wambold, dem in seiner Aufregung des Monarchen scherzhafte Laune entging, stand in hohem Grade betroffen ob der Rüge. In demselben Augenblick erschien Carls Kammerdiener und meldete den französischen Gesandten. Der Kaiser nickte Gewährung und wandte sich wieder an Wambold, der betrübt und gesenkten Hauptes stand.

„Dieweilen jedoch bekannt," fuhr der Habsburger fort, „daß nicht Mißtrauen in mein bestes Wollen und Können, sondern Ergebenheit für Euren Kaiser und Begeisterung für die Sache des Rechtes Euch zu jenen drängenden Worten hingerissen, so kann die kräftige Mahnung Deinen Werth in unseren Augen nur erhöhen."

Bei den Worten erhellte sich Eberhards Angesicht, gleich einer dunklen Landschaft, die plötzlich von Sonnenglanz übergossen wird.

„Im strengsten Vertrauen und zu Eurem Troste vernehmet," fuhr Carl im Flüsterton fort, „daß auf der Wage der Entscheidung noch ein Gran zum Gebrauche des Schwertes fehlte. Eure begründeten Vorstellungen schnellen die Schale des Abwartens und Geschehenlassens hoch empor. Darum harret, — vertrauet, — schweiget. Im nächsten Jahre sehen wir uns wieder. Lebt wohl!"

Er drückte warm die Hand des in beispielloser Ueberraschung Dastehenden und war verschwunden, bevor sich Herr Eberhard durch huldigende Kniebeugung verabschieden konnte. Wie berauscht von Glück und stürmischer Herzensfreudigkeit, durchschritt er die Gassen nach der „Goldenen Kanne“, wo ihn die beiden Grimmeisen im Thorweg erwarteten.

„Habt ihr euch die Stadt angesehen?“ rief er ihnen entgegen. „Nicht wahr, sie hat euch gefallen? Ha, — ha! Eine prächtige Stadt, wenn der Lichtglanz kaiserlicher Majestät sie verherrlicht. Ich sage euch, wir haben einen Kaiser, der ist nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Engel, — wie ein St. Michael, — ein Drachentödter! Die Drachen im Reiche mögen sich vorsehen, — ha, — ha! Morgen früh, mit Tagesgrauen, reiten wir heimwärts.“

Er sprang die Stiege hinauf.

Die Grimmeisen blickten sich einander an.

„Herr Gott, — was ist denn unserem Gnädigen? So hab' ich ihn noch nicht gesehen,“ sagte Claus.

„Ich auch nicht, — ganz auseinander ist er vor Freud' und Glückseligkeit,“ versicherte Reinhard.

Zwölftes Kapitel.

Bei Wambolds Heimkehr erwartete ihn die Aernte. So weit das Auge reichte, eine gelbe Fluth gebeugter Halme, mit schweren goldenen Aehren. Die ganze Mark gerieth in lebhafte Thätigkeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend regten sich alle Hände. Die Schnitter hielten freudig aus im Sonnenbrande des August, ergötzten sich an Gottes reichem Segen und an den Erfolgen ihres Fleißes. Die Burgbewohner schlossen sich von ländlicher Thätigkeit nicht aus. Herr Eberhard bewährte abermals den Edelbauer, war allerwärts, griff rüstig zu, und wenn es gerade an starken Armen fehlte, schwang er mit langschaftiger Gabel auf den hochgeschichteten Aerntewagen die Garben. Auf der Höhe des Gefährts stand Alfred, die aufsteigenden Garben kunstgerecht übereinander thürmend, damit kein Schwanken des Wagens das Gleichgewicht störe, und die Ladung berste. Benno hatte Peitsche

und Zügel ergriffen, als kundiger Rosselenker belastete Wagen heimwärts und geleerte nach den Schnittorten führend. Die Sorgen für Beköstigung und Labung des zahlreichen Gesindes auf den Feldern ruhten auf Frau Hedwig. Rastlos schaltete sie mit den Burgmägden in den Räumen ihres Wirkungskreises, von Emma unterstützt, welche in den Tagen überhäufter Arbeit keine Möglichkeit fand, zum Besuche nach Froburg zu reiten. So ging es fort, bis gegen Ende September die Haferärnte abschloß.

Nur einen einzigen Müßiggänger besaß die Mark, — den gefangenen Ritter Christoph. Seine ganze Beschäftigung bestand darin, von seinem hochgelegenen Fenster das Treiben auf den Feldern zu beobachten, verdrießlich in den Bart zu murmeln, oder weidlich zu schimpfen über den Straßenräuber und Papisten Wambold. An aufmerksamer Pflege fehlte es ihm nicht. Daheim speiste er nicht so vortrefflich, wie am Orte seiner Gefangenschaft. Nur die lange Reihe gefüllter Weinhumpen fehlte. Er mußte nüchtern bleiben, und dieser Zwang verbitterte ihm das Dasein. Wohl gestattete ihm der Baron täglich zwei Becher Wein, die jedoch Christoph regelmäßig verschmähte.

„Den Bettel mag Dein Herr selber trinken," sagte er dem aufwartenden Diener. „Wer täglich seine dreißig

Humpen und darüber bemeistern kann, läßt sich nicht tränken, wie ein Spatz."

In dieser Aeußerung lag ein gewisser Stolz, ein unberechtigtes Selbstgefühl. Im Geiste seiner trinksüchtigen Zeit, betrachtete er die Bewältigung von dreißig Humpen als eine That der Stärke und Tapferkeit. Deßhalb empfand er die Zumuthung, mit zwei Bechern es aufzunehmen, als schwere Beleidigung des streitbaren Trinkhelden. Die beiden Becher erschienen zwar regelmäßig jeden Tag, und regelmäßig verachtete er sie. Allein die Verachtung kostete ihn jedesmal nicht geringe Ueberwindung und heißen Kampf. So übte sich Herr Christoph, ohne dies zu beabsichtigen, täglich in der Selbstüberwindung. Die erstrittene Verschmähung des Weines leistete ihm unschätzbare Dienste, sie belebte und hob die zerrütteten Geisteskräfte des Säufers und führte ihn allgemach zur Selbstbeherrschung.

In den letzten Tagen der Aerntezeit ließ er den Burgherrn um eine Unterredung bitten. Unverweilt erschien dieser im Zimmer des Gefangenen, der ihn unlustigen Gemüthes empfing. Eberhards freundlichen Gruß mit unverständlichem Gemurmel erwiedernd, begann er, mit polternder Stimme sein Anliegen vorzutragen.

„Bin's müde, in der Stube zu hocken und Trübsal

zu blasen. Außerdem haltet Ihr die Bedingungen nicht, dazu Euch meine ritterliche Haft verpflichtet. Zu meinem standesgemäßen Unterhalt seid Ihr verbunden; — thut Ihr das? Nein! Zwei Löschhörner Wein, daran keine durstige Ratte Genüge fände, sind mein täglicher Trank. Mir solches zu bieten, — mir, der seine dreißig Humpen täglich überwand! Eine schwere Kränkung, eine Verachtung meiner Streitbarkeit ist das, — meiner Tapferkeit, die mit Pauken und Trompeten gefeiert wurde, als ich beim Wettsaufen den Landgrafen besiegte, ihn beim zweiundvierzigsten Humpen unter die Bank warf. Nicht ehrenhaft fürwahr, einen erprobten Kämpen dermaßen knauserig zu halten!“

Es kostete Wambold Mühe, dem zornigen Säufer gegenüber seinen Ernst zu bewahren.

„Demnach seid Ihr der Meinung, Herr Christoph, dreißig Humpen über Tag zu leeren, sei eine mannhafte That?“

„Allerdings eine mannhafte That, — der Ihr nicht gewachsen!“

„Ich fände hiezu wirklich keine Zeit, da meine Berufspflichten andere Thaten fordern. Außerdem bedeutet, nach meinen Begriffen, Unmäßigkeit nicht Stärke, sondern Schwäche. Völlerei ist Laster, — Mäßigkeit ist Tugend.

Gebe ich Euch Gelegenheit, der Sklaverei des Lasters zu entrinnen, so verdiene ich Dank, nicht Vorwürfe."

„Ihr habt kein Recht, mir Vorschriften zu machen," sagte aufbrausend der Humpenritter. „Ich halte am Brauche, wie er heute üblich. An allen Fürstenhöfen ist dermalen das Saufen in Ehren. Soll es irgendwie recht hoch hergehen, dann wird ein großes, überschwängliches Saufen gehalten. Der gewaltigste, unbezwinglichste Säufer im Reiche ist Kurfürst Johann von Sachsen. Er steht jeden Mann. Bei dem berühmten Wettsaufen von Torgau hat er alle unter die Bank gesoffen, — auch den Landgrafen. Am längsten Stand hielt ihm Graf Ernst von Schauburg, — der hat sich zwar zu Tode gesoffen, den Kurfürsten aber nicht übermannt [1]). — — Also gehört das Saufen zu den fürstlichen Eigenschaften, deren sich jeder vom Adel rühmen mag."

„Leider geben viele unserer Fürsten das allerschlimmste Beispiel durch ekelerregende Ausschweifungen, durch die kein Thier sich erniedrigt, viel weniger der ächte Adel," entgegnete Wambold. „Niemand darf seinen Lebensgang regeln nach schlechten Beispielen, sondern nach Gottes Geboten, und diese verbieten strenge die Unmäßigkeit, bedrohen sie mit ewigen Strafen."

---

1) Langenn, Melchior von Ossa, 67 f.

„Gilt nicht mehr, — ist abgethan!“ rief mit heftiger Handbewegung der Gefangene, als wolle er sich eines peinlichen Anklägers erwehren. „Dem alten Glauben gab ich den Laufpaß, lebe nach dem neuen Evangelium, das alle Werkheiligkeit verbietet.“

„Dann sollten Euch wenigstens die irdischen Folgen Eurer Leidenschaft bestimmen, derselben zu entsagen. Eure Meisterschaft im Humpenleeren hat nicht blos Eure Körperkraft zerbrochen, sondern auch Eure Familie und Bauern zu Grunde gerichtet. Vergangenen Sonntag Nachmittag ritt ich hinüber, die Felder Eurer Herrschaft zu mustern. Was fand ich? Aecker ohne Aerntefrüchte und verzweifelte Menschen. Hirsche und Rehe haben die junge Saat abgefressen, — jammerten die Leute, Wildschweine haben die Felder umgewühlt. Ritter Christoph, sagten sie, hegt und pflegt das wilde Vieh, und wir müssen elend umkommen.“

„Darin halt' ich's wiederum mit den Fürsten,“ erwiederte Christoph. „Zuerst ein reicher Wildstand, — hernach die Bauern. Zudem, — wer giebt Euch das Recht, in anderer Leute Sachen die Nase zu stecken?“

„Eure Haft! Was Ihr nicht sein könnt, dazu bin ich gehalten. An meiner Sorge für gedeihliche Bewirth-

schaftung Eures Gebietes, und an meinem Schutz für Eure Familie darf es nicht fehlen."

In sprachloser Verwunderung betrachtete Froburg den Baron.

„Auch Euer persönliches Wohlergehen ist mir sehr angelegen," fuhr Wambold fort. „Ich würde mich glücklich preisen, von der Saufpest Euch heilen zu können. — Wünscht Ihr Bewegung im Freien, sie ist Euch gestattet, in Begleitung eines gutmüthigen Burschen, dessen Kopf voller Schwänke und Possen."

„Bewegung im Freien? Sollen etwa Eure Bauern mit Fingern auf mich deuten und meiner spotten?"

„Solche Flegel giebt es nicht unter meinen Grundholden. Die Leute werden Euch mit Achtung begegnen."

„Will's bedenken. — Nach Recht und Herkommen habt Ihr ein Lösegeld zu bestimmen, das ich zahlen muß, der Haft ledig zu werden. Wie hoch stellt Ihr mein Lösegeld?"

„In Anbetracht Eures Ranges auf zweitausend Gulden."

„Gerade nicht zu viel für einen Froburg," sagte Christoph. „Werdet Ihr einen Schuldschein als vorläufige Zahlung annehmen?"

„Einen Schuldschein, — auf was?"

Christoph kraute verlegen in den Haaren; denn er

wußte bereits all sein Eigen versetzt und verpfändet. Gefühle der Verlassenheit und Schwermuth überkamen ihn.

„Soll ich denn hier ewig sitzen?“ rief er schmerzlich aus.

„Hier sitzt Ihr nicht ewig, wohl aber jenseits, an jenem grauenhaften Ort, wo unverbesserliche Trunkenbolde zur Gewissenspein und Feuerqual noch ewigen Durst leiden müssen,“ sprach ernst der Baron. „Das Sitzen hier, wie dort, könnt Ihr vermeiden, wenn Ihr das Laster meidet. Schwört mir bei dem allmächtigen Gott einen heiligen Eid, daß Ihr künftighin, weder bei Tag, noch bei Nacht, mehr als einen einzigen Humpen Wein trinkt, Euch der Berauschung gänzlich enthaltet, — und Ihr seid frei zur Stunde, — frei ohne Lösegeld.“

Christophs Gesicht glühte von Zorn.

„Was fällt Euch ein?“ schrie er. „Mir solchen schimpflichen Antrag?“

„Lebensbesserung,“ versetzte ruhig Herr Eberhard, „ist nicht schimpflich, sondern löblich, ein Beweis ächt ritterlichen Sinnes. Lebensbesserung würde Euch jetzt die Brücke zur Freiheit und dereinst zum Himmel.“

„Nichts da! Bin ich Euer Knecht, dem Ihr zu gebieten habt, was er thun soll und was nicht? Dem Wein entsagen für das ganze Leben? Nein, — lieber den Tod!“

„Einen Humpen dürft Ihr täglich trinken.“

„Mit Eurer gnädigen Erlaubniß,“ versetzte höhnisch der Gefangene. „Der einzige Humpen ist nur eine Erfindung Eurer Tücke und Falschheit; denn meinen Durst würde der Humpen nur reizen, — dazu meine beschworene Sklaverei mir stets vor Augen halten.“

„Ihr trinkt ja gegenwärtig keinen Tropfen Wein und lebt dennoch.“

„Aber wie? Ganz erbärmlich! Die Durstigen in der Hölle leiden nicht größere Qualen.“

„Das ist Einbildung, Herr Christoph! Euer Aussehen ist ganz vortrefflich. Seit den wenigen Monaten der weinlosen Gefangenschaft seid Ihr kräftiger und jünger geworden. Eure Augen triefen nicht mehr, Euer Kopf wackelt nicht mehr, Eure Stimme hat wieder Klang und Euer Gehen Sicherheit. Solche Vortheile hat Euch bereits der unterbrochene Umgang mit Eurem Todfeinde gebracht!“

Froburg wandte sich ab und trommelte auf den Fensterscheiben.

„Erwäget ernstlich mein Ansinnen,“ hob der Burgherr wieder an. „Ihr werdet finden, daß ich als ächter Freund an Euch handle.“

„Ein Freund stellt keine entehrenden Bedingungen,“ erwiederte Christoph. „Seid Ihr wirklich mein Freund,

dann beweist es, — nehmet für die zweitausend Gulden einen Schuldschein auf jene Güter, welche dem Juden Lämmel verpfändet gewesen als dreifache Sicherheit, außer dem Schatze von Sion."

„Da Sions Kirchenschatz von Euch in Pfand nicht kann gegeben werden, so wird sich Euer Gläubiger an die übrige Sicherheit halten," entgegnete Wambold, der von Lämmels Quittung nichts wußte.

„Ihr habt ja den verdammten Schurken und Wucherer hängen lassen."

„Lämmel hat Rechtsnachfolger, Erben, an die Eure Schuld übergeht."

„Und während ich hier sitze, wird meine Herrschaft zertrümmert, in tausend Stücke zerschlagen, fällt sie, um Spottpreise, in Anderer Hände. Das ist doch zum Verzweifeln!"

„Deßhalb seid ohne Sorgen! So lange Ihr in meiner Haft, steht Eure Herrschaft unter meiner Hut."

Froburg schwieg, wandte dem Burgherrn beharrlich den Rücken und behauptete seine Stellung am Fenster, bis Wambold die Stube verließ. Jetzt kam Bewegung in den Humpenritter. Lebhaft gestikulirend, anfänglich murmelnd, dann laut sprechend, durchschritt er das Zimmer.

„Der werkheilige Papist, — mir den Wein verbieten! Wie ich den Menschen hasse! Von mir einen solchen entehrenden Eid verlangen, — der Niederträchtige! Warte nur, — warte, — es ist noch nicht aller Tage Abend! So wenig vom Wein ich lassen kann, so wenig läßt Staufen von meiner Else. So lange wird er den Landgrafen drängen und beschwören, bis er nicht fünfhundert, sondern fünftausend Landsknechte marschieren läßt. Dann gute Nacht Wambold! Dann wird Alles quitt und ausgeglichen. Der Kirchenschatz von Sion ist wieder mein, — alle meine Schulden werden bezahlt, — und so viele Tage ich hier sitze, so viele Hufen Wald von der Mark Wamboldstein sollen mich entschädigen. Also, — nur Geduld, — nur abwarten! — — — Er hütet meine Herrschaft, — das geht an, — ist löblich. Kein Jude wird sich heranwagen, so lange Wambolds Banner auf Froburgs Zinne weht. — — Was er von den Folgen des Humpenleerens sagte, ist zwar richtig, man kann's nicht läugnen, — aber es geht ihn nichts an, den Frömmler. Bin mein eigener Herr, thue was ich will, — lasse mir nichts vorschreiben. Dermalen saufen sich Viele zu Tode, — lustiges Leben ist heute Brauch, — fasten, kasteien, büßen ist abgethan, — die Knechtschaft im Papstthum hat sich in Freiheit gewandelt. Wen es ergötzt,

Hab und Gut die Gurgel hinablaufen zu lassen, oder gar vor Lust sich todt zu saufen, — wer darf's ihm wehren? Es lebe die Freiheit, der Durst und der Wein! — — Sein Angebot, mich im Freien ergehen zu lassen, war nur Scheinheiligkeit, — das merkte ich. Er wollte sich einen Anstrich von Edelmuth geben, den Hochherzigen will er spielen, der Pharisäer! In Wahrheit würde es ihn ärgern, sähe er mich vergnügt in Gottes freier Natur. Und weil dies ihn ärgert, darum thue ich es."

Am folgenden Tage verließ Herr Christoph die Burg, angethan mit seinem schönsten Leibrock, den er sich mit anderen Kleidungsstücken aus Froburg hatte kommen lassen. Seine Haltung war selbstbewußt, und sein Fußwerk seit Jahren nicht so diensttüchtig, wie heute. Gravitätisch schritt er über den Burghof, ihm zur Seite ein junger Mann, mit heiterem Gesicht und Augen, darin es zuweilen listig aufblitzte.

„Hanspeter ist Dein Name?"

„Ja, mit Eurer Erlaubniß, gestrenger Herr!"

„Gehörst Du zum Burggesinde?"

„Verzeiht, wenn das nicht der Fall ist."

„Dann gehörst Du zu den Eigenleuten."

„Mit Vergunst, ja, — ich bin mein eigener Herr!"

„Wieso?“

„Weil nach altem Brauch und Herkommen sämmtliche Eigenleute der Mark Wamboldstein ihre eigenen Herren sind, — also bin auch ich mein eigener Herr.“

„Ha, — ha, ein seltsamer Kauz! Eigenleute sind doch hörige Knechte ihres Grundherrn, wie können sie nun ihre eigenen Herren sein? Erkläre mir das!“

„Verzeiht, wenn ich vor Eurer Gestrengen im Rechten bin und Eure Gestrengen im Unrechten! Aber daran bin nicht ich schuld, sondern das Herkommen ist schuld, — oder vielmehr unser Baron ist schuld, weil er das Herkommen gelten läßt. Das Herkommen aber, welches vor tausend Jahren gute Christenleute gemacht haben nach Gottes Willen und Satzung, giebt jeder Seele in der Mark feste Rechte und Freiheiten. Im Banne sothaner Gerechtsame und Freiheiten ist jeder Wamboldsteiner sein eigener Herr. Will ich in Freistunden fischen oder jagen, — Niemand darf es mir wehren; denn solches ist mein Recht. Will ich auf den Aeckern der Hanspeter pflügen, säen, ärnten, — Niemand darf es wehren; denn die Felder gehören ebenso gut den Hanspetern, wie alle Hanspeter zur Mark gehören. Und so ist's in allen Stücken. So weit unsere Gerechtsame und Freiheiten gehen, sind wir unsere eigenen Herren.“

„Wenn ihr Bauern allesammt Freiherren seid, was ist dann euer Baron?“

„Der ist unser Vater und Schirmvogt. Dazu hat auch er seine Rechte und Freiheiten, die ihm Niemand darf antasten.“

„Wenn ihm aber einfiele, zu thun, was dermalen häufig geschieht, — nämlich seinen Grundholden Rechte und Freiheiten zu nehmen?“

„Solches kann unserem Barone gar nicht einfallen, weil er ein guter Christ und Edelmann ist. So fest die Sonne steht am Himmel, so fest steht unser Baron im Rechten. — Hab' wohl auch schon gehört, daß Barone und Grafen aus ihren Grundholden rechtslose Knechte und arme Schlucker machen, — aber solches thaten sie erst, nachdem sie von Gott und ihrer heiligen Mutter sind abtrünnig worden. Freilich, — wer abfällt vom rechten Glauben und ein Ketzer wird, der ist jeder Schlechtigkeit zugethan.“

Bei den letzten Worten sah Herr Christoph seinen Begleiter grimmig an, in dessen unschuldigem Gesichte keine Spur verübter Bosheit. Der Hieb für den Ketzer war also nicht beabsichtigt, Christophs Ketzerei dem Hanspeter augenscheinlich unbekannt.

Sie gingen durch das Dorf. Froburg beobachtete die

Begegnenden, in deren Mienen und Benehmen Merkmale des Hohnes zu entdecken. Er fand keine Spur beleidigender Aeußerungen. Die Leute begegneten ihm vielmehr achtungsvoll und grüßten ihn.

„Er hat seine Leute gut abgerichtet, der arglistige Heuchler!“ murmelte Christoph.

„Was meint Eure Gestrengen?“

„Ich meine gar nichts, — wollte Dich vielmehr um Deine Meinung fragen. Nämlich, — wer ist der größere Spitzbube, — Jener, der offen und gerade, aus seiner Spitzbuberei kein Hehl macht, — oder Jener, der seine Schurkenhaftigkeit unter einem hübschen Mantel verbirgt, damit er aussieht wie ein ehrenhafter Mann, während er doch in Wahrheit ein Spitzbube.“

„Der Zweite gefällt mir besser, als der Erste,“ entschied Hanspeter.

„Was, — der Heuchler?“

„Nicht darum, weil er heuchelt, sondern darum, weil er noch einiges Schamgefühl besitzt und deßwegen seinen Spitzbuben verstecken möchte. Der Erste hingegen ist ein so ausgemachter Spitzbube, so unverschämt frech und gottvergessen, daß er nicht einmal den Spitzbuben verbirgt.“

„Und ich sage Dir, der Erste ist ein ehrlicher Spitz-

bube, der Zweite ein ausgemachter Schurke. Vor dem Ersten kann man sich hüten, vor dem Zweiten nicht. Der Erste giebt sich, wie er ist, — der Zweite spielt den Frömmler, will sogar redlichen Leuten als Sittenrichter sich aufdrängen."

Ein Fremder kam ihnen entgegen. Der Kasten am Rücken bezeichnete ihn als wandernden Krämer. Unter der tief sitzenden Krämpe seines Hutes hervor spähten zwei scharfe Augen nach dem Begleiter Froburgs. Als ihm Beide auf wenige Schritte nahe gekommen, stellte er den Kasten ab und verbeugte sich tief vor dem Edelmann.

„Tausendmal gegrüßt sei Eure Gnaden!"

„Packe Dich, — kaufe nichts!" schnurrte ihn Fro=burg an.

„Mit Verlaub, — Eure Gnaden, — kennt Ihr mich denn gar nicht mehr? Allerdings habt Ihr mich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Schaut mich an, — bin ich nicht Euer getreuer Knecht Jock, der bei Euch vor vielen Jahren in Diensten gestanden? Wohl ist das schon viele Jahre her und der Mensch ändert sich in vielen Jahren."

„Wahrhaftig, Jock, — unser Schlaumeier!" rief jetzt Christoph, welchen die wiederholten „viele Jahre" stutzig machten.

„Als Eure Gnaden meiner Dienste nicht mehr bedurfte," unterbrach ihn Jock, „und ich nicht hoffen konnte, eine so gnädige Herrschaft wieder zu finden, ergab ich mich dem Handel, mein Brod ehrlich zu verdienen. Morgen wollte ich nach Froburg gehen, und freue mich gar sehr, Eure Gnaden hier zu treffen; denn ich habe etwas recht Großes auf dem Herzen, das ich Eurer Edlen offenbaren möchte, — so Ihr's erlaubt. Aber im Geheimen möchte ich meine Herzensangelegenheit vertrauen, und bitte um geneigtes Gehör."

„So, — im Geheimen!" sagte Christoph, der sofort die Absicht des Pseudokrämers errieth.

„Dort steht eine Bank," fuhr Jock fort, „darauf mag sich Eure Gestrengen setzen. Während ich Eurer Gnaden beichte, kann der junge Mann hier meinen Kasten hüten. Das soll er nicht thun umsonst, — nein, wählen darf er sich von den hübschen Sachen in meinem Kasten irgend ein Ding, das ihm gefällt."

Hanspeter nickte beifällig. Froburg schritt nach der Bank am Wege. Jock stellte sich vor den Sitzenden.

„Werdet's wohl gemerkt haben," begann er leise, „daß meine Krämerei nur Verkleidung ist, meine wahre Absicht zu verhüllen und den Leuten eine Nase zu drehen. Ich

bin kein Hausirer, sondern Kammerknecht des edlen Junkers Friedrich von Staufen. Schon drei Tage schleiche ich da herum, eine Gelegenheit erspähend, mit Euch reden zu können, das heißt, die Botschaft meines Herrn an Euch auszurichten."

Die Worte versetzten Christoph in nicht geringe Erregung.

„Endlich, — endlich! Hab' solches längst erwartet. Rede, — melde!"

„Nur fein sittig und leise, damit der Kastenhüter nichts erlauscht! — Mein Herr läßt Euch grüßen und sagen, daß ihm Eure Haft viele Sorgen und Kümmernisse bereitet, nicht blos wegen Euch, sondern auch wegen Eurer Tochter. Fräulein Else werde jetzt häufig nach Wamboldstein kommen, Euch zu besuchen, und dabei den Junghern Alfred sehen. Darob plagt meinen Herrn wilde Eifersucht. Er läßt Euch bitten, Ihr möchtet doch nicht vergessen, daß Ihr durch Wort und Handschlag Fräulein Else ihm zum Weibe versprochen. Ihr möchtet noch eine Weile Geduld haben und mannhaft ertragen, was sich jetzt nicht ändern läßt. Wenn aber der Krieg vorbei ist, welcher just vor der Thüre steht, dann werde der Landgraf mit vielem Kriegsvolk heranziehen, Euch befreien aus der Haft, sämmtliche Wambolde hängen lassen, Euch für

Alles entschädigen und für sich selber das Land zu Hessen schlagen."

Froburg hatte mit fast athemloser Spannung die Botschaft vernommen. Triumph und Freude belebten sein Mienenspiel, während seine Augen rachsüchtig funkelten. Er war nahe daran, im Rausche seiner stürmischen Gemüthsbewegung den sicheren Untergang des Geschlechtes Wambold zu verkünden, so daß Jock Mühe hatte, ihn zu beschwichtigen.

„Um Gotteswillen, — kein lautes Wort! Beißt die Zähne zusammen, bis Ihr ruhig seid. Euer Wächter stellt die Ohren, wie ein Fuchs, — er lauscht. Erfährt Wambold von der Geschichte, dann möchte ich Eure Haft nicht aushalten."

„Hast Recht, — bist ein kluger Mensch! Die Freude übermannte mich dermaßen, als hätte ich auf einen Sitz dreißig Humpen geleert."

„Was antwortet nun Eure Gnaden auf die Botschaft?"

„Zunächst melde Deinem Herrn meine besten Grüße. Sage ihm, mein Wort halte ich, — Niemand soll meine Tochter heimführen, als Junker Staufen. Der Eifersucht könne er getrost den Laufpaß geben, dieweilen ich Elsbeth verboten, nach Wamboldstein zu kommen. Daneben bitte

ich Staufen, er möge in den Landgrafen dringen, mich bald der Haft zu entledigen."

„Sobald der Krieg vorbei ist."

„Was ist's für ein Krieg? Geht's jetzt dem Erzbischof von Mainz an den Kragen?"

„Nein, — es geht nach dem Norden, gegen wen, weiß ich nicht. Ueber Hals und Kopf wird gerüstet. Wenn ich heim komme, geht's los."

„Zieht Staufen auch mit?"

„Gewiß! Wo der Landgraf, dort Staufen, — wo Staufen, dort ich."

„Wäre nur der Krieg schon vorbei!"

„Und ich freue mich darauf," sagte Jock. „Jedenfalls geht es wieder gegen Papisten. Es giebt Kirchen, Klöster und Stifte auszufegen, ein gar einträgliches Geschäft. — — Abgemacht! Laßt nichts merken. Mir dünkt, Euer Wächter sei ein gar listiges Bürschlein. Ich schlendere jetzt mit meinem Kasten durch's Dorf, und fliege dann über Berg und Thal nach Darmstadt. — Dank, Eurer Edlen für den guten Rath!" sagte er mit lauter Stimme, zur Täuschung Hanspeters.

Jock öffnete mit einem Schlüssel den Kasten. Rosenkränze, Agnus Dei, Wachsstöcke, Heiligenbilder und ähn-

liche Gegenstände wurden sichtbar. Hanspeter wählte einen Rosenkranz.

„Möge Eure Gnaden nicht verschmähen," bat Jock, „zum Dank für den guten Rath diesen Wachsstock anzunehmen."

„Warum nicht? Du bist ein ehrlicher Geselle. Jetzt gehe Deines Weges und vergiß meinen guten Rath nicht."

Sie schieden, in entgegengesetzter Richtung ihre Wanderung fortsetzend.

Dreizehntes Kapitel.

Der von Emma, und noch mehr von Alfred längst ersehnte Tag war da. Sie bestieg ihren Zelter und begab sich mit ihrem Bruder nach Froburg, wo Beide mit großer Freude und Herzlichkeit empfangen wurden. Frau Richmunde staunte über das seltene Geschwisterpaar. Alfreds Stattlichkeit und bescheidene Zurückhaltung gefielen ihr ebenso, wie Emma's kindliche Einfalt und Liebenswürdigkeit.

„Euer Besuch bereitet uns die innigste Freude," sagte sie. „Ich bin glücklich, die lieben Kinder eines Edelmannes kennen zu lernen, dem wir zum größten Danke verpflichtet sind. Wiederholt im Begriffe, nach Wambold-stein zu gehen, einigermaßen meiner Dankesschuld zu genügen, stellten sich immer unüberwindliche Hindernisse entgegen."

Bei den letzten Worten warf sie einen flüchtigen Blick

auf Elisabeth, und wie schmerzliche Empfindung glitt es über ihr Angesicht. Mit einer Entschuldigung verließ sie das Zimmer, den Gästen Labung und Imbiß zu besorgen.

„Ich hatte viel Heimweh nach Dir, lieb Elslein!“ schmeichelte Emma. „Längst wollte ich herüber kommen, — aber, weißt Du, wir hatten seit Wochen alle Hände voll Arbeit wegen der Aerntezeit. Da giebt es gar viel zu thun, man wird nicht fertig vom Morgengrau bis zum späten Abend.“

Dies sprach sie mit außerordentlicher Wichtigkeit, so daß Elisabeth ein Lächeln nicht vermeiden konnte, über den Ausdruck hausmütterlicher Sorgen in den kindlichen Zügen.

„Ich dachte fortwährend an Dich und that vor lauter Gedanken mancherlei verkehrt,“ versicherte Emma. „Zuweilen drängte es mich, Alles liegen und stehen zu lassen, und geschwind herüber zu laufen; denn Vater meldete, Du seiest unwohl, was mich sehr beängstigte.“

Das Burgfräulein schrack zusammen, wurde leichenblaß, warf einen Blick unbeschreiblichen Wehes auf Alfred und senkte die Augen. So blitzschnell diese Gemüthsbewegung sich vollzog, entging sie dem jungen Manne doch nicht. Ueberhaupt fand er Elisabeths Wesen bedeutend verändert. Sie begegnete ihm nicht mit der früheren

Natürlichkeit. Ihr Benehmen war unsicher, bis zur Verwirrung. Oft wechselte sie die Farbe, und ein Schatten namenloser Traurigkeit lag auf ihrem Antlitz, selbst dann, wenn sie lächelte. Diese Wahrnehmung beunruhigte ihn sehr. Er glaubte, nicht zu irren, wenn er die Veränderung mit jener Gemüthserschütterung in Verbindung brachte, mit der sie damals ihres Vaters Zimmer in Wamboldstein verließ.

„Wie froh bin ich über Deine vollständige Wiedergenesung," plauderte Emma weiter. „Darf ich fragen, was Dir eigentlich gefehlt hat?"

Die Frage versetzte Elisabeth in eine an Bestürzung grenzende Verlegenheit. Sie verlor flüchtig ihre Fassung und wurde glühend roth.

„Was mir fehlte?" sprach sie mit erzwungenem Lächeln. „Ja, siehst Du, mein Kind, es giebt Leiden, — schwere, grenzenlose Leiden, die kein Arzt ergründen und auch nicht heilen kann."

Während Alfred bei den Worten erschrack, betrachtete Emma mit der Einfalt kindlicher Neugierde das Burgfräulein.

„Und Du weißt es selber nicht?" forschte sie.

„Emma," sprach er im Tone väterlicher Zurechtweisung, „mir dünkt, Du macheſt von dem Vertrauen der

Freundschaft unerlaubten Gebrauch. Darum mäßige Deine Neugierde und sei nicht zudringlich."

Sie blickte den brüderlichen Mahner staunend an.

„Du redest seltsam, Alfred! Wenn ich Elslein gar so innig liebe, warum soll ich nicht forschen, was ihr fehlte? Hast Du nicht selber die Wochen her wohl tausend Male gesagt: Was mag Elisabeth doch nur fehlen? Bist Du nicht in schwerer Bekümmerniß um sie gewesen? Darum sollst Du mir auch nicht wehren, zu sagen und zu fragen, wie mir das Herz steht."

Die unschuldige Emma mochte ein ganz besonderes und überaus zartes Herzensgeheimniß ihres Bruders ver=rathen haben; denn seine Verlegenheit war groß und Schamröthe übergoß sein Angesicht. — Nicht minder hatten die Worte auf das Burgfräulein gewirkt, — Worte, die nur bestätigten, was sie längst wußte. Ein wehmüthiges Lächeln bitterster Entsagung spielte um ihren Mund, in ihren Augen schimmerte es, wie zurückgehaltene Thränen, indeß ihre Hand unwillkührlich auf das Herz sich legte, als wolle sie aufwallenden Schmerz niederdrücken.

„Zürnet nicht unserer Emma, Herr Alfred!" sprach sie mit bebender Stimme. „Ihre offene, kindliche Rede=weise entspricht ihrer Auffassung unseres trauten Verhält=nisses. Sie betrachtet mich als Schwester, demzufolge uns

als Geschwister, zwischen denen nicht die Scheidewand förmlicher Zurückhaltung besteht."

Das Erscheinen Richmundes, der eine Magd mit Speisen und Wein folgte, schnitt den Faden der Unterhaltung entzwei.

„Wie geht es meinem Gemahl?" forschte die Burgfrau, an Alfreds Seite sich niederlassend. „Die jähe Unterbrechung seiner Lebensweise mag ihm peinlich fallen."

„Herr Christoph befindet sich wohl," antwortete er. „Sein Aussehen wird immer besser, seine Körperkräfte wachsen. Täglich macht er Spaziergänge, ist seit letzter Zeit munter und guter Dinge, weist aber jede Annäherung von unserer Seite zurück, was leicht begreiflich, da er uns für Unterdrücker und Feinde hält."

„Während doch Herr Eberhard sein bester Freund und Wohlthäter," sagte Richmunde. „Das Wachsen seiner Körperkräfte bewirkt die Unterlassung seiner selbstmörderischen Gewohnheit übermäßigen Weingenusses. Erst vierzig Jahre alt, sohin im besten Mannesalter, könnte er sich vollständig erholen und thatkräftig werden, zur Erfüllung seiner Pflichten. Die greisenhafte Schwäche, das beständige Zittern der Glieder, die geistige Unfähigkeit, — Alles war Folge seiner Leidenschaft für den Wein."

„Davon er, seit der Haft, nicht einen Tropfen ge-

trunken," berichtete Alfred. „Täglich sind ihm zwei Becher Wein gestattet, — er läßt sie unberührt stehen. Wiederholt sagte er dem Diener, es seien zwei Löschhörner Wein schimpflich für einen Mann, der beim Wettsaufen den Sieg errungen und täglich seine dreißig Humpen bezwungen habe."

„Dreißig Humpen, — ja, manchmal waren es auch fünfunddreißig, bis vierzig," entgegnete Richmunde. „Er trank, wie ein Faß ohne Boden, — es ist entsetzlich. — — So, — keinen Tropfen trinkt er mehr! Wie mich das freut! Daran wird er halten, so lange die Haft währt; denn er ist über alle Maßen eigensinnig. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt, dabei bleibt er. — Euer Vater, dieser edle, fromme und hochherzige Mann, übt ein großes Werk der Barmherzigkeit an meinem Gatten. Gelingt es Herrn Eberhard, meinen unglücklichen Christoph von dem Laster zu heilen, dann hat er ihn von zeitlichem und ewigem Verderben, sowie eine ganze Familie vom sicheren Untergang gerettet."

Elisabeth und Emma hatten zusammen geflüstert und das Zimmer verlassen.

„Erlaubt, gnädige Frau, unser Alleinsein zu einer wichtigen Mittheilung zu benützen," hob Alfred an und erzählte, wie er dem Juden Lämmel gegen den quittirten

Schuldschein das Leben gerettet. „Hier ist die Quittung, — bewahrt sie sorgfältig," schloß er, den Papierbogen hervorziehend. „Mein Vater weiß von Allem nichts, — soll auch hievon nichts erfahren, weil ich nach seinen strengen Begriffen nicht lobesam gehandelt und die Zwangslage des Juden mißbraucht haben möchte. Aber mich drängte es, aus den Klauen eines Wucherers eine Familie zu retten."

„Das vergelte Euch Gott, edler Herr!" sprach die freudig überraschte Burgfrau. „Recht habt Ihr gehandelt! Aus der Bedrängniß des Juden habt Ihr für Euch persönlich keinen Vortheil gezogen, dagegen aus Barmherzigkeit für Andere dem Unbarmherzigen den größten Dienst geleistet, gegen eine Entschädigung, welche im Grunde für den Juden nur viertausend Gulden betrug; denn nur soviel gab er meinem Gemahl. Sogar die empfindsame Ehrenhaftigkeit Eures Vaters könnte Euch darum nicht schelten, — die ganze Welt müßte Eure Klugheit rühmen. Aber ich schweige, weil Ihr es verlangt."

„Das Bewußtsein, von der drückenden Schuld befreit zu sein, würde die Lebensbesserung Eures Gatten nicht fördern," mahnte er. „Unglück und Bedrängniß beugen den Menschen, machen ihn zur Meidung böser Gewohnheiten tüchtiger."

„Ich bewundere Euren weisen Sinn, Herr Alfred, und danke Euch viel tausendmal! Die Kunde von Eurer Rettungsthat würde meine Tochter ungemein erfreuen, — darf auch sie nichts erfahren?“

Er saß schwankend.

„Das Geheimniß würde durch Elsens Mitwissen nicht gefährdet,“ fuhr sie fort. „Ich stelle die Bitte nur deßhalb, weil mein Kind seit einiger Zeit fast tiefsinnigen Gemüthes, und ich annehme, die freudige Erregung möchte heilsam wirken.“

Jetzt machte er bereitwillig das verlangte Zugeständniß.

„Das Leiden ist doch nicht ernstlich, oder gar bedenklich?“ forschte er beunruhigt.

Richmunde strich mit beiden Händen einige Male über die Schürze, ließ die Frage unbeantwortet, und die mütterliche Besorgniß in ihren Zügen ängstigte ihn.

„An dem Befinden unserer hochsinnigen Retterin nehme ich den innigsten Antheil und bitte, um vertrauensvollen Aufschluß über Elisabeths Zustand.“

„Der mir selbst unverständlich, fast geheimnißvoll,“ erwiederte sie. „Ich zürne Froburg, — er allein hat auch dieses Unglück verschuldet. Ich will Euch erzählen, wie Alles kam. — Als meine Tochter von Wamboldstein heimkehrte, war sie in der heftigsten Aufregung, die sich

jedoch nicht in Worten, sondern durch Mienenspiel und Ruhelosigkeit äußerte. Nicht eine Minute blieb sie an derselben Stelle, wie Jemand, der unausgesetzt durch innere Plagen bedrängt und getrieben wird. Von dem, was sie gethan, sagte sie kein Wort; das erfuhr ich erst durch Euren Vater. Da sie zuweilen Frost schüttelte, so hielt ich Else für fieberkrank und nöthigte sie, sich niederzulegen. Im Bette blieb sie ruhig, wenigstens in meiner Gegenwart. Sie klagte über keine Schmerzen, Kopfweh ausgenommen. Aber ich merkte an ihren gerötheten Augen, daß sie in meiner Abwesenheit viel weinte, und daß ihr etwas ganz Außerordentliches zugestoßen sein müsse. Nach einigen Tagen öffnete sie endlich, auf mein Drängen und Bitten, den Mund. Ihr Vater, sagte sie, habe mit den bittersten Vorwürfen, mit den schwersten Anklagen sie überhäuft. Er habe sie eine elende Verrätherin genannt, die aus Neigung für einen jungen Mann den eigenen Vater in das Unglück gestürzt, sowie den Untergang so vieler tapferen Landsknechte, die seine Freunde und Helfer gewesen, herbeigeführt habe. Darum laste schwere Blutschuld auf ihrem Gewissen, sowie Unglück und Gefangenschaft ihres Vaters. Dann habe er ihr verboten, jemals wieder nach Wamboldstein zu kommen und ihr im höchsten Zorn die Thüre gewiesen. — — Nun verstand ich

das Leiden meines armen Kindes. Die Mißhandlungen von Seite ihres Vaters, welchen die abscheuliche Trunksucht nebenbei mit Härte, Geistesroheit und Blindheit geschlagen, zerschmetterte gleichsam Elsens feinfühlige Seele. Ich zeigte ihr, wie ungerecht und grundlos die väterlichen Vorwürfe seien. In keiner Weise habe sie gefehlt, vielmehr gehandelt nach Pflicht, ein ganzes Land von Verwüstung und viele schuldlose Menschen vom Tode gerettet. — — Meine Vorstellungen und Tröstungen beruhigten einigermaßen. Dann wallfahrtete sie zum Gnadenbilde unserer Lieben Frau von Sion, und kehrte von dort umgewandelt zurück. Die fieberhafte Unruhe und Beängstigungen waren fort, an deren Stelle jedoch eine leidende Ergebung, ein stilles Wehe getreten. Sie kann Stunden lang dasitzen, ohne ein Wort zu sprechen, wie Jemand, dem ein niederschmetterndes Unglück beständig vor Augen steht, das er ohne Klagen und ohne Hoffnung erträgt. Es muß noch irgend ein Umstand dabei mitwirken, den sie mir verschweigt."

Alfred war mit schmerzlicher Spannung der Rede gefolgt, und auf seinem gutmüthigen Gesichte lag die innigste Theilnahme.

„Ich beklage sehr das unverschuldete Leiden Elisabeths," sprach er niedergedrückt. „Wohl bemerkte ich eine Ver-

änderung ihres Wesens, doch aber nicht in dem Maße Eurer Schilderung."

„Weil Eure Ankunft sie überaus erfreute," versetzte Richmunde. „Die Schatten des Trübsinnes wichen von ihr, sie lebte auf und wurde heiter. Fräulein Emma scheint überhaupt auf das Gemüth meiner Tochter einen überaus günstigen Einfluß zu üben. Hört Ihr Elsens Lachen von der Thurmzinne? — Das ist merkwürdig!"

Von der Höhe klang helles Mädchenlachen und dann lebhaftes Geplauder.

Die beiden Freundinen waren Arm in Arm nach Elisabeths Zimmer gegangen. Licht und luftig war der hochgelegene Raum, Alles darin von blanker Sauberkeit. Stand man im Hintergrunde des Gemaches und schaute durch die offenen Fenster, so sah man von der ganzen Erde nichts, — nur den blauen Himmel, der sich über den bewaldeten Bergen wölbte.

Mit kindlicher Neugier betrachtete Emma die Gegenstände. Zunächst fiel ihr ein kleiner Webestuhl in die Augen, darauf Ilse von Froburg, nach altdeutscher Frauenweise, selbstgesponnenes Garn und Wolle in Tuch verwandelte.

„Ach, welch ein zierlicher Webestuhl!" rief Emma. „Der Unserige ist viel größer, lange nicht so schön und

sehr alt. Vater sagt, unsere Urgroßmutter habe schon darauf die Schifflein kreisen lassen. Auf Deinem Webestuhl möchte ich viel lieber arbeiten, er ist gar zu nett."

Sie ließ sich nieder, rührte Hände und Füße, und zeigte der Freundin ihre Kunst.

Elisabeth saß auf der Fensterbank und wandte kein Auge von Alfreds Schwester.

„Wie täuschend ähnlich sie ihm ist!" sprach sie leise in das Geklapper des Webestuhles, und aufsteigende Wehmuth umflorte ihr Angesicht.

„Nicht wahr, ich bin noch recht ungeschickt?" sagte die jugendliche Baronesse, vor das Burgfräulein hintretend. „Ja, weißt Du, Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Mit der Zeit werde ich eine ganz tüchtige Weberin. Sind wir Beide einmal Hausfrauen, dann wollen wir mit einander um die Wette spinnen und weben."

Sie zog Alfreds Schwester an sich und küßte sie.

„Was die Zukunft uns bringt," erwiederte Else, „den Webestuhl der Hausfrau, oder den Psalter der Nonne, ist uns verborgen."

Der ernste Ton und der Ausdruck ergebener Entsagung in den Zügen fielen Emma auf.

„Willst Du etwa Klosterfrau werden, Elslein?"

„Gar oft geschieht nicht, was der Mensch will, sondern was er nicht will," antwortete sie. „Häufig bestimmt das blinde Schicksal unseren Lebensweg."

„Das blinde Schicksal? Was ist das?" rief Emma verwundert. „Glaube nicht daran, fürchte Dich vor ihm nicht, — ein blindes Schicksal giebt es nicht. Der allmächtige Gott allein waltet über uns. In seiner Hut sind wir geborgen wider jeglichen Unhold und wider alles Uebel. Väterlich schirmend bahnt er uns die Pfade zum Heile, insofern wir ihm treue und gehorsame Kinder bleiben."

„Wer hat Dich solche Lebensweisheit gelehrt?"

„Mein Vater! Weißt Du, jeden Abend, vor der Nachtruhe, haben wir fromme Lesung, daran Vater hübsche Ermahnungen knüpft."

„Du glückliches Kind, solch einen Vater zu besitzen!"

Sie erhob sich und trat zum Cymbal oder Hackbrett, einem Musikinstrument, dessen Messingsaiten mit hölzernen, tuchumwundenen Hämmerchen geschlagen wurden, — das Clavier des Mittelalters. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit führte sie die Hämmerchen und schlug eine getragene Melodie aus den Saiten. Dann hob sie mit wohlklingender Stimme und tiefer Empfindung zu singen an:

„O heiliger Engel und Verkünder,
Wolleſt bitten für mich armen Sünder!
Behüt' mich vor'm böſen Geiſt,
Vor Sünd' und Schande allermeiſt,
Daß ich in Treue Gott allein nur lebe,
Auf daß er mir die ewige Glorie gebe. Amen."

Das Lied klang aus in ſanften, weichen Akkorden. Beim „Amen" floſſen Muſik und Stimme hinſterbend zuſammen, wie leiſe Klage und demüthige Unterwerfung in das Unabwendbare.

„Wie fein Du ſingen kannſt, lieb Elslein!" rühmte Wambolds Kind. „Aber Dein Lied hat eine gar zu traurige Weiſe, — man meint, es weine. Nun will auch ich ein Liedlein Dir ſingen, viel luſtig und froh."

Sie ſchlug heitere Töne aus dem Hackbrett und ſang mit jubilirender Kinderſtimme:

„Es freu'n ſich gute Kinder
Im Frühling, wie im Winter;
Denn wonneſam iſt allezeit,
Die Unſchuld und die Lauterkeit.

D'rum laßt uns fröhlich ſingen,
Uns tummeln, jauchzen, ſpringen,
Doch ſtets vor Gottes Angeſicht,
Auf daß uns nie die Luſt gebricht."

Der kindliche Sang erhellte des Fräuleins Antlitz.

„Du trillerſt ja, wie eine himmelwärts ſteigende Lerche,"

sprach sie lächelnd. „Treffend ist Dein Lied! Wahre Freude wohnt nur in reinen Kinderherzen.“

Sie stiegen zur Thurmzinne empor, die Aussicht zu genießen. In ernster Majestät ragten bewaldete Berge, nach allen Himmelsgegenden den Gesichtskreis begrenzend. Nur selten unterbrachen angebaute Thäler den herrschenden Wald. Den anziehendsten Punkt bildete Sion, dessen röthlich schimmernde Mauern aus dem Alles bedeckenden Grün anmuthig hervortraten.

„Wie still, friedsam und lieblich das Frauenkloster daliegt!“ sagte Emma. „Wie mögen sich die armen Nonnen freuen, der abscheulichen Quäler ledig zu sein!“

„In Sion geht Alles wieder seinen regelrechten Gang, — möge er nicht mehr unterbrochen werden,“ entgegnete Elisabeth. „Unsägliches mußten die Nonnen von Roheit und Bosheit jener Menschen erdulden, deren Dummheit ein Milderungsgrund sein möge für ihre Bosheit.“

„Ja, gewaltig groß ist die Dummheit der Leute, — davon kann ich Dir eine hübsche Geschichte erzählen,“ sagte Emma. „Im Juli war Ida von Steinbach bei mir, — Du mußt sie kennen lernen, ein gar liebes Mädchen. Wir saßen in der Gartenlaube. Mich wandelte die Lust an, Ida musiciren zu hören, die eine Meisterin auf dem Hackbrett. Ich hieß einen Knecht, das

Hackbrett in der Burg holen und selbes in die Laube bringen. Mit Ungeduld erwartete ich das Instrument, und stellte mir vor, wie hübsch in der Laube das Saitenspiel tönen müsse. Endlich nahte der Knecht. Schon rückte ich den Tisch, das Instrument darauf zu legen. Da stieß Ida einen Schrei aus. Vor uns steht der Knecht, in der Hand zwei fürchterliche Hackmesser und im Arm ein Hackbrett aus der Küche, darauf man Fleisch hackt."

Elisabeth lachte hell auf.

„Und das Gesicht des Menschen hättest Du sehen sollen! Er glotzte uns an, so ingrimmig, da wir lachten, als wolle er uns schlachten und auf dem Hackbrett zu Würsten verarbeiten."

Lachend verließen Beide die Zinne und begaben sich nach dem Gastzimmer, wo noch die heitere Laune auf ihren Gesichtern lag.

Richmunde sah mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre Tochter, deren glänzende Schönheit den ganzen Raum zu schmücken schien.

„Ihr seid guter Dinge, liebe Kinder!" sprach sie. „Gefällt es Euch zu Froburg, Fräulein Emma?"

„O gewiß! Es ist gar zu traut und wonnig hier. Morgen schon möchte ich wieder kommen, immer sein bei

meinem Elslein. Wir würden zusammen weben, spinnen, dazwischen musiciren, singen, Erbauliches lesen, in den Wäldern lustwandeln und herzinnig uns lieben."

„Ende nächster Woche komme ich nach Wamboldstein," sagte Richmunde. „Wie wäre es, wenn ich Eure Aeltern bäte, einen längeren Aufenthalt auf Froburg zu gestatten?"

„Ach, welche Freude!" rief die entzückte Emma. „Inzwischen packe ich meinen Kleiderkasten; denn ich werde gleich mit Euch hieher fahren."

„Dein Besuch wird mich sehr beglücken," sagte Elisabeth. „Ich zähle die Stunden bis zu unserem Wiedersehen."

Bei den Worten lächelte sie, aber in dem Lächeln lag es, wie Wiederschein tiefen Wehes.

Die niedergehende Sonne mahnte zum Aufbruch.

„Dürfen wir hoffen, gnädiges Fräulein, daß Ihr nächste Woche Eure Frau Mutter begleitet?"

„Wenn kein zwingendes Hinderniß entgegensteht, Herr Alfred!" entgegnete sie befangen. „Grüßet Eure liebwerthen Aeltern."

Sie stiegen nach dem Burghofe hinab, wo Emma von ihrem Bruder auf den Zelter gehoben wurde. Jetzt saß das goldhaarige Fräulein im Sattel, den Zügel in der einen, die Reitgerte in der anderen Hand, und vernahm

lächelnd die Mahnung Richmundes, recht vorsichtig zu sein, damit kein Unglück geschehe.

„Unter Alfreds Augen kann niemals ein Unglück geschehen; denn er ist die leibhaftige Vorsicht, dazu mein Reitlehrer," scherzte sie.

Elisabeths Augen ruhten beständig auf dem geschäftigen Alfred, wie er die Schwester, gleich einem Kinde, auf das Pferd hob, wie er väterlich um deren sicheren, regelrechten Sitz besorgt war und sich dann leicht in den Sattel schwang. Noch einmal grüßten die Geschwister und ritten durch das Thor.

„Niemals sah ich liebenswürdigere junge Leute, als diese Kinder Eberhards," sagte Richmunde, als sie nach dem Frauengemach emporstiegen. „Emmas heiteres, unschuldiges Wesen erinnert an einen Engel, — und wie stattlich, wie bescheiden und klug ihr Bruder! Dazu hat er Hochherzigkeit und Edelmuth gegen uns in solchem Maße dargethan, daß wir ihn betrachten müssen als unseren Retter."

„Ich verstehe Euch nicht, Mutter!"

„Komme nur, sollst Alles erfahren!"

Als sie nun das Zimmer betraten, zog die Burgfrau Lämmels quittirten Schuldschein hervor.

„Siehe hier unseren Freibrief aus des Wucherers Knechtschaft!“ — und sie erzählte, was ihr Alfred mitgetheilt.

Auf Elisabeth brachte die Kunde keineswegs den erwarteten freudigen Eindruck hervor. Das Gegentheil geschah. Als Richmunde zum Schlusse gekommen, brach sie in heftiges Weinen aus.

„Du bist doch fürwahr ein seltsames Mädchen!“ sprach im Tone des Unwillens die Burgfrau. „Anstatt über unsere Rettung Dich zu freuen, unseren Freund zu rühmen und zu bewundern, geberdest Du Dich, wie eine Verzweifelte und weinst, als sei das größte Unglück geschehen.“

„Das ist auch geschehen!“ rief Elisabeth unter Thränen. „Ein jammervolles Unglück, das ich allein trage.“

„Was für ein Unglück? Erkläre Dich!“

Die Weinende bewegte verneinend das Haupt.

„Was ist das, Elisabeth? Bin ich nicht Deine Mutter? Geziemt es dem Kinde, vor der Mutter Geheimnisse zu verbergen? Unter dem Herzen habe ich Dich getragen, unter Schmerzen Dich geboren, unter vielen Sorgen und Mühen Dich erzogen, gewacht über Dich bei Tage und bei Nacht, — und mir verschweigst Du, was Dich grämt? Else, mein Kind, vertraue der Mutterliebe, öffne ihr Dein bedrängtes Herz!“

„Ihr traget der Leiden genug, liebe Mutter, — das meinige soll Euch nicht auch noch beschweren.“

„Du täuschest Dich, Kind! Dein stiller, verzehrender Gram, den ich längst bemerkte, quält mich um so mehr, weil mir dessen Ursache unbekannt. Vielleicht ist die Sache lange nicht so schlimm, — darum erkläre Dich.“

„Für mich bedeutet die Sache die Vernichtung meines irdischen Glückes. Außerdem würdet Ihr mich kaum verstehen, — meine Handlungsweise nicht begreifen.“

„Deine Handlungsweise? Was hast Du gethan? Böses gewiß nicht, — bist fromm gesinnt, jedes Frevels unfähig.“

„Gegen Niemand frevelte ich, als gegen mich selbst, — vielleicht auch gegen Alfred.“

„Du wirst immer geheimnißvoller. Selbst vor Deiner Mutter hebst Du nicht den Schleier, — weßhalb dieses unnatürliche, mich kränkende Mißtrauen?“

Die Tochter saß gebeugten Hauptes und weinte stille in sich hinein.

„Du sprachst von vernichtetem Lebensglück und von Alfred, — hast Du etwa Dein Herz an ihn verloren?“ hob Frau Richmunde wieder an. „Bedenke, mein Kind, daß unser Herz, unsere höchste Liebe, zunächst dem Vollkommensten, dem Liebenswürdigsten gehören muß, nämlich

unserem Gott und Schöpfer und Erlöser. Die Abweichung von dieser Pflicht führt zu schmerzlichen Täuschungen. Nur Gott allein vermag, das menschliche Herz zu befriedigen, nicht aber ein Geschöpf, seien auch dessen Vorzüge noch so groß und anziehend."

„Aber es bedarf schwerer Kämpfe, bis man sich zu dieser Höhe des Wollens emporgerungen und die Entsagung alles Irdischen erstritten," erwiederte Elisabeth. „Auch die erlaubten Neigungen, frei von allem sündigen Gelüsten, aber mit fast unabweisbarem Drängen auf ein menschliches Wesen gerichtet, sind gar mächtig und ohne Gottes Gnadenbeistand nicht zu überwinden. Darum bin ich entschlossen, jenen steilen, himmelwärts steigenden Pfad zu betreten, der zum Frieden der Selbstverläugnung und zur Vereinigung mit Gott führt."

„Sehr löblich, mein Kind! Nun zeige mir die Beweggründe, welche Deinen Vorsatz anregten."

„Das Bekenntniß fällt schwer, — Ihr habt jedoch ein Recht, liebe Mutter, es zu fordern, und ich kann es nicht versagen, ohne Verletzung kindlicher Liebe und Aufrichtigkeit. — — Wie Ihr wißt," fuhr sie fort, mit sichtlicher Ueberwindung andrängender Zaghaftigkeit, „warf mir der Vater vor, ich hätte den feindlichen Ueberfall verrathen aus Liebe zu Alfred. Dieser Liebe hätte ich den eigenen

Vater geopfert, ihn der Freiheit beraubt und die gänzliche Vernichtung der Landsknechte verschuldet. Der Vorwurf ist nicht unbegründet, wie ich nach einigem Nachdenken fand. Alfred vom sicheren Verderben zu retten, eilte ich nach Wamboldstein. Nebenbei strebte ich allerdings die Rettung seiner Aeltern und Geschwister, sowie des ganzen Landes an, — allein der Hauptbeweggrund war Alfreds Rettung. Meine Liebe zu ihm war größer, als zum Vater. Alfred vor Staufens grausiger Rache und dem Tode zu bewahren, hätte ich ohne Zögern den Vater, mich selbst und Alles hingegeben. Demnach war ich, was der Vater sagte, — ein undankbares, unnatürliches Kind, — eine Fluchbeladene, — eine Verworfene. — — Diese und ähnliche Gedanken quälten mich furchtbar. Ich litt ganz entsetzlich. Und obwohl eine Fluchbeladene und Verworfene aus Liebe, so bestand diese Liebe dennoch fort. Für Alfred würde ich den fluchwürdigen Verrath abermals begangen haben. Diese Erkenntniß steigerte meine Qualen bis zur Verzweiflung. Ich wußte mich vom Vater verflucht und fühlte mich verlassen von Gott. — — Da kam mir der Gedanke, zur Sühne meiner Schuld der Liebe zu Alfred für immer zu entsagen, und so der Seelenpeinen ledig zu werden. Mich zu binden, die Entsagung unlösbar zu machen, beschloß ich, das Klostergelübde abzulegen. Ich

wallte nach der Gnadenkapelle Unserer Liebenfrau von Sion und gelobte, den Schleier zu nehmen."

Die Burgfrau zuckte zusammen, sprach jedoch kein Wort.

„Der Gewissensqualen war ich nun enthoben; denn ich hatte jene Liebe geopfert, der ich meinen Vater opferte. Aber eine namenlose Traurigkeit kam über mich. Vor meinen Augen hatte Alles seinen Glanz verloren, — ich meinte, die Sonne am Himmel sei erloschen. Ich betete viel und schrie unablässig zu Gott um Hilfe, — sie wurde mir und hielt mich aufrecht. Aber die Liebe zu Alfred lebt fort. Ich glaubte, durch freiwillige Entsagung dieselbe ablegen zu können, wie ein Kleid, — ich täuschte mich. Fortwährend bekämpfe ich eine hoffnungslose, jetzt sogar unerlaubte Neigung, — Gott helfe mir!"

Mutter und Tochter saßen schweigend, beide sehr betrübt, — Elisabeth wie gebrochen, unter der Last theilweise selbstgeschaffener Leiden.

„Mein Kind," hob endlich Frau Richmunde an, „mir dünkt, Du habest voreilig, ohne reife Ueberlegung gehandelt. Ein so ernster Entschluß, wie der ist, für immer allen Lebensfreuden zu entsagen, strengste Selbstverläugnung und Abtödtung zu üben im Kloster, als Braut Christi losgeschält zu sein von jeglichen Dingen der Erde

und stets nach dem Höchsten zu streben, — ein solcher Entschluß bedarf langer Selbstprüfung, ob man zum Klosterleben berufen. Du aber hast gehandelt in Verwirrung, in leidenschaftlicher Erregung. Das Gelübde bindet Dich zwar, und was Du gelobt, ist höchst rühmlich. Durch Weltentsagung und vollkommenen Wandel hienieden den Himmel zu gewinnen, kann nur preiswürdig sein. Dennoch rathe ich Dir, Deinem Beichtvater aufrichtig die Angelegenheit vorzutragen. Er wird Dir sagen, was Du zu thun hast. — Im Uebrigen irrst Du in der Meinung, starke Neigungen plötzlich austilgen zu können. Leidenschaften können nur durch beharrlichen Kampf überwunden werden. Darum fasse Dich in Geduld, beharre in Treue gegen Gott und Deine Pflichten, wie bisher, und alles Uebrige stelle vertrauensvoll der väterlichen Leitung des Allmächtigen anheim."

Vierzehntes Kapitel.

Herzog Heinrich von Braunschweig hatte 1500 Reiter und 8000 Fußknechte geworben, und war an der Spitze dieser Streitmacht in sein Land zurückgekehrt. Die Katholiken empfingen ihren Schirmherrn und angestammten Fürsten mit offenen Armen. Die Protestanten hingegen riefen die Hilfe des evangelischen Bundes an. Sofort setzten sich die Truppen der Schmalkaldischen in Bewegung. Unter Anführung des Landgrafen und des Kurfürsten von Sachsen zog das Heer der Bündischen heran, dessen Uebermacht die herzoglichen Streitkräfte erdrückte. Heinrich mußte sich ergeben und wurde mit seinem ältesten Sohne, Carl Victor, in die Gefangenschaft nach Ziegenhain abgeführt[1]).

Abermals triumphirte der evangelische Bund, der im Reiche schaltete, als ob kein Recht und kein Kaiser wäre.

---

1) Schmidt, B. S. 32.

Noch mehr entsank den Katholiken der Muth. Gerade jener einzige Reichsfürst, der sich mit Entschiedenheit seiner unterdrückten katholischen Unterthanen angenommen, mußte sein pflichtgetreues Eintreten für Recht und Gewissens=freiheit büßen, mit Verlust seines Herzogthums und mit Gefangenschaft.

Den Protestanten aber schwoll noch mehr der Kamm. Ihr hochfahrender Uebermuth und gewaltthätiger Sinn glaubte sich Alles erlauben zu dürfen.

Als die Kunde vom Siege der Bündischen nach Wam=boldstein gelangte, frohlockte Ritter Christoph. Freudige Erregung über die Siegesbotschaft, und daran sich knüpfende Pläne für die Zukunft, störten sogar seine Nachtruhe. Am folgenden Morgen wies er den zum Spaziergange einladenden Hanspeter ab, durchschritt in lebhaften Selbstgesprächen sein Zimmer, bald schadenfroh auflachend, bald zornig die Faust ballend.

„Jetzt kommt Er an die Reihe, — der heilige Wam=bold. Warte nur, Duckmäuser, bald tauschen wir! Du wirst mein Gefangener, — wenn Dich der Landgraf nicht hängen läßt, — und ich werde Dein Herr. Ich werde nicht den Heiligen spielen an Dir, wie Du an mir, — nein, will Dich merken lassen, wie mir das Fasten ge=schmeckt Du behaupteſt zwar, mein bester Freund zu

sein, mir den Sauſteufel austreiben zu wollen, was doch baarer Unſinn, das reinſte Widerſpiel; denn das Saufen dünkt mir nicht teufliſch, ſondern engliſch. Was Dir recht, das iſt mir ſchlecht, — alſo können wir niemals zuſammen Freunde ſein. Bachus iſt Dir Teufel, — mir iſt Bachus der luſtigſte Heilige, deſſen Verehrung Du mir wehrſt. Schon gut, — kommſt Du nächſtens in meine Haft, dann will ich Dich bekehren zum Bachus=dienſte, — ha — ha! — — — Nächſtens? Hm, — ſo geſchwind kann's wohl nicht gehen. Der Landgraf wird noch Manches in Braunſchweig zu richten und zu ſchlichten haben. Ich wette, nicht ein einziges Kloſter und Stift wird er unausgefegt dahinten laſſen. Er wird zugreifen. Bis er heimkehrt, vergehen Monate, — der Schnee iſt gefallen, verſperrt Wege und Stege, des Land=grafen Heer kann nicht marſchieren. So muß ich aus=halten bis Frühjahr, — zwar nicht ergötzlich, aber nicht zu ändern. Inzwiſchen erlabe ich mich über Winter am Honig ſüßer Hoffnung."

Das Oeffnen der Thüre unterbrach ihn. Frau Rich=munde trat ein.

„Ei, — meine liebe Hausfrau!" rief er freudig über=raſcht. „Du hier? Seit wann?"

„Seit einer Stunde."

„So, — und jetzt erst kommst Du zu mir?“

„Das Wiedersehen der Frau Hedwig nach vielen Jahren, die Vorstellung ihrer Kinder, die fallenden Wechselreden, und auch meine nothwendige Erfrischung nach dem weiten Gang, füllten die Stunde aus.“

„Du bist gegangen?“ unterbrach er sie theilnehmend.

„Wie denn anders? Wir haben weder Wagen, noch Pferde.“

„Kommt her, Frau Richmunde, setzt Euch neben Euren gefangenen Christoph!“ sprach er nicht ohne Wehmuth.

„Laß Dir sagen, um fünfzehn Jahre bist Du jünger geworden hier! Du siehst prächtig aus.“

Das gerühmte Aussehen freute ihn.

„Ja, — muß gestehen, fühle mich weit kräftiger.“

„Ich sagte immer,“ fuhr sie fort, „mein Christoph ist an sich ein kerngesunder Mann. Seine körperlichen Schwächen, seine laufenden Augen und häßlichen Flecken im Gesicht, verschuldet einzig der Wein. Siehst Du, wie ich Recht hatte! Deine Schwächen sind fort, die garstigen laufenden Augen sind fort, die häßlichen Flecken sind fort, — Du bist wieder ein hübscher Mann.“

„So, — ha, — ha! Gefalle ich Dir?“ rief er lachend. „Was ich nicht thun will für meine Freiheit,

nämlich dem Wein abschwören, das möchte ich fast thun, meiner lieben Ehehälfte zu gefallen."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Nun ja, — Wambold fordert als Lösegeld zweitausend Gulden, oder meinen Schwur, dem Humpen zu entsagen. Das Geld habe ich nicht, und solchen Schwur lasse ich mir nicht abdringen."

„Obwohl der Schwur vierfache Schätze Dir brächte: Deine Freiheit aus der Haft, Deine Freiheit aus der Sklaverei einer wüsten Leidenschaft, Deine Gesundheit und den Frieden mit Gott. Christoph, ich begreife Dich nicht!"

„Lassen wir das! Kommt Zeit, kommt Rath," entgegnete er mit anfliegendem Unmuth. „Dein Aussehen ist nicht gut, Richmunde! Du bist sehr mager und abgehärmt."

„Kein Wunder, — schwere Sorgen und Kümmernisse verzehren mich," erwiederte sie niedergedrückt. „Du kennst unsere traurigen Verhältnisse. Unsere Bauern können nichts leisten. Die heurige gänzliche Mißärnte, in Folge des grauenhaften Wildschadens, brachte sie in Noth und Armuth. Wovon sollen wir leben, wenn die Bauern keine Abgaben leisten? Ich mußte das Burggesinde fortschicken, bis auf den Thorwart, einen Knecht, eine Magd und Elsens Amme. Glücklicherweise gestattet die Heu-

ärnte, unsere Milchkühe zu behalten, — auch den Hühnerhof können wir halten. Aber Dein Roß habe ich verkauft und die Jagdhunde."

„Meine Hunde?" fuhr er auf.

„Aufgezwungene Einschränkung gebot, nutzlose Kostgänger zu entfernen," sagte sie, und ihr kummervolles Wesen bändigte seinen Zorn über den Verkauf der Meute. „Aus dem Dorfe und von den Höfen kamen Abgeordnete. Sie klagten und jammerten über ihr Elend. Das Waldvieh, sagten sie, verderbe Alles auf den Feldern. Abgesehen von Hirschen und Rehen, zerwühlen ganze Heerden von Wildschweinen die Aecker. Kein Säen, kein Arbeiten fruchte, weil Jegliches von den wilden Thieren zu Grunde gerichtet werde. Du möchtest doch Erbarmen haben und das Waldvieh vertilgen. Ohne den Ertrag der Wiesen, und ohne die Eicheln und Bucheln des Waldes, welche die Viehzucht ermöglichen, müßten sie insgesammt verhungern. — Nicht minder klagten sie über das Unchristenthum in der Gemeinde. Die Kinder werden geboren und sterben ohne Taufe. Die Jugend sei ganz unbändig wild, ohne christliche Zucht und Belehrung. Gottes Wort werde nicht gepredigt, keine Sakramente, keinen Gottesdienst. An Leib und Seele müßten sie verderben. — — Die armen Leute dauerten mich. Aber ich

konnte ihnen nicht helfen und wies sie an Dich. — Sind sie schon hier gewesen?“

Er ließ die Frage unbeantwortet und saß in finsterem Grübeln.

„Die verdammten Bauern!“ stieß er endlich hervor. „Die Kerle haben die alten, fetten Zeiten noch nicht vergessen, als sie in verbrämten Wämsern, mit Schwertern an der Seite, übermüthig einher gingen, in den Gewässern fischten und in den Wäldern jagten. Solches hat ein Ende! Ich thue nicht anders, als wie es dermalen Brauch ist. In allen Herrschaften sind die Bauern Knechte, die zu arbeiten und zu gehorchen haben. — Meinen prächtigen Wildstand verderben um der groben Bauern willen? Nein, solch ein Tölpel bin ich nicht!“

„Bedenke, lieber Christoph, daß Bauern auch Menschen sind. Es wäre gewissenlos, unvernünftige Thiere höher zu achten, als Gottes Ebenbild.“

„Das sind fromme Redensarten, die nicht mehr gelten.“

„Auch wird Dir der himmelweite Unterschied aufgefallen sein, zwischen unseren verarmten Bauern und den wohlhabenden Grundholden Wambolds. Sehr viel angenehmer ist es doch, über glückliche, als über unglückliche Menschen zu gebieten.“

Er schritt murrend durch das Zimmer und schwieg.

„Warum hast Du Else verboten, nach Wamboldstein zu kommen?“

Die Frage goß Oel in das Feuer.

„Warum? Weil die Elende, die Fluchbeladene, Verrath geübt und ihren Vater in das Unglück brachte. Und dies hat sie gethan, die Verworfene, um ihres Buhlen willen.“

„Du redest sinnlos, ungerecht gegen Dein einziges Kind. Else mußte so handeln, wollte sie nicht schweigend Theil nehmen an schweren Verbrechen. Sie hörte Staufens Anschlag, welcher die Vernichtung der ganzen Familie Wambold bezweckte. Sie war verpflichtet, den tückischen Ueberfall, die geplanten Mordthaten zu verhindern.“

„So, — Du hältst der Verruchten noch die Stange?“

„Ich vertheidige die Schuldlose gegen das grausame Verfahren ihres Vaters,“ erwiederte Frau Richmunde, welche sich erhoben und ihrem Gatten strenge gegenüberstand. „Deine Härte und grimmigen Vorwürfe haben Else in Verzweiflung getrieben. Sie ist gemüthskrank, von Seelenpeinen gequält, und hat gelobt, den Schleier zu nehmen.“

„Solches kann sie nicht! Ich habe sie dem Junker Staufen versprochen und halte mein Wort.“

„Solches kannst Du nicht! Menschen lassen sich nicht

verschenken, oder gar wegwerfen an nichtsnutzige Wüstlinge. Das Gelübde besteht, — Du kannst es nicht lösen. Lebt noch ein Funke, — ich will nicht sagen, von Vaterliebe, — nur ein Funke von Menschlichkeit in Dir, dann rufe Dein Kind und nimm Deine Flüche zurück. Niemals wirst Du mich wiedersehen, — es sei denn in Begleitung unseres unglücklichen Kindes."

Frau Richmunde kannte ihren Gatten. Sie wußte aus Erfahrung, daß gütige Vorstellungen nutzlos in solchen Fällen, derbe Zurechtweisung hingegen wirkungsvoll sei. Schon legte sich ein Schatten von Zerknirschung über sein Gesicht, und je strenger das Gericht wurde, desto demüthiger wurde Herr Christoph.

„Wäre es nach Deinem Sinne gegangen, dann hätte Else geschwiegen und ihre Seele mit grausiger Blutschuld beladen; denn alle Schreckniſſe der Verwüstung wären über dieses schöne Land, über diese glücklichen Menschen hereingebrochen. Der edelste Mann, den ich jemals kennen lernte, Herr Eberhard, läge erschlagen, sein ältester Sohn, tugendsam und adelig, wie sein Vater, wäre aufgehängt, die ganze Familie ermordet. Und weil unsere Elsbeth all diese schauderhaften Verbrechen verhütete, darum verfluchst Du sie, — Du herzloser, ungerechter Vater! Nicht genug, daß Dein Laster unsere Dürftigkeit

verschuldet und mich, Dein treues Weib, mit zehrender Kümmerniß erfüllt, — jetzt treibt auch Deine Grausamkeit unser einziges Kind in Verzweiflung und Geistes-krankheit."

Da ermannte sich Herr Christoph zur Abwehr und Vertheidigung.

„Richmunde, — Richmunde, Deine Zunge ist schärfer und mörderischer, als tausend Schwerter! Höre mich an, — fasse Dich! Glaube mir, es war nicht so ernst gemeint mit meinem Fluchen und Verwünschen, — solches hat nur die böse Hitze gethan, mein Herz war nicht dabei. Du solltest mich doch kennen, — bin ich ein grausamer Wütherich, der im Ernst sein eigenes Fleisch und Blut verflucht? Thue mir nicht Unrecht. Bringe Elsbeth herüber und Du sollst sehen, wie vor meiner väterlichen Güte und Zärtlichkeit von ihr die Gemüthskrankheit weicht."

„So gefällst Du mir!" sprach sie versöhnt. „Ich weiß, gutmüthig bist Du von Natur. Zorn und Grimm, Groll und Haß und alles Unglück gebar der Wein. Darum sei verständig, folge Wambolds wohlgemeintem Ansinnen, verschwöre den Unheilstifter, die Quelle unseres Verderbens."

„Nein, das thue ich nicht!" fuhr er auf. „Wambold

hat mir nichts zu befehlen. Bin ich sein höriger Knecht? Was ich thun will, das thue ich aus freiem Willen, aber nicht auf Geheiß."

Sie schwieg, weil sie wußte, daß in diesem Punkte seinem Starrsinn nichts abzuringen sei.

Während der drohende Hader zwischen beiden Gatten versöhnend ausklang, war Frau Hedwig in der Vorrathskammer thätig um einen sehr großen, mit Deckel und Henkeln versehenen Korb. Jüngst verrieth der spärliche Imbiß zu Froburg dem klugen Alfred die dürftige Ausstattung der Speisekammer, und er hatte der Mutter seine Beobachtung mitgetheilt. Da nun Emma zum Besuche nach Froburg ging, so griff Frau Hedwig in die Fülle ihrer Vorräthe. In den Korb wanderten geräucherte Schinken und Ochsenzungen, feine Würste, einige Häfen mit eingekochtem Obst und Honig, Säckchen mit Dürrobst, Säckchen mit feinschmeckenden Erbsen und Bohnen, nebst anderen Dingen aus dem Wirthschaftsgebiete der Hausfrau. Zwei Knechte trugen die Last in den Hof, und hoben den Korb auf den Wagen, wo bereits Emmas Kleiderkasten stand.

Nach dem Abschiede von ihrem Christoph, hatte Frau Richmunde die Trostworte und Rathschläge Eberhards vernommen, der innige Theilnahme für die gramvolle

und sorgenbeladene Frau empfand. Auch Hedwig erwies sich überaus gütig, so daß Richmunde schied mit dem frohen Bewußtsein, in ihrer Bedrängniß und Verlassenheit ächte Freunde und Helfer zu besitzen.

Ungesehen beobachtete Christoph die Abreisenden im Burghofe. Er sah die ganze freiherrliche Familie versammelt, deren Aufmerksamkeit für seine Richmunde, und es kam über ihn, wie freundliche Gefühle gegen das Geschlecht Wambold. Sein Groll erlosch für den Augenblick gegen den Baron, als er bemerkte, wie achtungsvoll derselbe seinem Gemahl begegnete und dasselbe beim Ersteigen des Wagens unterstützte. Alfred saß auf dem Vordersitz, die Zügel in der Hand; denn es drängte ihn, Elisabeth wieder zu sehen. Die zwei vortrefflichen Rappen zogen an und der Wagen rollte durch das Thor.

Froburg trat vom Fenster zurück, ernstlich im Gemüthe erwägend, was er von Richmunde vernommen. Die Leistungsunfähigkeit seiner Bauern war ihm widerwärtig. Verglich er die Wohlhäbigkeit, das freie, thätige Wesen der Grundholde Wambolds mit der rechtslosen, an Sklaverei grenzenden Behandlungsweise seiner Bauern, so zweifelte er, ob das mit Luthers Evangelium aufgekommene, und von Luther empfohlene Verfahren gegen die Unterthanen richtig, das heißt, nützlich und vortheil-

haft sei. Er gedachte der früheren blühenden Verhältnisse in der Herrschaft Froburg, des glücklichen Behagens und Wohlstandes der Bauern. Aber die von lutherischen Fürsten ausgehende Verachtung von Recht, Gesetz und Herkommen, hatte allgemach den Adel angefressen und naturgemäß die Vernichtung der Gerechtsame der Bauern zur Folge. Den Zusammenhang der Dinge kannte Froburg zwar nicht, aber die kläglichen Zustände mißfielen ihm sehr. Hiezu kam noch, daß er nach einiger Zeit, mit Beginn des Winters, überaus beschämende Erfahrungen machen mußte.

Unternahm er Spaziergänge in der Richtung gegen Froburg, so begegneten ihm Leute mit Bettelsäcken, Männer, Weiber und Kinder. In einigen Männern erkannte er seine eigenen Bauern, und zwar solche, die vormals in guten Verhältnissen lebten. Die Bettler gingen nach dem Dorfe Wamboldheim, nach Weilern und Höfen des Barons, beteten vor den Thüren und empfingen Almosen. Mit gefüllten Säcken kehrten sie heim. Das Schauspiel versetzte Christoph in nicht geringe Aufregung. Er fühlte sich beschämt, seine Leute die Mark Wamboldstein als Bettler durchstreifen zu sehen. Aerger und Scham behielt er jedoch für sich und that, als bemerke er die Armen nicht. Aber es drängte ihn, zu erfahren, ob sein Begleiter die Herkunft der Leute kenne.

„Woher kommen nur die vielen Bettelleute, die uns seit dem ersten Schnee begegnen?“

„Die sind alle aus der Herrschaft Froburg,“ antwortete Hanspeter.

Glühende Schamröthe bedeckte Christophs Gesicht.

„Du bist nicht gescheidt! Meine Bauern haben zu leben.“

„Wenn Eure Gnaden mir nicht glaubt, so fragt sie selber, — da kommen wieder Einige.“

Zwei Weiber mit leeren Körben und ein Junge mit einem Sack nahten. Herr Christoph hätte das Fragen gerne unterlassen, allein er fühlte, daß ihn die Unterlassung vor Hanspeter blosstellen würde.

„Wohin geht ihr?“ fragte er in barschem Tone.

„Nach Wamboldheim betteln,“ antworteten die Drei aus einem Munde.

„So, — warum bettelt ihr?“

„Weil wir daheim nichts zu leben haben,“ erwiederte zungenfertig ein Weib. „Bei uns ist Armuth und Elend. Ohne die christliche Barmherzigkeit der reichen Bauern im Lande Wamboldstein, müßten wir allesammt verhungern.“

„Warum arbeitet ihr nicht?“ unterbrach er sie.

„Weil's Arbeiten doch nichts hilft, — das wißt Ihr so gut, als wir.“

„Ich? Wieso?“

Der Junge, dessen freches Gesicht und zerlumpter Anzug den Wildling bezeichneten, lachte bei Christophs Frage hell auf.

„Guckt doch, wie er sich dumm stellt, und weiß doch Alles!“ rief er.

„Was ist das für ein lümmelhafter Bengel?“ sagte empört Herr Christoph.

„Sepps Michel aus Froburg, — wir Alle sind aus Froburg,“ erklärte ein Weib.

„Jawohl, — alle Bettelleut' sind aus Froburg!“ rief mit rachsüchtig funkelnden Augen der Junge. „Und wir haben einen Bettelvogt, den Weinstoffel, den Wildsäuhüter und Bauernschinder, — und der seid Ihr!“

„Herr Jesus!“ schrieen die Weiber.

Froburg stürzte mit geschwungenem Stock auf den Buben. Hanspeter wehrte der Mißhandlung.

„Halt, Eure Gnaden, — halt! Allhier ist das Schlagen verboten.“

Von Zorn und Scham erfüllt, ging Herr Christoph weiter und vermied künftig alle Wege, die nach Froburg führten. Die Vorsicht half nichts; denn die Froburger suchten ihn auf.

Bei der Rückkehr von einem Spaziergang, erwartete ihn Wambold.

„Da sind Männer, die in höchst wichtigen Dingen Euch sprechen wollen," sagte der Baron.

Christoph dachte an Lämmels Erben, an Wambolds Einverständniß mit ihnen, demzufolge an die Zertrümmerung seiner Herrschaft, an die gänzliche Vernichtung seiner Existens. Schreckensbleich betrat er ein Zimmer, dessen Thüre der Burgherr öffnete. Sofort wich von ihm das Entsetzen. Nicht seine Henker standen vor ihm, sondern vier alte Männer aus Froburg, die Angesehensten des Dorfes. Demüthig verbeugten sie sich, und auf ihren bekümmerten Gesichtern spielten die Ausdrücke von Hoffen und Verzagen.

„Ah, — ihr seid es?" sprach froh Herr Christoph. „Wie geht es, Kunz?"

Der Angeredete, ein hochbetagter Mann, mit weißem Haar und klugem Gesicht, versuchte zu lächeln, aber das Lächeln ging rasch in ein schmerzhaftes Mienenspiel über.

„Dank Eurer Gestrengen für die Nachfrage! Bei uns geht es nicht gut, sondern schlecht, — über alle Maßen schlecht. Wird nicht geholfen, dann muß die ganz' Gemeind' elendiglich verderben. Solches Euer Gestrengen zu sagen und zu klagen, im Namen aller Herrschaftsleut', sind wir herüber gekommen. Möge darum Euer Gestrengen ein Erbarmen haben mit uns elenden Menschen

und befehlen, daß unsere ärgsten Feinde, das Waldvieh, vertilgt werden. Alles Schaffen hilft nichts, weil die Wildsäue die Aecker umwühlen, und was von der Aussaat übrig bleibt, das fressen im Frühjahr Hirsche und Rehe. Seit Jahren war's schlecht, aber es wird immer schlechter, weil sich das Waldvieh vermehrt, — und heuer haben wir gar nichts geärntet. Die Leute hungern und müssen betteln gehen. Im vergangenen Herbst haben wir nicht einmal mit Winterfrucht die Felder bestellen können, weil uns das Saatkorn fehlte und auch das Geld, solches zu kaufen. Wenn Euer Gestrengen das Waldvieh nicht abthut, dann müssen wir sammt und sonders umkommen, oder auswandern."

Während Kunz sprach, nickten die Uebrigen beständig mit den Köpfen, die Aussage zu bestätigen, die Bitte zu unterstützen.

Wambold saß beobachtend im Hintergrunde; Froburg kratzte wiederholt hinter den Ohren.

„Das sind schlimme Händel!" sprach er. „Wer ist schuld daran? — Ich nicht. Die Umgesessenen vom Adel haben einen weit besseren Wildstand, als ich, hab' aber nicht gehört, daß solches Ansinnen die Bauern an ihre Herrschaft stellten, wie ihr an mich."

„Mit Verlaub zu reden," erwiederte ein Bauer, „es

soll Euer Gestrengen sich nicht arm machen, wo Ihr grundreich seid. Ihr habt tausendmal mehr Wild, als der Baron Wambold, obschon der Baron wohl hundert=mal mehr Wald, Feld und Leute hat, als Ihr. Tage lang kann man in Wambolds Wäldern gehen, bis man Hirschen und Wildsäuen begegnet. In Euren Wäldern laufen die Säue rudelweise herum, und fast bei jedem Schritt stößt man auf Hirsche und Rehe."

„Ganz richtig, — mein Wildstand überflügelt wohl tausendmal den Wildstand des Barones!" sagte Froburg, nicht ohne Selbstgefühl und Nimrodsstolz.

„Darum werden auch im Lande Wambolds die Leute vom Waldvieh nicht aufgefressen, wie bei uns," schloß der Bauer.

„Solches verstehst Du nicht," versicherte Christoph. „In der Mark Wambolds stein besteht noch zu Recht die alte Satzung, welche jedem Eingesessenen erlaubt, Jagd=beute zu machen. Darum kann ein guter Wildstand nicht aufkommen. — Ich aber halte mich an den neuen Brauch. Das Wild gehört nur dem Grundherrn, nicht den Bauern. Wer den Wildstand schädigt, wird an Leib und Leben gestraft. Dessenungeachtet habe ich noch keinem von euch die Ohren abschneiden, oder die Augen ausstechen lassen, wie es dermalen üblich, wenn Jemand ein Hirsch=kalb stiehlt oder ein Rehlamm."

„Ja, Ihr seid uns noch immer ein gnädiger Herr gewesen," bestätigte Kunz. „Darum werdet Ihr auch jetzt Erbarmen haben und nicht dulden, daß Eure armen Bauern gänzlich verkommen müssen."

„Will's bedenken, — will sehen, was zu machen ist," sagte Herr Christoph.

„Jetzt haben wir Eurer Gestrengen noch eine hochwichtige Sache vorzutragen," hob Kunz mit Seufzen wieder an. „Wir haben wohl eine gar hübsche Kirche und auch ein Pfarrhaus, aber seit vielen Jahren keinen rechten Gottesdienst und auch keinen rechten Pfarrer. Seitdem Euer Gestrengen den alten Glauben verboten, und das ist schon zwölf Jahre her, haben wir keine heiligen Sakramente, keine christliche Unterweisung, keine christliche Zucht. Die neuen Prediger haben mehr geschadet, als genützt, weil sie sagten, auf die guten Werke komme es nicht an, sondern nur auf den Glauben. Das haben sich die Leichtsinnigen gemerkt und ein Leben geführt wider christliche Ordnung und Gottes Gebote. So ist die Religion immer tiefer herunter gekommen, vorab bei den Jungen. Wir haben Buben, die sind unverschämter und frecher, als das unvernünftige Vieh."

Herr Christoph gedachte seiner Beschimpfung durch Sepps Michel und nickte beistimmend.

„Mit jedem Jahre wird's auch in dem Punkt schlechter bei uns," klagte Kunz weiter. „Es ist gar keine Rechtschaffenheit mehr. Nichts als Betrug, Diebstahl, Verläumdung, Schlägereien, vorab Unzucht. Oft schon hab' ich gesagt, unser Dorf wird gestraft durch die wilden Thiere, weil die Leut' leben, gleich den wilden Thieren. Wenn wir Alten der guten vergangenen Zeiten gedenken, als noch die frommen Väter von Münster zu uns kamen und Gottesfurcht aufrichteten, — so möchten wir jetzt in der Zuchtlosigkeit und Schlechtigkeit nicht mehr leben. — — Darum bitten wir Euer Gestrengen recht inständig und flehentlich, Ihr möchtet uns doch einen rechten Pfarrer setzen, der wieder christliche Zucht und Sitte schafft."

Herr Christoph brummte einige Male in den Bart und krauete verlegen in den Haaren; denn er konnte das Verderbniß nicht läugnen, und wollte seine Unfähigkeit, zur Hebung desselben, nicht eingestehen. Jetzt that er unwillkührlich, was Bedrängte zu thun pflegen, — er suchte Zeit zu gewinnen für Ausflüchte und stellte demzufolge eine ganz überflüssige Frage.

„Seid ihr denn nicht zufrieden mit dem Prediger Spekulum?"

„Der ist längst davongelaufen," antwortete ein Bauer.

„War auch nichts an ihm verloren, dieweil er die Sache nur schlechter machte.“

„Wenn's Euer Gestrengen erlaubt,“ sagte Kunz, „möcht' ich einen Weg zeigen, der uns aus allem Elend herausführt.“

„Das könntest Du? Bist zwar der klügste aller Mannen meiner Herrschaft, aber den gemeinten Weg traue ich Dir doch nicht zu. — Nun, heraus mit Deinem Rettungswege!“

„Euer Gestrengen wird sich erinnern,“ hob Kunz an, „daß vor zwölf Jahren die Gemeinde Froburg und sämmtliche Höfe beim alten Glauben bleiben wollten, — ganz wenige Rappelköpfe ausgenommen. Weil Ihr uns aber mit schwerer Strafe und Austreibung gedroht habt und wir fürchteten, der böse Landgraf möchte uns über den Hals kommen, so unterwarfen wir uns Eurem Willen. Auswendig wurden wir lutherisch, inwendig blieben wir katholisch. Mit der Zeit aber, als wir keinen Gottesdienst mehr hatten, wurden die Meisten gleichgültig gegen alle Religion. Doch aber wäre es Allen recht, wenn die frommen weißen Mönche wieder kämen.“

„Daraus wird nichts, — eine Dummheit wäre dies!“ unterbrach ihn Christoph. „Noch eine kleine Weile, und es wird im ganzen Reiche keinen einzigen Mönch mehr

geben. Also, — wozu eine Veränderung einführen, die doch nicht bestehen kann?“

„Dann müssen wir an Leib und Seel' zu Grunde gehen,“ sagte im Tone dumpfer Verzweiflung ein Bauer.

„Daran trage ich keine Schuld,“ versetzte Froburg. „Wenn ich in meiner Herrschaft das Papstthum verbot und den neuen Glauben einführte, so that ich nur, wozu ich ein Recht hatte und was seit Jahren die Obrigkeiten allerorts thun.“

„Wir wollen das Recht Eurer Gestrengen nicht anfechten, wir flehen nur um Gnade, um Erbarmen, um Rettung,“ sagte Kunz.

„Ich kann euch nicht helfen!“ rief Froburg, und als er die zusammensinkenden Gestalten der Männer und deren schmerzzerrissene Gesichter gewahrte, setzte er bedauernd hinzu: „Gerne würde ich retten und helfen, wenn ich nur könnte.“

Da erhob sich Wambold. Aufmerksam war er der Verhandlung gefolgt und trat jetzt heran.

„Herr Christoph, wollt Ihr die Gewogenheit haben, mir ein Wort in Eurer Angelegenheit zu gestatten?“ sprach er im Tone der Bitte.

In Gegenwart seiner Bauern, schmeichelte dem Gefangenen das achtungsvolle Begegnen sehr.

„Ich genehmige Euren Wunsch, Herr Eberhard!“ sprach er mit herablassender Miene.

„Eurer Scharfsicht wird es nicht entgangen sein, daß sich die Leute der Herrschaft Froburg in einer ganz verzweifelten Lage befinden,“ hob Wambold an. „Ihr weist die Flehenden nicht hart zurück, — nein, — Euer menschenfreundliches Herz beklagt die Armen. Ihr wäret gern bereit, den Versinkenden hilfreiche Hand zu reichen, allein Ihr vermöget es nicht.“

„Ganz so, wie Ihr sagt! Ich bin kein Bauernschinder, wie jener freche Bube mich angeschrieen. Willig möchte ich retten und helfen, — aber es geht über meine Kräfte.“

„Dann bevollmächtigt einen Stärkeren, für Euch zu thun, was Ihr nicht könnt,“ rieth Wambold.

„Dazu wird sich Niemand finden. Wen kümmern die armen Leute meiner Herrschaft? Da ist kein Helfer und Retter.“

„Gebet mir Vollmacht, Herr Christoph, in Eurem Namen zu handeln! Ich will die unabweisbaren Anliegen Eurer Bauern befriedigen, Hunger, Noth und religiöse Verlassenheit aus Eurem Gebiete treiben.“

Froburg stand in sprachloser Ueberraschung. Die vier Männer, nicht minder überrascht, unterstützten durch Ge-

berden und Mienenspiel Wambolds hochherziges Angebot. Sie hoben flehend die Hände, ihre Blicke ruhten dringend auf dem Grundherrn. Dieser stand bereits im Begriffe, die erbetene Vollmacht zu ertheilen. Da erhob sich, wie ein Geist der Tiefe, plötzlich vor seinen Augen der verlangte Schwur, der Völlerei zu entsagen. Seine Erbitterung über diese vermeintlich entehrende Zumuthung regte sich, und das Wort erstarb auf seinen Lippen. Jetzt wollte auch der Baron in seiner Herrschaft gebieten, ihn als überflüssige Puppe zur Seite schieben. Es war augenscheinlich, Wambold trachtete, ihn gänzlich zu unterdrücken. Solche Gedanken durchzuckten Froburgs Geist und bestimmten seine Entscheidung.

„Nein, solche Vollmacht gebe ich Euch nicht!“ sagte er barsch.

„Darf ich um die Gründe der Verweigerung bitten?“

„Bin Euch keine Gründe schuldig. Kurz gesagt, — ich will nicht!“

„Dann bedauere ich, gegen Euren Willen thun zu müssen, was Menschlichkeit und Christenpflicht gebieten.“

„So, — auf meinem Grund und Boden wollt Ihr schalten, den Herrn spielen, — und das nennt Ihr Christenpflicht?“

„Wie Ihr sagt, Herr Christoph!“ entgegnete ruhig

der Baron. „Angenommen, wir Beide fahren mit Gefolge auf einem Schiffe den Rhein hinab. Da fällt Euer Knecht in den Strom und ist am Ertrinken. Ich will ihn retten. Ihr aber wehrt mir das Rettungswerk und ruft: Laßt den Knecht versinken! — Was gebietet nun Christenpflicht: — Euch zu gehorchen, oder den Menschen gegen Euren Willen zu retten?“

„Das ist von Euch ein recht spitzbübisch erdachtes Mährlein. Solch ein Barbar bin ich nicht, der seinen Knecht elendiglich umkommen läßt, wo er ihn retten könnte.“

„Doch, Herr Christoph, solch ein Barbar seid Ihr! Nicht ein Knecht, sondern alle Leute Eurer Herrschaft sind am Versinken, nicht im Wasser, wohl aber im Elend. Ich will die Untergehenden retten und Ihr wehrt es mir.“

Die Anwendung war für Christoph niederschmetternd. Er stand da und starrte Wambold einige Sekunden an.

„So thut, was Ihr wollt, — mir ist Alles gleich!“ rief er und lief zur Thüre hinaus.

Der Baron durchschritt einige Male sinnend das Zimmer. Die Bauern standen unbeweglich und erwartungsvoll. In ihren Zügen lag eine fieberhafte Spannung, und ihre Blicke folgten jeder Bewegung des Burgherrn. Dieser trat endlich zu ihnen.

„Seid guten Muthes, ihr armen, unterdrückten Menschen, — euch soll geholfen werden! Zuerst beseitigen wir eure ärgsten Bedränger, die vierbeinigen Unheilstifter. — Könnt ihr mir kräftige Bursche und junge Männer als Treiber zur Jagd stellen?“

„Gewiß, Eure Gnaden, so viele Ihr wollt!“ antwortete der freudig erregte Kunz.

„Uebermorgen früh komme ich mit meinem Jagdgefolge und meinen Armbrustschützen nach Froburg. Sorgt dafür, daß mindestens vierzig Treiber gewärtig sind. Umsonst wird nicht getrieben. Jeder Treiber soll ein Wildschwein, Reh oder einen Hirschen haben. Ist Wambolds wilde Jagd einige Male durch Froburgs Forste gezogen,“ versicherte er scherzend, „dann wird von Rothwild kaum noch ein Haar, und von Schwarzwild keine Borste mehr zu finden sein. Eurer schlimmsten Feinde seid ihr ledig.“

Die Gesichter der Männer strahlten vor Freude.

„Ist eure Gemeinde wirklich entschlossen und des festen Willens, wieder katholisch zu werden?“

„Gewiß, Eure Gnaden!“ antwortete Kunz. „Unsere Herzen brennen vor Verlangen nach unserer guten, heiligen Mutter, in deren Hut und Leitung wir so glücklich waren. Manche von uns sind die Jahre her heimlich

nach Münster gegangen, haben dort gebeichtet und das heiligste Sakrament empfangen."

„In welchem Zustande befindet sich eure Kirche?"

„In sehr gutem Zustande, gnädigster Herr! Es ist noch Alles, wie es vordem war. Nur die goldenen Kelche und andere goldenen Sachen hat unser Gestrenger weggenommen. Die Ketzerprediger wollten zwar die hübschen Heiligenbilder und auch den prächtigen Hochaltar zusammenschlagen, — wir haben es ihnen aber gewehrt und gedroht mit Püffen, wenn sie nur einen Finger daran rühren."

„Ich werde bei dem ehrwürdigen Prior in Münster die Angelegenheit betreiben," versprach Herr Eberhard. „In höchstens vierzehn Tagen soll die verlassene Heerde Froburg wieder einen guten Hirten haben. — Auch in zeitlicher Drangsal wird euch das Kloster helfen. Ihr habt keine Saatfrucht. Münster ist durch seinen Stiftungsbrief verpflichtet, in Nothjahren den Armen Saatkorn zu schenken. Bei euch ist Nothstand. Das Kloster wird seiner Pflicht nachkommen und euch Frucht zur Frühjahrssaat geben. — So weit wäre vorläufig Alles in Ordnung. Jetzt nehmet Platz an dem Tische, — will euch einen Imbiß vorsetzen lassen. Dann kehret in Frieden heim und verkündet der Gemeinde die frohe Botschaft naher Hilfe und Rettung."

Herr Eberhard wollte sich mit einem Gruße entfernen. Da geschah etwas Natürliches, aber doch Unerwartetes. — Die plötzliche Wendung des Unglückes zum Glücke hatte mit unbeschreiblichem Entzücken die Armen erfüllt. Wäh=rend sie jedes Wort ihres Retters gleichsam verschlangen, schwelgte ihre Seele in Jubel. Unfähig, ihre Empfin=dungen in Dankesworte zu fassen, äußerte sich bisher ihre Gemüthsbewegung durch Haltung und Mienenspiel. Als nun Wambold zum Schlusse gekommen, brachen die ver=haltenen Gefühle gewaltsam hervor. Die vier Männer sanken vor ihrem Helfer in die Kniee, hoben ihre Hände wie Betende empor und auf ihren Gesichtern lag begeisterte Verehrung.

„O unser Retter, Gott vergelte Euch! O unser Vater, Gott segne Euch!“ riefen sie.

Wambolds Hände fassend, küßten sie dieselben und benetzten sie mit Thränen.

Herr Eberhard stand tief ergriffen, wobei sich in seinen ed=len Zügen die empfundene Seligkeit der guten That spiegelte.

„Nun laßt's gut sein, liebe Leute!“ sprach er. „Was ich thue für euch, geschieht auf Gottes Geheiß, darum danket Gott für alle Wohlthaten.“

Mit einladender Handbewegung nach dem Tische, ver=ließ er das Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach längerem Aufenthalte zu Froburg kehrte Emma nach Wamboldstein zurück, im Besitze maßloser Eingenommenheit für das bezaubernde Burgfräulein. Im Familienkreise bildete Elisabeth den unerschöpflichen Stoff ihres Rühmens, ihrer Bewunderung. Sie pries deren Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, und fand nicht Worte genug, ihre engelhafte Anmuth und Schönheit zu verherrlichen. Hiebei hatte sie keinen aufmerksameren Zuhörer, als Alfred. Die geringfügigste Bemerkung über Elisabeth fesselte ihn, während die übrigen Familienglieder endlich der fortwährenden Lobgesänge müde wurden.

„Unsere Elisabeth ist ein geistig und körperlich bevorzugtes Wesen," sprach Herr Eberhard. „Ihre Frömmigkeit mag für alle Kinder ein Vorbild zur Nachahmung sein. Ueberdies hat ihre Einsicht und Entschlossenheit uns bewahrt vor namenlosem Unglück. Wir sind ihr

zum größten Danke verpflichtet, — eine Dankesschuld, die wir durch keine Gegendienste vollständig abtragen können. Trotzdem ist auch Elisabeth kein vollkommenes Wesen, zu dem sie unsere begeisterte Emma erheben möchte, — kein Engel oder Cherubim, sondern meinetwegen das liebenswürdigste Jungfräulein auf Erden, behaftet mit mancherlei Fehlern und Mängeln. — Also, mein Kind, Maß halten, nicht allzu sehr übertreiben! Auch Uebertreibung ist Unwahrheit, der man sich niemals schuldig machen soll."

Die väterliche Zurechtweisung fiel auf fruchtbaren Boden. Emma wagte nicht mehr, über Elisabeth Preislieder zu singen. War sie jedoch mit ihrem ältesten Bruder allein, so bildete regelmäßig das Fräulein von Froburg Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung.

„Täglich nach dem Aufstehen," erzählte sie dem lauschenden Alfred, „hielten wir Morgenandacht. Wir knieten zusammen auf einem Betschemel. Else sprach laut aus ihrem Seelengärtlein den Segen und dann gar hübsche Gebete, dabei ihre Andacht auch mich ergriff und himmelwärts hob. Vater sagte zwar, auch Elslein habe Fehler, — wenn ich sie aber nach dem Morgensegen betrachtete, hatte sie ein Aussehen, so wunderschön, wie ein Engel. Wenn Elisabeth einmal im Kloster ist, wird sie gewiß eine Heilige."

„Im Kloster?“ wiederholte er betroffen.

„Ja, — weißt Du, damit sie nicht den bösen Junker Staufen heirathen muß, gelobte sie, den Schleier zu nehmen.“

Aus Alfreds Gesicht entfloh alle Lebensfrische.

„Du hast sie wohl nicht recht verstanden,“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Doch, — gewiß! Wiederholt sprachen wir davon, und jedesmal versicherte sie, das Gelübde gethan zu haben.“

Er stützte den Ellenbogen auf den Tisch und verhüllte mit der Hand das Gesicht.

„Was hast Du, Alfred? Ach Gott, Dein Gesicht ist kreideweiß!“

„Mir ist plötzlich sehr wehe,“ entgegnete er leise, erhob sich und taumelte aus dem Zimmer, wie ein Berauschter. „Mache kein Geschrei, — sei ruhig,“ bat er die geängstigte Schwester. „Es ist nur ein Anfall, er wird bald vorübergehen.“

Der Anfall schien jedoch ernstlicher Natur. In den folgenden Tagen ging der vorher lebensfrohe, kräftige junge Mann einher, wie innerlich zerbrochen und geknickt. In Gegenwart der Aeltern gab er sich alle Mühe, die gewöhnliche Haltung zu bewahren, im Ver-

borgenen aber äußerte sich in ergreifender Weise sein Schmerz.

Schon beim ersten Begegnen hatte ihn Elisabeths ungewöhnliche Erscheinung gefesselt. Spätere Berührungen mit ihr entwickelten eine sehr starke Zuneigung, die um so tiefer und mächtig wachsen mußte, als er auch in diesem Punkte noch ganz auf dem Boden des früheren Mittelalters stand. Sein ideales Empfinden umkleidete die Bewunderte mit einem höheren Nimbus, der sie weit über die Mängel und Schwächen der weiblichen Wirklichkeit erhob. Obschon er sich ihres Besitzes für unwürdig hielt, so bildete doch eine eheliche Verbindung mit ihr sein sehnsüchtiges Verlangen, das in beglückende Hoffnung überging, als ihm manche Merkmale ihre Gegenliebe verriethen. Seine hochfliegende Einbildungskraft malte bereits in den glänzendsten Farben das künftige Zusammenleben, dessen Glückseligkeit die paradiesischen Freuden Adams und Evas vor dem Sündenfalle kaum erreichten. Da vernichtete mit einem Schlage das Gelübde alle Herrlichkeiten der Zukunft, und alle Lichter der Gegenwart erloschen. Es wurde vorübergehend völlig Nacht in Alfreds Seele. Es kam über ihn, wie Ueberdruß und Lebenssattigkeit, weil er meinte, ohne Elisabeth habe das Leben für ihn keinen Inhalt und Reiz. Alle Stürme der

Leidenschaft, alle Wehen eines zerrissenen Herzens überfielen ihn. Bekanntlich trieben ähnliche Zustände Manche in den Tod, weil es an innerer Kraft gebrach, der andrängenden Macht des Verderbens Widerstand zu leisten. Auf Alfred hingegen fand der Sang keine Anwendung:

Es ist eine alte Geschichte,
Die bleibet ewig neu,
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Obschon verwirrt und ernster Ueberlegung unfähig, stand Alfred dennoch fest auf dem Felsen des Glaubens. Seine christliche Erziehung und religiöse Ueberzeugung retteten ihn.

Nach dem Vorüberbrausen des ersten Sturmgetöses, erhoben sich die sittlichen Kräfte gegen die wühlende, zersetzende Leidenschaft. Durch seine Erziehung angewiesen, das irdische Dasein als Kampfplatz zu betrachten, dessen Leiden, Prüfungen und Siege der ewigen Bestimmung des Menschen entgegen führen, mußte er in seiner gegenwärtigen Zerfahrenheit und an Verzweiflung grenzenden Verlassenheit einen Zustand erkennen, der weit abirrte von christlicher Gesinnung. Beim Nachdenken über sich selbst, fand er sich fast als einen Abtrünnigen vom Glauben. Das höchste Wesen, dem er eine Liebe über Alles schul-

dete, Gott, seinen Schöpfer und Erlöser, hatte er einem menschlichen Wesen untergeordnet. Nicht Gott gehörte sein Herz, sondern Elisabeth von Froburg. Nicht in der Gemeinschaft mit dem Allerhöchsten bestand sein Glück, sondern in der Verbindung mit einem Geschöpfe. Seine Leidenschaft hatte jenes Verhältniß getrübt, das allein wahre Wonne und beseligenden Frieden gewähren kann, die Lebensgemeinschaft mit Gott. Daher seine Verwirrung, sein grenzenloses Unglück.

Kaum hatte Alfred seinen gefährlichen Standpunkt erkannt, als er sich in seinem Zimmer vor dem Gekreuzigten auf die Kniee warf, um Erbarmung flehend und Hilfe in seiner Noth. Die Hilfe wurde ihm; denn Gott verläßt niemals einen Getreuen, der strauchelte. Der verzehrende Schmerz wich ergebener Ruhe, das sanfte Wehen seelischen Friedens wirkte lindernd und erhebend. Wie grausige Nacht und schwere Versuchung lag die Vergangenheit hinter ihm. Die Liebe zu Elisabeth lebte zwar fort in seinem Herzen, aber ohne Qualen der Leidenschaft, gleichsam verklärt und vergeistigt durch den errungenen Sieg über sich selbst.

„Was gleicht der Unbeständigkeit und Schwäche des Menschen!“ sprach er vor sich hin. „Ich glaubte, fest zu stehen im Gehorsam gegen Gott und frei im Dienste des

Allerhöchsten. Meine Treue zum hohen Himmelsherrn hielt ich für unerschütterlich, meine Freiheit für gefeit gegen alle Schlingen der Leidenschaft. Aber siehe da, an den Rand des Abgrundes brachte mich der feindliche Ansturm! — Wie lag ich ermattet am Boden, blind für das Licht des Glaubens, überdrüssig des Lebens, elend und verzweifelt! Sogar den Räthen Christi, den erhabensten Einrichtungen unserer Kirche, grollte ich. Schon legte mir die böse Versuchung Flüche auf die Lippen gegen die Klostergelübde, weil ich durch sie Elisabeth verlor. Jetzt erkenne ich die Erbärmlichkeit meiner Selbstsucht. Einen Vorhof des Paradieses nennen fromme Mönche das Kloster, — mit Recht; denn die Beobachtung der heiligen Regel führt geraden Weges zum Himmel. Elisabeth will diese Bahn betreten, der Welt entsagen, deren Genüsse vertauschen mit Abtödtung und steten Betrachtungen der höchsten Dinge. In beharrlichem Kampfe will sie die letzte böse Gewohnheit abstreifen, die kleinste Sünde meiden. Unterrichtet durch den Geist ihres heiligen Ordensstifters und geleitet vom Rathe ihres erleuchteten Seelenführers, will sie Tugenden erstreiten, damit sich dereinst die Pforten des Himmels der Reinen erschließen. Giebt es darum einen sicherern Weg zur ewigen Wonne, als den Vorhof des Paradieses? Als ein frommes Kloster-

leben? — Dennoch brachte mich Elisabeths Gelübde um alle Besinnung. In der Tiefe unbeschreiblichen Jammers versank ich, ob des verlorenen irdischen Glückes, — an Elisabeths Gewinn und ewiges Heil dachte ich nicht. Armselige Thorheit, — ganz erbärmliche Selbstsucht!"

Aber selbst die Ruhe nach dem Sturm war nicht frei von Störungen. Sogar den Sieger beschlichen auf seinem erhabenen Standpunkte zuweilen Anfechtungen, vorab in der arbeitlosen Winterszeit. Deßhalb waren die großen Jagden für Alfred zerstreuend und heilsam. Herr Eberhard führte einen blutigen Krieg in Froburgs Wäldern gegen die Schwarzen und die Rothen. Jede Woche zog er mit seinem Jagdgefolge über die Berge, und seine Weidmannskunst lichtete bald den verderblichen Wildstand.

Die Bewohner der Herrschaft Froburg hungerten nicht mehr, — sie aßen das Fleisch ihrer Feinde. In allen Schornsteinen hingen zum Räuchern Schinken, Seitenstücke und Kinnbacken wilder Schweine, als Nahrung für künftige Tage.

Als die Zeit der Frühjahrssaat herankam, war von den Verwüstern der Aecker jede Spur verschwunden, und die Verehrung der Bauern für den Baron unbeschreiblich. So oft er im Dorfe erschien, liefen Alle zusammen,

priesen ihn als Vater und Retter, zuweilen in überschwänglicher Weise ihre Huldigungen äußernd.

Die vom Saatkorn aus Münster bestellten Felder grünten, die ganze Gemarkung hatte ein hoffnungsvolles Gewand angelegt. Die Bauern kehrten zur Gewohnheit vergangener Zeiten zurück. An Sonntagen nach dem Gottesdienste wandelten sie durch die Fluren, am Gedeihen der Saaten sich zu erfreuen. Nirgends zeigte sich Wildfraß oder Erdarbeit der Schweine, — zum größten Entzücken der glücklichen Bauern.

„Die Leut' behaupten, Wambold sei ein Zauberer," sagte Kunz eines Sonntages zur Männerversammlung auf dem Kirchplatze. „Das ist er auch, — ein Zauberer! Denkt daran, wie kläglich die Jahre her unsere Aecker da lagen. Betrachtet sie heute. Ja, — ja, — der Wambold ist ein Zauberer, er hat aus unserer Wüste ein Paradies gemacht!"

Die gleiche Wandlung geschah auf religiösem Gebiete, das noch unfruchtbarer und öder lag, als der Feldbau.

Jenem feinfühligen Bruder Cyprian, welcher die Vögel sprechen lehrte und seinen gefiederten Liebling, den klugen Staarmatz, für die Seelenrettung des abtrünnigen Bruders Bernhard opferte, wurde von seinem Oberen die Seelsorge

in Froburg übertragen. Er kam gefahren auf einem großen Leiterwagen, der zugleich die ganze Ausstattung des neuen Pfarrers enthielt. Die dürftigen Möbel seiner Klosterzelle, der plumpe Tisch, der Stuhl, Bettlade und Strohsack, wanderten mit ihm nach Froburg, wo er die strenge Lebensweise nach der Ordensregel fortsetzte. Ein Laienbruder begleitete ihn. Diesem oblag die Bereitung der mageren Kost und die Führung des Haushaltes. Regelrechten Mundvorrath für lange Zeit enthielten einige Säcke mit Mehl, Bohnen, Erbsen und Haferkorn. An vorzüglichem Wasser war im Dorfe kein Mangel. Eine große Kiste enthielt Bücher. Eine zweite Kiste barg die heiligen Gefäße, einen vergoldeten silbernen Kelch, ein goldenes Ciborium, eine Monstranze, ferner silberne Kännchen mit den heiligen Oelen, zur Salbung Jener, die aus dem Leben scheiden, und Solcher, welche durch die Taufe in die Christengemeinschaft eintreten. Eine dritte Kiste enthielt Meßgewänder in den vorgeschriebenen fünf Farben, sowie Meßbücher, nebst anderen zum Gottesdienste nothwendigen Gegenständen.

Als die Bewohner Froburgs den fast fleischlosen, asketischen Bruder Cyprian sahen, gekleidet in priesterliche Demuth und liebevolle Freundlichkeit, angethan mit dem weißen Gewande des heiligen Dominikus, da öffneten sich

weit die Herzen, und im Augenblick hatte der Seelsorger das Vertrauen Aller gewonnen.

Mit Eifer und opferfreudiger Hingebung begann Cyprian die Arbeiten im verwüsteten Weinberge des Herrn. Auf der Kanzel erwies er sich als hinreißenden und belehrenden Prediger, im Beichtstuhle als väterlich klugen Gewissensrath, im gewöhnlichen Umgang sanft und liebreich. Da er sich in jeder Richtung des vielverzweigten Seelsorgerberufes gleich vollendet zeigte, so hob sich rasch die tief gesunkene Gemeinde. Nach einiger Zeit öffnete er eine Schule für die verwilderte Jugend, worin der Laienbruder ihn unterstützte, der vormals zu Münster für die Kinder der Eigenleute ein Schulmeister gewesen.

Die Wendung zum Besseren blieb dem Herrn von Froburg nicht verborgen.

„Man sieht keine Bettelleute mehr, — das wundert mich," sagte Christoph erstaunt. „Im Frühjahr, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind, sollte das Betteln erst anheben."

„Wer im Winter einheimst, braucht im Frühjahr nicht zu hungern, — und solches haben die Froburger gethan," erklärte Hanspeter. „Die Jagden im Winter lieferten ihnen Fleisch für's ganze Jahr, und für Brodmehl sorgt die Klostermühle."

Ehedem würde die bloße Erwähnung der Vernichtung seines Wildstandes den Ritter höchlich erzürnt haben. Jetzt ertrug er die Sache mit Gleichmuth; denn es hatte eine Sinnesänderung begonnen und diese schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die nüchterne Lebensweise verjüngte seinen Körper und hob die Geisteskräfte. Die klare Erkenntniß wurde ihm, daß sein Verderber und grimmigster Feind der Wein gewesen. Wie er vormals den Wein leidenschaftlich liebte, so haßte er ihn jetzt. Dennoch wollte er die Bedingung für seine Enthaftung nicht eingehen. Selbstgefühl und stolzer Trotz sträubten sich mit aller Macht gegen den verlangten Schwur. Eberhard sollte ihm nicht herrisch abzwingen, was er aus freier Entschließung thun konnte, — wenn er wollte. Wegen des geforderten Eides hatte sich ein hartnäckiger Groll gegen Wambold in ihm festgesetzt, obwohl der Augenschein ihn nöthigte zur Achtung gegen den Widerwärtigen. Er sah ungestörten Frieden und glückliches Behagen in der freiherrlichen Familie, — beneidenswerthe Verhältnisse, die nur unter pflichtgetreuer Hut und liebevoller Sorge des Familienhauptes gedeihen und bestehen konnten. Er sah in dem sehr ausgedehnten Hauswesen überall pünktliche Ordnung, umsichtige Thätigkeit und beharrlichen Fleiß. Das zahlreiche Gesinde löste mit Eifer die täglichen Aufgaben.

Knechte und Mägde erkannten sich als geachtete Glieder eines großen Gemeinwesens. Sie fanden Ehre in strenger Pflichterfüllung und waren stets bemüht, die volle Zufriedenheit ihres Herrn zu verdienen, in Berufstreue und frommer Gesinnung ihr Vorbild. Mit Beginn der Frühjahrsarbeiten lernte er den Baron als tüchtigen Landwirth kennen, wie er durch die Gewanne ritt, die Arbeiten zu prüfen, Anleitungen zu geben und deren pünktliche Ausführungen zu überwachen. Die beiden erwachsenen Söhne sah er die Bahn ihres Vaters wandeln, mit Bedacht ihre Tagesaufgaben lösen und frei von jugendlicher Leichtfertigkeit. Verglich Herr Christoph den Haushalt zu Froburg mit dem zu Wamboldstein und sich selbst mit dem Baron, so fielen schwarze Schatten auf seine Vergangenheit und beschämende Empfindungen ergriffen ihn, verbunden mit Schuldbewußtsein und Selbstanklage. Demzufolge erwies sich das exempla trahunt an dem Gefangenen wirksam.

Während Froburgs Beziehungen zu Wambold freundlicher sich gestalteten, erkalteten jene zu Thorsen und dem Landgrafen. Der Winter war mild gewesen, der Schnee ein seltener Gast. Dem Marsche eines Truppenkörpers stand nichts im Wege, — dennoch blieben die Befreier aus. Der Frühling war herrlich, geradezu herausfordernd

zu Märschen, aber der Landgraf ließ nicht marschieren und Staufen erschien wortbrüchig. Herr Christoph zürnte heftig den falschen Freunden, die ihn sitzen ließen. Beim letzten Besuche Richmundes, die mit Elisabeth herüber=gekommen, fielen harte Worte gegen den „verlogenen Junker".

„Ich habe unsere Elsbeth, unter gewissen Bedingungen, dem Staufen versprochen," sagte er. „Da nun der Staufen wortbrüchig geworden, so bin auch ich des Versprechens ledig. Elsbeth mag heirathen, wen sie will, oder in's Kloster gehen, — ist mir alles gleich."

Wambolds Beobachtung war Froburgs allmähliche Umkehr nicht entgangen, — für den Edelsinnigen eine außerordentliche Freude. Ohne höheren Beistand hielt er indessen eine beharrliche Lebensbesserung für unmöglich. Deßhalb bemühte er sich, den religiös Gleichgültigen zum Besuche des Gottesdienstes zu bewegen. Herr Christoph wies die wohlwollende Vorstellung als unbefugtes An=sinnen zurück. D eiligenlegende, welche ihm der Baron zur Unterhal b, ließ Herr Christoph unberührt liegen. Hartn widerstand er jeder Annäherung an die Kirche.

Was jedoch Wambolds Bemühungen mißlang, voll=brachte Hanspeters Pfiffigkeit.

Froburgs steter Begleiter hatte dessen Groll gegen den Freiherrn längst bemerkt. Aus besagtem Groll machte Hanspeter eine Angel, den Fisch aus trüben Gewässern religiöser Verkommenheit emporzuschnellen nach den lichten Sphären lebendigen Glaubens.

„Mein Baron," fing Hanspeter eines Tages an, „ist ein herzguter Mann, beleidigt keinen Menschen, thut keiner Seele ein Unrecht, hilft gern Jedermann, ist frommsinnig, ein ganzer Christ."

„Wirst Du bald zu Ende kommen mit Deinem Lobpreisen?" unterbrach ihn Christoph.

„Wenn Euch das Schelten über meinen Baron besser gefällt, so hört! Er ist bei Gott schlecht angeschrieben; denn er haßt einen guten Diener Gottes, nämlich den gar demüthigen Bruder Bernhard. Die Tugenden des Bruders sind gewiß ein Wohlgeruch vor Gott, und doch kann mein Baron ihn nicht riechen, viel weniger verdauen. Kehrt ein Fremder bei uns ein, geschwind ist mein Gnädiger zur Hand, den Gast freundlich zu begrüßen. Kommt jedoch Bruder Bernhard, so läuft mein Herr flugs davon, wie vor Tod und Pest."

„Warum mag er den Bruder nicht leiden?"

„Weil er ihn für einen Wolf hält, der im weißen Schafspelz der Dominikaner steckt. Bernhard ist nämlich

vordem ein Mönch gewesen, darnach wurde er ein Ketzer-prediger und jetzt ist er wieder ein Mönch."

„Richtig, — erinnere mich seiner! Mein Burgpfaff Spekulum war ihm befreundet. — — Also Dein Herr kann ihn nicht ausstehen?"

„So wenig St. Michael den Lucifer ausstehen kann. Wäre Bernhard zu Wamboldstein Gast, mein Baron liefe sogleich davon und käme nicht heim, bis der Mönch fortgegangen. Ich begreife meinen Gnädigen gar nicht. Bruder Bernhard ist ein feiner, stiller, bescheidener Mensch, dazu über alle Maßen liebenswerth und von sanfter Art."

„Mich drängt es, den Mönch kennen zu lernen. Könntest Du ihn nach der Burg bestellen?"

„Solches würde meinen Herrn furchtbar ärgern, — mich gar in Ungnade bringen. Nein, — das Bestellen will ich bleiben lassen."

„Sei kein Thor, — schaffe mir den Mönch! Ich ersehne geistliche und erbauliche Unterhaltung."

„Dies wäre allerdings für Euch ein vernünftiger Grund. Für mich aber wäre es unvernünftig, gegen meinen Vortheil zu handeln."

„Du bist ein Heide, — ein recht niederträchtiger Heide!"

„Warum dies?“ that Hanspeter erschrocken.

„Weil Du einen sündigen Christenmenschen hinderst, den Pfad des Heiles zu beschreiten.“

„Ein schwerer Vorwurf, — so schwer, daß ich selben um keinen Preis verdienen will,“ entgegnete Hanspeter nach kurzem Besinnen. „Ihr sollt den Mönch haben, sintemal ich lieber ein gescholtener Knecht, als ein Heide sein mag.“

Herr Christoph freute sich, den Baron ärgern zu können, ohne die Absicht des schlauen Hanspeters zu ahnen. Der Umgang mit dem Dominikaner sollte die Brücke bilden, den seiner heiligen Mutter entlaufenen Froburg in deren Arme zurückzuführen.

Einige Tage später blieb Herr Christoph, bei der Rückkehr vom Spaziergang, erstaunt unter dem Eingang seines Zimmers stehen. Vor seinen Augen erhob sich die weiße Gestalt eines Mannes, die fast durchsichtig fleischlosen Hände vor der Brust gekreuzt, das Haupt zum Gruße gebeugt, — Bernhard Stern. Den Gruß ließ Froburg unerwiedert, so mächtig fesselte ihn die Erscheinung. Er meinte, die ganze Gestalt sei von lichtem Schein umflossen, der in verstärktem Maße das Angesicht erhellte. Die Augen hielt Bernhard demüthig gesenkt, und wenn er sie hob, spiegelten dieselben Ruhe und Frieden einer

in schweren Kämpfen siegreichen und in Gott fest gegründeten Seele. Das milde Lächeln um den Mund bildete einen scharfen Gegensatz zu dem tiefen Ernst des Asketengesichtes, mit den hohlen Wangen und den vorspringenden Backenknochen. Diese Merkmale strenger Abtödtung und Zügelung der niederen Menschennatur, im Geiste des heiligen Dominikus, bewiesen zugleich die Sühne des reuigen Büßers. So war in nicht sehr langer Frist aus dem abtrünnigen Bernhard Stern ein guter Mönch geworden, dessen äußere Erscheinung genügte, den irdisch gesinnten Christoph für Hohes anzuregen.

„Seid Ihr etwa Bruder Bernhard aus Münster?“ unterbrach er endlich das Schweigen.

„Wie Ihr sagt! Eure Gnaden wünscht einen armseligen Menschen kennen zu lernen, der sich freut, Eure Beachtung zu verdienen.“

Bei den Worten lag in der Haltung des Mönches das Gepräge lebhaft empfundener Nichtigkeit, während innige Freude kindlicher Einfalt seine vergeistigten Züge belebte. Dem Ritter schien der gutmüthige, schlichte Bruder, den er beständig lächelnd musterte, gar wohl zu gefallen.

„Nach Spekulums Reden hab’ ich mir den Bernhard Stern sehr viel anders vorgestellt, — nämlich als einen

fast grimmigen, fuchsschlauen Mann, — jetzt finde ich in ihm ein großes Kind. — — Nichts für ungut, Bruder Bernhard! Setzen wir uns zusammen auf die Bank zu trauter Rede. — Möchte gerne wissen, wie es kam, daß Ihr aus dem Saulus ein Paulus geworden."

„Gehorsam willfahre ich dem Wunsche Eurer Gnaden, und danke für die Theilnahme an dem Geschick meiner Geringheit," versetzte Bernhard.

Zunächst schilderte er das Glück seines Seelenfriedens als er, nach langen Prüfungsjahren, in den Orden des heiligen Dominikus aufgenommen worden.

„Ferne von vorwitzigem Grübeln stand ich fest im Glauben, gewissenhaft erfüllte ich die Klosterregeln, empfand nicht entfernt den Mangel sinnlicher Genüsse, beklagte vielmehr die eiteln Thorheiten der Welt, jene bemitleidend, welche sich denselben leidenschaftlich hingaben. Das Kloster war mir ein Eden, ein Wonnegarten, — als Luthers Abfall und der losbrechende Sturm auch unser Kloster in Mitleidenschaft zogen. Luthers Thesen wurden eifrig besprochen, sowie dessen folgende Schriften. Es bildeten sich Partheien unter den Brüdern. Die Klosterzucht wurde gelockert. Der Zweifel zog in das Haus des Glaubens. Dem Zweifel folgte Widerspruchsgeist,

Hochmuth, Geringschätzung der Gelübde. Dann kam der Abfall. Der Abtrünnigen Erster war ich.“

Er schwieg. Sein Haupt senkte sich, wie von Schmerz und Reue niedergedrückt.

Hierauf charakterisirte er mit wenigen Strichen sein unstätes Leben und seine unlustige Thätigkeit auf dem Gebiete des neuen Glaubens. Er stellte die Geistesleere und Trostlosigkeit des unbefriedigten, stets grübelnden, im Glauben unsicheren Prädikanten gegenüber dem verlorenen Frieden des glücklichen Mönches.

„Dennoch kehrte ich zur Kirche nicht zurück, es gebrach mir an Muth und auch an gutem Willen,“ bekannte er. „Der Irrlehre hatte ich mich übergeben, sie hielt mich fest und verdarb meine Seele. Das Fallen ist leicht, das Aufstehen sehr schwer.“

Herr Christoph nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe.

Sodann schilderte Bernhard umständlich seine inneren Vorgänge im Kloster Münster, seinen hartnäckigen Widerstand gegen die bessere Erkenntniß, den schlimmen Einfluß nichtiger Güter, in Gestalt der verheißenen fetten Pfründe, auf die geistige Sehkraft und die Neigung des Willens. Auch die fördernden Gespräche mit Bruder Arnold, dem Schweiger, wiederholte er, beleuchtete den regelrechten, erhebenden Wandel der Mönche, dessen Einfluß auf sein

Gemüth, und schloß mit ergreifender Darstellung jener fürchterlichen Seelenkämpfe, die seiner Bekehrung unmittelbar vorausgingen.

Ueber eine Stunde hatte der Mönch erzählt und Herr Christoph mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht.

„Der Luther in Euch hat sich ritterlich gewehrt," sagte er mit beifälligem Kopfnicken. „Dennoch aber mußte der Luther im Kampfe unterligen, weil dessen Feinde stärker in Rüstung und Waffen."

„Mögen Verirrung und Bosheit des Abtrünnigen Eurer Gnaden nicht zum Aergerniß gereichen!" bat mit flehendem Aufblick der Bruder.

„Durchaus nicht, — im Gegentheil! Eure Geschichte hat mich erbaut und auch gezeigt, wir schwer es hält, von eingeschlagenen Irrwegen abzulenken. — Besten Dank für die kurzweilige Unterhaltung! Besuchet mich bald wieder."

Mit kräftigem Handschlag entließ er den Bruder. Dann schritt er lange nachdenkend durch das Zimmer.

Bernhards Besuche wiederholten sich. Froburg faßte lebhafte Neigung für den klugen, demüthigen Bruder, der ihm niemals widersprach, sondern auf Umwegen, in zarter Weise, Christophs falsche Ansichten widerlegte, so daß Letzterer, in Folge des Umgangs mit dem Dominikaner, mehr und mehr der Kirche sich näherte. Hiezu kam die

Unterstützung des Conventes. Auf Bernhards Antrag wurde nämlich die Seelenrettung Froburgs in die täglichen Gebete und Opfer der klösterlichen Genossenschaft eingeschlossen.

Bei so viel Bemühen, den Verirrten in die Arme seiner heiligen Mutter zurückzuführen, konnten Erfolge nicht ausbleiben, zumal Herr Christoph über sein vergangenes wüstes Leben täglich mehr Ekel empfand. Schon nahte die Entscheidung; — da ballten sich am politischen Horizonte furchtbare Wetterwolken zusammen, mit Vernichtung drohend dem Reiche und Allen, die nach katholischem Glauben lebten in deutschen Landen.

Sechszehntes Kapitel.

Zur Wiederherstellung der Eintracht und Ordnung im Reiche hatte Kaiser Carl V., auf Januar 1546, nach Regensburg einen Reichstag ausgeschrieben, mit dringendem Ersuchen an die Fürsten, persönlich zu erscheinen.

Die Herren thaten wie gewöhnlich, sie blieben aus.

Im April erließ Carl ein zweites Ausschreiben, darin er sagt: „Weil die Sachen, welche auf dem gegenwärtigen Tage zu behandeln sind, an sich selbst hoch und wichtig, und dermaßen beschaffen, daß sie eines jeden Reichsstandes Seligkeit und Wohlfahrt an Seele, Leib und Gut berühren, so ersuchen Wir abermals, diese Umstände und die Nothdurft der deutschen Nation zu erwägen[1]).“

Dieses zweite Ausschreiben blieb nicht ganz wirkungslos. Von den Protestanten erschienen Herzog Moritz von

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 60 f.

Sachsen, Herzog Erich von Braunschweig, die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg, — von den katholischen Ständen die Bischöfe von Trient, Augsburg, Bamberg, Würzburg, Passau und Hildesheim.

Von den Schmalkaldischen kam nicht ein Einziger persönlich, sie schickten Vertreter.

Am fünften Juni eröffnete Carl die spärlich besuchte Reichsversammlung.

In denselben Tagen traten die Glieder des evangelischen Bundes in Ulm zusammen. Auf Antrag des Landgrafen wurde beschlossen, im bevorstehenden Kriege wider den Kaiser sämmtliche Bisthümer und Stifte im Reiche aufzuheben, deren Güter unter die evangelischen Bundesverwandte zu vertheilen, sowie deren Bewohner zum lauteren Evangelium zu nöthigen. Es sei nicht inne zu halten mit dem Reformiren, bis alle römischen Pfaffen gänzlich aus deutscher Nation vertrieben seien [1]).

Während die Protestanten auf ihrer Versammlung in Ulm die gänzliche Ausrottung der Kirche im Reiche beschlossen, und diesen Beschluß mit Waffengewalt durchzuführen hofften, erhoben die katholischen Stände in Regensburg vor dem Kaiser schwere Klagen, über schreiende Ungerechtig-

---

1) Rommel, Urkundenbuch S. 135.

keiten und Vergewaltigungen durch die Protestanten. Den Reigen eröffnete der Bischof von Hildesheim.

„Mit welchem Rechte," rief er nach ergreifender Schilderung aus, „hat man in meinem Bisthum, wo die Protestirenden kein Tütelchen von Obrigkeit besitzen, Kirchen und Klöster zerstört und beraubt? Mit welchem Rechte Nonnen, Mönche, Geistliche und Schullehrer vertrieben? Mit welchem Rechte das Volk zum neuen Glauben gedrängt? Mit welchem Rechte hat man in Allem so gethan, als wäre man Herr und Gebietiger im Hause, obschon ich Bischof bin und ein Fürst des Reiches?"

Das gleiche Lied sangen die Geistlichen der Diöcese Hildesheim in einer Klageschrift, darin sie sagten: „Weil wir unserem Glauben treu bleiben und den Gehorsam gegen unseren Bischof bewahren wollen, so hat man uns in's Elend getrieben und mehreren von uns sogar einen Theil des väterlichen Vermögens vorenthalten."

Darauf ließen sich Bürger hören aus Mühlhausen, in Thüringen.

„Unsere Aeltern und wir selbst," klagten sie, „haben Messen gestiftet und Stiftungen für Schulen gemacht, worin die Jugend im wahren katholischen Glauben unterrichtet werden sollte. Da hat der städtische Rath, aus Furcht vor Sachsen und Hessen, die neue Lehre angenommen, unseren Glauben

verboten und alle Stiftungsgelder weggenommen. Unsere Vorstellungen und Bitten, wenigstens das uns gehörende Gut herauszugeben, fanden nicht Gehör. Wir rufen die Hilfe des Kaisers an, als eines Schützers von Frieden und Recht [1]).“

Als der Sekretär mit lauter Stimme die Worte vorlas: „Wir rufen die Hilfe des Kaisers an, als eines Schützers von Frieden und Recht,“ — da glitten Merkmale tiefer Seelenbewegung über Carls Angesicht.

Jetzt erhob sich der Bischof von Regensburg, bittere Klagen führend über die Gewaltthätigkeiten des protestantischen Rathes der Stadt. An ihn reihten sich, durch Klageschriften, die Franziskaner von Halberstadt, dann Bürger von Donauwörth, Kaufbeuern und viele Andere. Sämmtliche Klageschriften hatten den gleichen Inhalt: — Gewaltsame Unterdrückung der Katholiken durch die Protestanten, Zerstörungen von Altären und Heiligenbildern, Einziehung kirchlicher Güter und milder Stiftungen, Nöthigungen zum neuen Glauben und Beraubung des Eigenthums. Hieran schloß sich regelmäßig die Bitte an den Kaiser, um Schutz und Hilfe nach Recht und Reichsordnung.

---

1) Inhalt vieler hochbeschwerlicher Klagen von Corporationen, geistlichen und anderen Personen, S. 7—11.

Während Klagen und Hilferufe der unterdrückten, beraubten, in ihren heiligsten Gerechtsamen gekränkten Katholiken Stunden lang durch den Saal klangen, nebenbei zugleich absichtslos die unheilvolle Verwirrung und Gesetzlosigkeit im Reiche schildernd, — saß der Kaiser unbeweglich auf seinem Throne. Letzterer stand auf einer Erhöhung von mehreren Stufen, unter einem goldgestickten Baldachin. Scheinbar ließen ihn die Klagen der Katholiken ebenso kalt, wie der Protestanten Gewaltthätigkeiten. Seine Haltung trug unveränderlich das Gepräge ruhiger Majestät. Selten durchzuckte blitzartig ein Zug der Entrüstung sein Gesicht, und wenn dies geschah, fuhr sein Blick dräuend nach den Bänken, auf denen die Gesandten der Bündischen von Schmalkalden saßen.

Kaum waren die Klagen und Hilferufe der Katholiken verklungen, da erhob sich der Sprecher der Neugläubigen, zur Rechtfertigung und Abwehr.

„Die Protestirenden," rief er kräftig durch den Saal, „fühlen sich frei von dem Vorwurfe, etwas Unrechtmäßiges, dem Evangelium Widerstrebendes begangen zu haben. Abgötterei und öffentliches heidnisches Wesen zu strafen, ist der Schrift gemäß und vom heiligen Geiste geboten [1])."

---

1) Trierische Sachen und Briefschaften, S. 235.

Diese ebenso bündige, wie maßlos unverschämte Erklärung beunruhigte nicht wenig die katholischen Stände. Die himmelschreienden Unterdrückungen der Katholiken, deren gewaltsame Bekehrung zum Lutherthum, die Beraubungen der Kirchen und Stifte, die Aufhebung der Bisthümer, die Diebstähle an milden Stiftungen, die Verwüstungen der Klöster, die Wegnahme der Kirchengüter, — all dies waren nicht Gesetzlosigkeiten und schwere Frevel, sondern löbliche Thaten, der Schrift gemäß, vom heiligen Geiste geboten. Demgemäß durfte es den Protestanten nicht verargt werden, wenn sie fortfuhren in der Ausübung dieses gottgefälligen Werkes, bis zur gänzlichen Ausrottung der katholischen Kirche.

Diese frech und nackt sich aufbäumende Gesetzlosigkeit, vor den Augen des Kaisers, brachte das längst volle Maß zum Ueberlaufen. Carls Milde und Nachsicht, gegenüber den Mächten des Umsturzes, waren gänzlich erschöpft.

Am folgenden Tage trugen Eilboten den kaiserlichen Befehl zur Rüstung nach den Niederlanden und nach Oesterreich.

An seine Schwester Maria, die Statthalterin in den Niederlanden, schrieb er einen Brief, welcher das Innerste des Kaisers offenbart.

„Du weißt, meine Schwester, was ich Dir bei meinem

Abschiede in Mastricht sagte, daß ich Alles aufbieten würde, um auf irgend eine gütliche Weise die deutschen Angelegenheiten zu ordnen und zum Frieden zu bringen, und dabei den Weg der Gewalt bis zum Aeußersten zu vermeiden. Es hat mir nicht gelingen wollen. Die Fürsten kommen nicht mehr zum Reichstage, trotz meiner Bitten und Briefe. Ihr Streben geht dahin, die kaiserliche Autorität gänzlich zu entkräften, und eine Ordnung der Dinge aufzurichten, zu der sie das ganze Deutschland zwingen, darin für die geistlichen Fürsten kein Raum mehr ist. Schiebt man noch länger auf, ein Heilmittel zu finden gegen diese Protestanten, so gehen die Katholiken allenthalben völlig zu Grunde, und ich habe großes Mitleid mit den Klagen und Beschwerden, welche sie erheben. Mein Bruder und der Herzog von Bayern sind der Meinung, daß es kein anderes Mittel giebt, als den Abgewichenen mit Gewalt zu widerstehen, und sie hiedurch zu erträglichen Bedingungen zu bringen[1])."

Carls Rüstungen versetzten die Bündischen von Schmalkalden in fieberhafte Thätigkeit. Ihre bereits schlagfertigen

---

1) Weiß, Bd. IV, S. 512. — Des Kaisers Absicht ging also nicht dahin, die Neulehre zu verbieten, sondern die Protestanten „zu erträglichen Bedingungen zu bringen".

Truppen zu verstärken, errichteten sie allenthalben Werbeplätze. Das ganze Reich widerhallte von Waffenlärm, so daß auch das Stillleben der arbeitsamen Bewohner des Odenwaldes gestört wurde. Mit Freuden begrüßte Wambold das längst ersehnte thatkräftige Einschreiten des Kaisers. Unter dem Reichsbanner mit seinen Mannen zu streiten für Recht und gesetzliche Ordnung, erfüllte ihn mit Begeisterung.

Den Stand der Dinge genau zu erforschen, ritt er nach Heidelberg. Wiederum begleiteten ihn die beiden Grimmeisen, Reinhard und Claus.

Heidelberg, der Sitz des Kurfürsten von der Pfalz, war ein sehr geeigneter Ort, von den laufenden politischen Verhältnissen Klarheit zu gewinnen. Ganz ungewöhnliche Bewegung herrschte in der Stadt, deren Gassen von Landsknechten, kriegslustigen und aufgeregten Leuten wimmelten. Luthers und seiner Prädikanten Hetzschriften, massenhaft unter das Volk geworfen, hatten ihre Wirkung gethan. Schrecken und Zorn über „die wüthige Mordgier des römischen Antichrists“ hatte auch die Bürgerschaft in Heidelberg ergriffen. Ebenso erfolgreich hatte der evangelische Bund gegen den Kaiser das Volk bearbeitet, denselben als „des Papstes Büttel und Bluthund“ verschreiend. In den Gassen und Wirthshäusern mischten sich Flüche und Ver-

wünschungen mit Spottliedern über Kaiser und Papst. Auf dem weitgedehnten Marktplatze wurde die Werbetrommel gerührt, nicht für den Kurfürsten von der Pfalz, sondern für den hessischen Landgrafen. Obgleich von der Kirche abgefallen, war Friedrich von der Pfalz doch nicht förmlich dem schmalkaldischen Bunde beigetreten, gestattete jedoch Werbungen für denselben und verstärkte dessen Macht durch dreihundert Reiter und sechshundert Fußknechte [1]).

Wambold und seine Begleiter gingen beobachtend durch die Straßen, höchlich erstaunt und betroffen über das, was sie hörten und sahen. Luthers Wuthausbrüche gegen den Papst, in volksthümlich gehaltenen Schriften verbreitet, sowie das beständige Wühlen gewandter Hetzprädikanten, hatten die Massen leidenschaftlich erregt, glühenden Haß gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche entzündet. Schmerzlich berührte es Wambold, irregeleitete und verhetzte Menschen in maßloser Weise über den Papst schimpfen zu hören, der als Kampfgenosse des Teufels gegen die Anhänger des reinen Evangeliums dargestellt wurde. Auch in Liedern äußerte sich dieser Wahn. Ein berauschter Landsknecht stellte sich vor den Baron und sang ihn an:

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 102.

Auf unser Seiten Jesus Christ,
Auf Papstes Seiten der Teufel ist.
Wohl her, mit Freuden gehn wir dran,
Gott wird mit an der Spitze stahn[1]).

Gleiche Bosheit züngelte gegen den Kaiser, der seit fünfundzwanzig Jahren grenzenlose Milde den Neugläubigen bewiesen, deren Glaubensfreiheit niemals angetastet. Da er nun gegen die reichsverrätherische Umsturzparthei, nicht gegen die religiösen Meinungen der Protestanten, sich erhob, mit starker Hand Ordnung zu schaffen in deutschen Landen, — so lag es im Interesse des evangelischen Bundes, den Kaiser zu verdächtigen, zu verläumden, als „Henker und Büttel des römischen Antichrist's" darzustellen. Den kläglichsten Eindruck machte es, neu angeworbene Bursche singen zu hören:

Er sollt das Reiche mehren,
Wie er geschworen hat,
So will er das zerstören,
Schinden bis auf den Grat.
Er ist meineidig worden
An Gott und deutschem Land,
Er will die Deutschen morden,
Ist ihm ein ewig Schand[2]).

So trug Heidelberg das Gepräge einer im Aufstande begriffenen Stadt; denn es wurden die höchsten Gewalten

---

1) Hortleder, S. 265 f. — 2) Liliencron Bd. IV, S. 240 f.

und Würdenträger im heiligen Reiche, Kaiser und Papst, in der gemeinsten Weise beschimpft, bedroht und zum Kriege wider sie gerüstet.

„Das ist doch ein wüstes Treiben!“ sagte Reinhard.

„Man meint, die Leut' wären allesammt toll, verrückt und tobsüchtig.“

„Und was sind das für giftige Reden gegen Kaiser und Papst!“ sagte Claus. „Ganz mordwüthig sind die Kerle, — mir graut vor ihnen. Heidelberg ist doch eine recht gotteslästerliche Stadt.“

„Dermalen findet ihr es geradeso in jeder lutherischen Stadt,“ erklärte der Baron. „Im ganzen Reiche schürt der evangelische Bund das Kriegsfeuer an. Seine Prediger und Sendlinge wiegeln das Volk auf, treiben es unter die Waffen wider den Kaiser. Die Schuldigsten sind aber nicht die Verführten, sondern die Verführer, — nicht die Gehetzten, sondern die Hetzer.“

Sie nahten der lutherischen Kirche, deren Glocken zusammen läuteten.

„Gehen wir mal da hinein, zu hören, was es giebt,“ sagte Wambold.

Sie betraten die Kirche, deren schmucklose Leere die Katholiken ebenso unangenehm berührte, wie das unanständige Benehmen der Anwesenden. Diese unterhielten

sich keineswegs im Flüstertone, sondern in lauter Rede. Da und dort schlug sogar ein Auflachen aus der gedrängten Menge. Das Orgelspiel begann und die Lutherischen hoben fast stürmisch zu singen an:

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steuer' des Papst's und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Stürzen wollen von seinem Thron.

Während des Gesanges erschien auf der Kanzel der Prädikant, ein Mann in den besten Jahren, ausgestattet mit wohlklingender und kräftiger Stimme, auf seinem Gesichte die Merkmale von viel Süße und Güte. So lange er „die Brüder in Christo" mahnte, fest zu stehen „im Glauben an das lautere Gotteswort", bewahrte er die frömmelnde Liebseligkeit. Als er jedoch auf den eigentlichen Zweck der Versammlung zu sprechen kam, da wandelte sich das sanfte Lamm in einen grimmigen Löwen. Seine Predigt ist deßhalb von historischer Bedeutung, weil er nicht eigene Geistesarbeit vortrug, sondern schier wortgetreu ein Manifest des evangelischen Bundes. Demzufolge hatten der Reformator Nicolaus Amsdorf und der Superintendent Bugenhagen von Wittenberg die Prädikanten angewiesen, wie das Volk von der Kanzel herab zu unterrichten sei.

„Höret, ihr Brüder in Christo, und vernehmet, was

sie wollen, und was sie suchen, die Knechte des römischen Antichrists, diese vermaledeiten Todfeinde des unverdunkelten Evangeliums!“ rief mit gewaltiger, leidenschaftlich erregter Stimme der Diener am Wort. „Sie wollen die Vertilgung göttlicher Wahrheit, — sie wollen ewige Erhaltung öffentlicher Unzucht und Abgötterei. Darum wollen sie alle Herrschaften und Städte, darin die rechte Lehre, das lautere Wort, gepredigt wird, verwüsten, viele fromme und gelehrte Leute ermorden, Frauen und Jungfrauen schänden. Schon sind die römischen Widerchristen trunken und erhitzt von dem bereits vergossenen Blute der Heiligen, und werden je länger, je blutdürstiger. Jetzund eilen sie weiter, rechte christliche Prediger, Weiber und Kinder und Andere zu ermorden. Deßhalb, meine frommen Brüder in Christo, haben wir in der Litanei den feinen Spruch eingefügt: »Daß du, o Herr, vor deiner Feinde, des Türken und des Papstes, Gotteslästerung und grausamem Mord und Unzucht gnädiglich uns behüten wollest!« Vergesset niemals, haltet euch täglich, ja stündlich vor Augen, daß solch Wüthen des Teufels, des Papstes, Kaisers und aller gottlosen Tyrannen dahin gerichtet ist, daß sie den christlichen Glauben auslöschen und die Kirche Christi zerstören. Teufel, Papst und Kaiser wollen die betrübten Gewissen jeglichen Trostes

und der Seligkeit berauben, alle christliche Zucht aufheben, in Stadt und Land alles Regiment zerreißen und die ganze deutsche Nation in eine schändliche Dienstbarkeit unter teuflischer, gotteslästerlicher Abgötterei zwingen."

Er schöpfte Athem und wischte von der Stirne den Schweiß. In den Mienen der Zuhörer spiegelten sich Zweifel und Verwunderung; denn von all den geschilderten schrecklichen Dingen der mordsüchtigen Papisten hatten sie bisher nichts wahrgenommen.

„Jetzt frage ich euch, meine Brüder in Christo, was sollen wir thun?" fuhr der Hetzprediger fort. „Sollen wir uns fürchten vor dem Teufel und seinem Anhang? Sollen wir die Hände müßig in den Schooß legen? Den römischen Antichrist und seine Helfer ungestört toben und morden lassen? O nein, — nein! Widerstehet dem Teufel, sagt die Schrift, so wird er ausreißen vor euch! Habet Muth, greifet zu den Waffen, dann hat es keine Noth. Wir werden den römischen Antichrist und den Kaiser, welcher des Teufels Büttel und Henker geworden, gänzlich unter die Füße treten. Mit Gott werden wir siegen und eine neue Ordnung aufrichten, darin für das ganze Geschmeiß der Baalspfaffen und deren Anhang keine Stätte mehr sein wird[1])."

---

1) Hortleder, S. 104 f., 254 f.

Der empörte Baron vermochte es nicht länger, die Predigt anzuhören. Er winkte seinen Begleitern, und verließ mit ihnen die Kirche.

„Herr Gott, — der kann aber schimpfen und lügen!“ sagte Claus. „Mein Lebtag hab' ich noch keinen Menschen dermaßen gotteslästerlich schmähen gehört.“

„Ich glaube gar, der Schuft will die Deutschen hintereinander hetzen,“ sagte Reinhard.

„Das will er freilich, — die Diener am Lutherwort predigen den Religionskrieg,“ versetzte in sehr ernster Stimmung der Baron. „Merkwürdig, — aller jener Missethaten, Ungerechtigkeiten, Vergewaltigungen, Unsittlichkeiten, deren sich die Protestanten schuldig machen, klagen sie die schuldlosen Katholiken an. — — Gehet in unsere Herberge und erwartet mich dort. Laßt euch durch nichts zu Aeußerungen hinreißen, solltet ihr auch die gemeinsten Schmähungen wider unseren heiligen Glauben, den Papst oder Kaiser hören.“

Die beiden Grimmeisen gedachten ihrer Erfahrungen zu Worms und befolgten diesmal pünktlich Wambolds Mahnung. Gleich Taubstummen schritten sie durch die Gassen, vermieden in der Herberge die allgemeine Gaststube und gingen nach ihrer Kammer.

Ueber die Kriegspläne der Aufständischen Näheres zu

erfahren, schritt Herr Eberhard nach einer Weinschenke, die von den höchsten Ständen, namentlich von dem kurfürstlichen Hofadel, besucht wurde.

Der hübsche Saal, den Wambold betrat, war im gothischen Styl gehalten und geziert. Um kleine und große Tische saßen reichgekleidete Gäste in lebhafter Unterhaltung. Das aufgeregte Leben und Treiben der Gassen schlug bis in den Saal herein, jedoch sehr gedämpft durch vorsichtigen Hofton.

Als der Eintretende seinen Blick durch den Raum gleiten ließ, erhob sich ein Edelmann und begrüßte ihn.

„Willkommen, Herr Eberhard! Freut mich sehr, Euch hier zu begegnen."

„Ich theile die Freude, Graf Walther!"

Nach gewechseltem Handschlag, geleitete Walther den Baron zum Tische, daran sich zwei Herren grüßend erhoben.

„Baron Eberhard von Wambold, — Götz von Bühl, — Hans von Rütlingen!" sagte vorstellend der Graf.

Vor den neuen Gast stellte der Zapfer einen Becher und goß in selben aus der silbernen Kanne goldig schimmernden Wein.

„Wißt Ihr schon die neueste Kunde, lieber Baron?" begann Walther die Unterhaltung. „Kaiser Carl ver-

hängte über die beiden Häupter des evangelischen Bundes, nämlich über den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen, des Reiches Acht."

„Mir neu!" erwiederte mit innerer Befriedigung Herr Eberhard. „Die Reichsacht, — sehr überraschend, weil im Widerspruche mit der seit vielen Jahren bewiesenen kaiserlichen Milde."

„Denselben Eindruck hatte auch ich, — Jedermann wundert sich über des Kaisers plötzliche Strenge," sagte Walther. „Und mit welcher Schärfe hat er die Geächteten gerichtet! Vor der ganzen Nation hält er ihnen ein langes Sündenregister vor, — ergötzlich zu lesen. Der Gunst des Kurfürsten Friedrich verdanke ich eine Abschrift des Instruments, — hier ist sie!" — er zog einen beschriebenen Papierbogen aus der Tasche. „Höret einmal unseren milden, sanften Kaiser!" — und der Graf las: »Seit Jahren verhindern der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen alle Unsere für das Wohl des Reiches unternommene Mühe und Arbeit. Beide sind nicht nur allein für sich Unseren Befehlen nicht nachgekommen, sie haben auch andere Stände aufzuwiegeln getrachtet und ließen sich in reichsgefährliche Verschwörungen ein. Vor etlichen Jahren hat der Landgraf einige der vornehmsten Reichsstände mit Krieg überzogen, ist in deren

Länder eingefallen und erpreßte große Summen. Ferner hat er und der Kurfürst von Sachsen den Herzog Heinrich von Braunschweig angefallen, ihn aus seinem Lande vertrieben und in Gefangenschaft gesetzt. Auch haben sich Beide einiger Bisthümer bemächtigt und sehr viele Personen ihrer Güter beraubt. Sie haben Reichsstände zu bewegen gesucht, nicht auf den Reichstagen zu erscheinen, damit sie alle Geschäfte hindern und Uns verächtlich machen. All dies thaten sie um so ungescheuter, weil sie alle Gerichte verwerfen und keine Obrigkeit mehr anerkennen. Durch Beider Schuld ist das Kammergericht aufgehoben worden, die Gesetze schweigen, es wird seit langer Zeit, was ein unerhörtes Beispiel, kein Recht mehr gesprochen. Was aber noch das Schlimmste, Alles thun sie unter dem süßen und scheinbaren Namen der Religion, der Freiheit und des Friedens; dieser Worte bedienen sie sich, als eines Schleiers und Deckmantels, um ihre Thaten zu bedecken, da sie doch in Wahrheit nichts weniger als die Beilegung der Religionsstreitigkeiten, oder den Frieden des deutschen Reiches und dessen Freiheit wünschen. Sie gaben vielmehr offenbar zu erkennen, daß sie Uns Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen, und in dieser allgemeinen Verwirrung die Religion, die Gerechtigkeit, den Frieden und die Freiheit

zu unterdrücken, ihr Ansehen und Vermögen zu mehren, und jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen gesonnen, — was auch ihre mit Drohungen angefüllte Worte, ihre Schmähschriften und schändlichen Gemälde, die sie unter das Volk ausgestreut, und dadurch Uns als Kaiser verächtlich zu machen suchten, ernstlich bezweckten. Obgleich Wir nun, vermöge Unserer kaiserlichen Gewalt, sie schon längst nach Verdienst hätten bestrafen können, so haben Wir doch, aus Liebe zum Frieden und zur Vermeidung von Unruhen, Vieles nachgesehen, und ihnen öfters mehr eingeräumt, als sich geziemte, und hierin mehr als einmal Unser Gewissen verletzt und Anderen geschadet. Da Wir hiedurch nichts ausgerichtet, und ihre Empörung so bekannt ist, daß sie selbst sie nicht läugnen können, sie auch selbst Gewalt gebrauchen und sich keinem Gericht unterwerfen wollen: — So erkennen Wir sie als Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige und Störer der gemeinen Ruhe in die Acht, und haben beschlossen, sie nun zu strafen, damit sie Uns fürder nicht hindern können, Ordnung und Ruhe im Reiche wieder herzustellen, und dasjenige zu thun, was Unseres Amtes [1]).«

— — Ist das nicht ein hübsches Sündenregister?" rief

---

1) Bei Schmidt, Bd. I, S. 88 f.

lachend der Graf. „Wer solchermaßen gefrevelt, ist zehnmal dem Scharfrichter verfallen.“

„Groß zwar ist das Sündenregister, doch lange nicht erschöpft,“ entgegnete Wambold. „Von den Klöstern und Stiften, die nach Tausenden ausgeraubt und vernichtet wurden, sagt der Kaiser kein Wort, ebensowenig von der jetzund bräuchlichen Gewissenstyrannei gegen die Katholiken.“

„Solches fiel auch mir auf,“ bemerkte Götz von Bühl, ein sinnender Mann in hohen Jahren. „Offenbar will der Kaiser nicht strafen wegen der Religion, sondern nur wegen Frevel wider Landfrieden und Reichsordnung.“

„Meines Bedünkens hat sich der Kaiser lächerlich gemacht, dieweilen ihm starke Macht fehlt, seine Acht zu vollstrecken,“ sagte Hans von Rütlingen. „Die Schmalkaldischen werden ihm unverweilt über den Hals kommen, den Wehrlosen fangen und ihn vielleicht zum Herzoge von Braunschweig in den Thurm sperren.“

Stechend brannten Wambolds Augen auf Rütlingen und harte Worte schwebten ihm auf den Lippen. Da jedoch Widerspruch seine Absicht zerstören mußte, den Stand der Dinge zu erkunden, so schwieg er.

„Der Handel kann gar nicht anders laufen,“ bestätigte Walther. „Der Kaiser hält zu Regensburg Hof, umgeben

von einer Handoll Deutscher und Spanier. So muß er unfehlbar den anrückenden Bundesverwandten in die Hände fallen."

„Marschieren bereits die Schmalkaldischen?" forschte Wambold.

„Ich merke, lieber Baron, in Euren Bergen höret Ihr wenig, oder gar nichts von dem, was in der Welt vorgeht!" antwortete Graf Walther. „Der Krieg hat schon begonnen. Die oberländischen Städte, Augsburg, Ulm und andere, stellten ihre Truppen unter den Befehl Schärtlins von Burtenbach, und dieser Haudegen ist eben daran, Stifte und Klöster im Bisthum Augsburg heimzusuchen. Den Kaiser abzufangen, haben sich die Geächteten vorbehalten. Ihre Rüstungen sind vollendet, in den nächsten Tagen ziehen sie aus. Bald werden wir hören, wie fein der Kaiser in Regensburg aufgehoben wurde, — wenn er nicht rechtzeitig davon läuft."

Den Baron empörte in tiefster Seele der angehängte Spott. Indessen beherrschte er sich und forschte weiter.

„An des Kaisers Wehrlosigkeit glaube ich nicht! Ein so kluger Mann und erprobter Feldherr kann sich unmöglich solche Blößen geben."

„Dennoch wörtlich wahr!" versicherte Walther. „Carl sitzt zu Regensburg ohne Waffenmacht. Vielleicht will er

dort den Anmarsch seiner Niederländer abwarten, — vergißt aber, daß längst vor den Niederländern die Schmalkaldischen dort sein werden."

„Sollte etwa der Herzog von Bayern auf kaiserlicher Seite stehen?" warf Wambold ein.

„Kein Gedanke!" widersprach Rütlingen. „Der Bayernherzog ist klug, er schwimmt mit dem Strome, steht auf bestem Fuß mit den Schmalkaldischen. Ueberhaupt hat Carl von katholischer Seite nicht den geringsten Beistand zu erwarten. Die Katholiken liegen bereits ohnmächtig am Boden. Der einzige Herzog von Braunschweig wollte den katholischen Schirmvogt spielen, — sothanes Wagniß kostete ihn sein Land und seine Freiheit."

„Sind jene Fürsten eidvergessene Felonisten geworden," sprach Wambold, „dann wird der gemeine Adel in Treue fest zum Kaiser stehen."

Diese ganz ungewöhnlichen, unzeitgemäßen, an das Ungeheuerliche streifenden Worte, veranlaßten die drei Edelleute, den Baron verwundert zu betrachten.

„Ihr scherzet wohl," sagte der Graf.

„Mein voller Ernst! Warum auch nicht? Haltet Ihr etwa den Adel für so verkommen, daß er nicht mehr einzustehen wagt für Recht und Gesetz im Reiche? Die geächteten Fürsten sind ja in Wahrheit Alles, dessen sie der

Kaiser beschuldigt, — Rebellen, — Meineidige, — Reichsverräther, — Landfriedensbrecher, — Hochverräther, — gemeine Diebe und Räuber. Zwingen nicht Ehre und angestammte Treue für Kaiser und Reich den Adel, sein Schwert der Achtsvollstreckung zu weihen?“

Der Graf zuckte mit spöttischem Lächeln die Achsel. Rütlingen murmelte Unverständliches. Der alte Götz von Bühl nickte beifällig.

„Zum Anderen wird männiglich erkennen,“ fuhr Wambold fort, „daß im bevorstehenden Kriege zugleich das Schicksal des gemeinen Adels entschieden wird. Der Kaiser hebt in seiner Achtserklärung hervor: »Die Fürsten trachten, die Freiheit zu unterdrücken und Jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen.« So verhält es sich in der That. Die lauten Klagen des Adels über Gewaltthätigkeiten der Fürsten, denen kein Recht, kein verbrieftes Herkommen, kein Eigenthum heilig, bestätigen die kaiserlichen Worte. Was würde erst geschehen, wenn der Kaiser im Kampfe gegen diese Herren unterläge? Das Schicksal des Adels wäre besiegelt, — er würde der Knechtschaft fürstlicher Willkühr verfallen. Darum verpflichten den Adel nicht blos Treue und Ehre, sondern auch Selbsterhaltung, seinen kaiserlichen Schirmherrn zu unterstützen gegen die despotisch aufstrebende Fürstenschaft.“

Das Hohnlächeln schwand aus Walthers Gesicht; denn Wambolds Rede entsprach der unläugbaren Wirklichkeit.

„Gleicher Meinung bin auch ich!“ sagte Götz von Bühl. „Dem Adel droht Untergang, — keine Frage. Warum? Weil die Fürsten Alle unterdrücken, Alles an sich reißen wollen. Aus Vasallen des Kaisers, was sie nach der Reichsverfassung sind, wollen sie unabhängige Landesfürsten werden, die nach Belieben mit Adel, Bürgern und Bauern umspringen können. Ueberhaupt leben wir in einer ganz gräulichen Zeit. Alles geht auseinander. Jetzt wird auch durch die Lutherpfaffen das gemeine Volk wider den Kaiser gehetzt, derselbe ihm als Freiheitsmörder vorgestellt, was doch stracks gegen die Wahrheit, — dazu als Henkersknecht und Büttel des Antichristes in Rom, — was ein ausgemachter Unsinn. Aber das dumme Volk glaubt den vorgemalten Wauwau, fürchtet sich, hört die Werbetrommel und nimmt Sold gegen den Kaiser, welcher doch nach Herkommen sein Vater und Schirmvogt. Die ganze Nation ist gespalten, in Auflehnung und Verhetzung. Was soll daraus werden? Ohnmacht oder gänzlicher Zerfall. Als noch die deutsche Nation eines Glaubens, da war Einheit, Friede, Macht, Wohlstand. Jetzt benützen herrschsüchtige, habgierige Leute den Spek-

takel mit dem reinen Evangelium, ihre schlechten Praktiken durchzubringen, sich selber emporzuheben, andere hingegen zu berauben und zu knechten. Mir blutet das Herz, wenn ich der vergangenen, glücklichen Zeiten gedenke und daneben der Wirrsale, des Elendes, der Zwietracht und Zerrissenheit unserer Tage. Wäre ich nicht alt, ohne Weile würde ich aufsitzen, dem Kaiser wider die geächteten Tyrannen und Reichsverwüster mannhaft beizustehen. Nun muß ich mein hohes Alter beklagen und bin des Lebens, in so jammervollen Zeiten, schier müde."

Weit mehr, als seine Worte, verriethen Blick und Gesichtsausdruck Bühls schwere Bekümmerniß.

„Seid frohen Muthes, Herr Götz!" tröstete Wambold. „Das weltliche Haupt der Christenheit ist weder von Gott, noch von treuen Helfern verlassen im Kampfe wider Gesetzlose und Aufrührer."

„Werdet Ihr dem Kaiser Vasallentreue leisten, Herr Baron?"

„Gewiß! An der Spitze einer stattlichen, kampfgeübten Schaar werde ich ausziehen," antwortete er, ein Silberstück für den genossenen Wein auf den Tisch legend.

„Gott sei Dank, ächter Adel ist noch nicht ausgestorben!" sprach erfreut der Alte.

Die beiden anderen Tischgenossen blickten verstimmt

nieder. Wambold hatte seine Absicht erreicht und erhob sich. Dem greisen Götz drückte er warm die Rechte. Den Anderen wurde eine sehr förmliche und stumme Abschiedsverbeugung.

„Ein Thor!“ sagte Graf Walther, nachdem Herr Eberhard raschen Schrittes den Saal verlassen. „Nur Narren versuchen es, gegen den Strom zu schwimmen. Wie kann der Adel gegen die Waffenmacht der Bündischen von Schmalkalden aufkommen? — Lächerliches Unterfangen! — Indessen — Narren haben das Vorrecht, erdrückender Uebermacht sich entgegen zu stellen.“

„Eine böse Rede!“ sagte Götz. „Nach altem Brauche darf ein guter Degen die Feinde nicht zählen. Besitzt Wambold den Muth, feindliche Uebermacht im Streite zu bestehen, dann ist er kein Narr, sondern ein ächter Edelmann.“

Nach diesen Worten verließ Götz von Bühl die Weinschenke.

Wambold ritt heim zur Rüstung.

Was die beiden Grimmeisen zu Heidelberg gesehen und gehört, erzählten sie den Gaugenossen. Bevor zwei Tage vergingen, brannte in jeder Seele der Mark heller Zorn über den Frevelsinn der Lutherischen, welche im ganzen Reiche die Kirche zerstören und gewaltsam

die Katholiken zur Ketzerlehre drängen wollten. Gleichen Zorn erregten die Schmähreden und Spottlieder auf Kaiser und Papst, deren höchstes Ansehen im Gau ungeschmälert fortbestand.

„Ich kann's nicht fassen!“ rief Goliath im Kreise der Männer. „Die Lutherischen laufen zusammen in hellen Haufen und sind daran, völlig einzureißen, was sie bis jetzt von unserer Kirche haben übrig gelassen, — und wir hocken müßig daheim und warten, bis auch an uns die Reihe kommt.“

„Gemach, Wolfgang!“ erwiederte ein Kluger. „Unser Baron weiß am Besten, wie viel Uhr es ist. Auch nicht die Minute verpaßt er.“

Als nun Wambold die Mannen zum Thing berief, eilten sie freudig herbei. Wieder stand er auf dem Opferstein und sprach zu den Landsassen. In scharfen Strichen schilderte er den höchst gefährlichen Zustand des Reiches, die Nothlage des Kaisers und die Pflicht jedes ächten deutschen Mannes, den Schirmherrn von Recht und Freiheit zu unterstützen.

„Indem wir aber,“ fuhr er fort, „dem Kaiser Beistand leisten gegen die Feinde der Ordnung, streiten wir zugleich für unser eigenes Wohlergehen. Der evangelische Bund hat beschlossen und läßt solches von allen Kanzeln

predigen, daß er nicht inne hält, bis der letzte Priester vom deutschen Boden vertrieben, unsere heilige Kirche gänzlich vernichtet ist. Unterliegt also der Kaiser im Kampfe, dann ist Alles verloren. Auch unser Gau wird das Schicksal des ganzen Reiches theilen und zur Ketzerlehre gezwungen werden. Ihr werdet nicht mehr die trostreichen, erhabenen Worte unserer heiligen Mutter hören; denn auf den Kanzeln stehen nicht Sendboten unserer Kirche, sondern Sendlinge des abgefallenen Mönches Luther, — nicht geweihte Priester, sondern mancherlei Gesellen, Schuster, Schneider und dergleichen Diener am Lutherwort. Es wird dann nicht mehr dargebracht das geheimnißvolle Opfer der heiligen Messe, die heiligen Sakramente werden nicht mehr gespendet, geistige Verlassenheit und Oede wird herrschen. — Und was geschieht mit euren Grundrechten? Blicket nach Hessen, nach Würtemberg, nach Sachsen, blicket überall hin, wo lutherische Fürsten gebieten, — was sehet ihr? Unterdrückte, ihrer Gerechtsamen und Freiheiten beraubte Bauern, — elende Sklaven herrschsüchtiger und habgieriger Zwingherren. Dieses Unglück von uns abzuwenden, müssen wir die Säule der Volksrechte und gemeiner Freiheit, den Kaiser, nach bestem Vermögen stützen und halten. Wir müssen ausziehen zum Kampfe für unseren heiligen katholischen

Glauben und für unsere herkömmlichen Gerechtsame. — Mannen, ich frage euch, seid ihr dessen Willens?“

„Ausziehen! Es lebe der Kaiser! Zu den Waffen!“ rief es stürmisch.

„Von eurer Mannhaftigkeit und Einsicht habe ich diesen Entschluß erwartet,“ fuhr Wambold fort. „Da jedoch der Krieg viele Monate währen kann, so habe ich erwogen und beschlossen, nur aus den ledigen jungen Männern meine Gefolgschaft zu wählen. Die Verheiratheten können für so lange Frist unmöglich abkommen, ohne schweren Schaden für das Hauswesen. Darum bleiben sie daheim bei Weib und Kindern.“

Das beifällige Kopfnicken älterer Männer enthielt freudige Anerkennung der grundherrlichen Fürsorge. Dennoch war diese Befriedigung nur vereinzelt. Betrübte Gesichter und mißfälliges Kopfschütteln bewiesen vielmehr eine ungünstige Aufnahme dieser Entscheidung.

Wambold zog einen beschriebenen Zettel hervor.

„Fünfzig Auserlesene werden in zwei Tagen mit mir ausziehen und zwar folgende!“

Er las die Namen, deren Träger man sofort an den freudig erglühenden Gesichtern erkannte.

„Meine lieben Grundholde!“ schloß der Baron. „Ich setze in eure bewährte Tüchtigkeit und Treue volles Ver-

trauen und erwarte, daß während meiner Abwesenheit der ruhige, gewöhnliche, ordnungsmäßige Gang des Fleißes und der Rechtschaffenheit durch keinen einzigen Fall gestört werde. Meinem ältesten Sohne übertrage ich alle Rechte und Pflichten eures Schirmvogtes. Und eurer treuen Hut empfehle ich Weib und Kinder, mich selbst und alle Ausziehenden euren Gebeten. Lebet wohl, — Gott sei mit euch!“

Herr Eberhard verschwand vom Opferstein und war bereits einige hundert Schritte nach der Burg geeilt, als ihn hastende Schritte veranlaßten, umzuschauen. Grimmeisen, der Rothbart, stand vor ihm. Eine Sache von höchster Wichtigkeit mochte den Wappenschmied erregen; denn die gedrungene Gestalt bebte vor innerer Bewegung.

„Hast Du ein besonderes Anliegen, Reinhard?“

„Ja, Gnaden, — ein sehr großes Anliegen! Ihr habt verboten, daß verheirathete Mannen ausziehen mit Euch, — und ich bin verheirathet.“

„Darum bleibst Du daheim bei der Arbeit, bei Weib und Kindern.“

„Ja, — verzeiht, ich möcht' aber um's Leben gern dabei sein, wenn's gilt, zu streiten für unsere Religion, für unsere Gerechtsame und für den Sieg des Kaisers über die Reichsunholde.“

„Du kannst nicht dabei sein, — ich darf keine Ausnahme machen.“

„Wenn's Eure Gnaden recht nimmt, könnt Ihr doch eine Ausnahme machen, weil ich selber eine Ausnahme bin,“ sprach im Tone bittender Vorstellung der Rothbart. „Ich bin Wappenschmied, den Ihr wohl brauchen werdet. Wenn Eure Rüstung in der Schlacht Schaden leidet, wer soll sie ausbessern? Wenn Eurem Rosse ein Nagel, oder gar ein Eisen mangelt, wer soll helfen? Darum laßt Euren Reinhard nicht daheim.“

„Dein Sorgen um Deinen Herrn in Feldzügen kenne ich aus vergangenen Zeiten und bleibe Dir dankbar. Dennoch kann es diesmal nicht sein. Du hast vier Kinder, die ich ihres Vaters nicht berauben darf.“

„Mit Verlaub, Gnaden, meine Kinder sind alle erwachsen. Der Aelteste versteht den Ackerbau besser, als ich, — die Geschwister helfen ihm. Mein Weib ist gesund und klug, führt musterhaft das Hauswesen, — ich bin ganz und gar überflüssig daheim.“

Herr Eberhard betrachtete die muskulöse Gestalt des Mannes, welcher in der Haltung eines flehenden Knaben vor ihm stand, und lächelte. Der Rothbart bemerkte sofort das schmelzende Eis und spielte jetzt seinen besten Trumpf aus.

„Vormals seid Ihr gar nicht ausgezogen ohne mich. Ich war dabei gegen die Wälschen und gegen die Mohren, — warum darf ich nicht dabei sein, wann's geht wider Ketzer und Kaisermörder? Und dann, Gnaden, gedenket jener grausig blutigen Schlacht bei Pavia! Dort seid Ihr dermaßen unbändig in die Feinde eingebrochen, daß Keiner Euch folgen konnte — außer mir."

„Ja, — ja, dort hast Du mich herausgehauen!" rief Wambold unwillkührlich aus. „Ohne Deinen Beistand wäre ich vor Pavia gefallen."

„Erwäget, gnädiger Herr, — bedenket, — könnte derselbe Fall nicht wieder eintreffen? Wer soll Euch heraushauen, wenn ich daheim sitze? — Nehmet mich mit, Gnaden, nehmet mich mit!"

„Wohlan, Du sollst auch diesmal dabei sein!" entschied der Baron. „Aber laß nichts merken, sonst kommen noch viele Andere mit gleichem Begehren."

Grimmeisens Augen leuchteten vor Freude, Gesicht und Bart flossen in eine flammende Gluth zusammen.

„Dank und vergelt's Gott, Eure Gnaden!" sagte er und ging heimwärts, die Fragen der Männer, über seinen beobachteten Verkehr mit dem Gnädigen, durch freundliches Grüßen und Weitergehen beantwortend.

Siebenzehntes Kapitel.

Der regelmäßige Lauf der Dinge im Gau ließ die Abwesenheit des Grundherrn nicht erkennen. Alles ging die gewohnte Bahn in Haus und Feld. Die Arbeiten, wie die Zeit sie forderte, wurden verrichtet, obwohl über hundert starke Arme fehlten und auch Wambolds umsichtige Thätigkeit. Nur Frau Hedwig bildete eine Ausnahme. Pflichtgefühl und emsiges Walten der Hausfrau schienen gänzlich erloschen. Fast unabläßig weinte sie um den geschiedenen Gemahl, den sie, nach düsterer Ahnung, auf Erden niemals wiedersehen sollte. Umsonst bemühte sich Emma, die Gramvolle zu trösten.

„Weßhalb Herzeleid und Thränen ohne Maß, vielliebe Mutter? Wie eindringlich und klar hat uns doch der Vater gezeigt, daß er ausziehen müsse in den Kampf. Wenn der Kaiser unterliegt im Streite, hat er gesagt, dann sei auch unser Verderben ganz unabwendbar. Die

Feinde werden einbrechen in unser Land, — sie werden Kloster und Kirchen verwüsten, — sie werden uns quälen und drängen zum Ketzerglauben, und so wir dessen nicht Willens, werden sie uns in das Elend treiben oder tödten. Solchen Jammer abzuwenden, mußte Vater in den Krieg reiten und dem Kaiser zum Siege helfen, damit wir auch fürderhin glücklich leben können. Darum klaget nicht, liebwerthe Mutter, — es mußte sein!"

„Ja, es mußte sein, — Gott helfe uns!" sprach Frau Hedwig und trocknete ihre Thränen, — jedoch nur für den Augenblick.

So rang Eberhards treues Gemahl durch einige Wochen mit Schmerz und Wehe. Dann forderte ihr Recht die heilende Zeit. Hedwig ertrug mit duldender Ergebung das Unvermeidliche, und die Arbeiten in der Hauswirthschaft traten lindernd ein.

Alfred bekleidete mit Einsicht und Würde die Stelle des Vaters. Seit jenem furchtbaren Kampfe mit der Leidenschaft, darin die übernatürliche Macht des religiösen Glaubens ihn zum Siege führte, war der junge Mann über seine Jahre ernst und nachdenkend geworden. Das vermeintliche höchste Glück auf Erden brachte er seiner besseren Erkenntniß zum Opfer, jedoch nicht ohne bleibende Nachwirkung. Der frohe Jugendmuth war dahin.

Wie schmerzliches Entsagen und wehmuthsvoller Ernst lag es in seinem Wesen. Aber seine Haltung war ruhig und sicher. Mit regem Eifer und Pünktlichkeit oblag er seinen Berufspflichten. Erschien Elisabeth zum Besuche auf Wamboldstein, dann kam über den jungen Mann eine eigenthümliche Unruhe und Beklommenheit. Er vermied es, mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen, genügte nur den Förmlichkeiten des Anstandes und hatte für den Gast eine sehr ernste Hochachtung.

Seit Wambolds Abwesenheit mit der Verantwortung des Grundherrn belastet, vergaß Alfred über den Sorgen und vielseitigen Ansprüchen der Mark gleichsam sich selbst. Die ununterbrochene Thätigkeit ließ ihm keine Frist, über den namenlosen Verlust nachzudenken, und ebenso wenig blieb ihm Zeit, mit verlockenden Gebilden idealer Empfindungen sich zu täuschen.

Bei einem geschäftlichen Ritte kam er an Hanfrieds Weiler vorbei. Die Erinnerung an das erste Begegnen mit Elisabeth tauchte lebhaft in seiner Seele auf. Nun bewiesen das schmerzliche Zucken um den Mund, sowie der tieftraurige Ausdruck seiner Augen, daß auch der viel Beschäftigte, rastlos Thätige nicht gefeit sei gegen anfliegende Schwächen. Als wolle er einer Stätte entrinnen, die ihn anmuthete, wie verlorenes Paradies,

spornte er das Pferd zu schnellem Laufe. Nach wenigen Minuten befand er sich im Walde und ritt langsam im Schatten riesiger Buchen dahin. Redlich bemüht, andrängende Empfindungen der Sehnsucht nach dem unerreichbaren Glücke abzuwehren, betrachtete er mit prüfenden Augen des sachkundigen Forstmannes den Bestand des Hochwaldes. Allein der Kunstgriff mißlang vollständig; denn nichts reizt mehr die Thätigkeit der Einbildungskraft, als die waltenden Geheimnisse und die hoheitsvolle Stille des Waldes. So kam es, daß er bald nicht mehr einen einzigen schlagreifen Baum sah, weil ihm das Burgfräulein jeden Ausblick abschnitt. Er mochte das Auge auf die Hochstämme richten, oder zu den Kronen erheben, allenthalben die gleiche jungfräuliche Erscheinung, — nur Lichter und Glanz des Heiligenscheines, womit der Seher die Geschaute umgab, wechselten in reicher Mannigfaltigkeit.

Er nahte der Stelle, wo der Pfad von Froburg den Berg herabführte, — jener Pfad, den Elisabeth nach dem Weiler zu gehen pflegte, — derselbe Pfad, den er mit ihr dereinst gewandelt. Er gedachte ihrer damaligen Huld gegen ihn, ihrer herablassenden Güte und seiner eigenen Befangenheit, ob der großen Macht ihrer Schönheit. Wie hatte sich Alles geändert! Welche glücklichen Stunden

und schönen Träumen wechselten zwischen damals und heute mit Enttäuschungen und qualvoller Hoffnungslosigkeit, bis zum errungenen Siege der Entsagung! Seine religiöse Ueberzeugung befähigte ihn zwar zum schmerzlichsten Opfer des Herzens, dargebracht auf dem Altare der Pflicht, — unnahbar und erhaben, selbst für das Begehren seiner idealen Liebe, thronte die künftige Braut des Herrn. So konnte er sich des ersehnten Glückes entäußern, nicht aber seiner Liebe. Dieselbe bestand fort, weil sich zwar die Regungen des Gemüthslebens dem Gebote des Willens unterwerfen müssen, aber deßhalb nicht sterben.

Als der traurig gestimmte Reiter zur Stelle kam, wo der Pfad in den Waldweg mündete, stieg Elisabeth von Froburg die Höhe nieder. Sie stand im Begriffe, die Großmutter zu besuchen, was in letzter Zeit häufig geschah. Die Einsamkeit des Burglebens war ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande nicht günstig, weßhalb sie täglich Ausflüge unternahm, durch Zerstreuung und Verkehr das Seelenleiden zu mäßigen. Sie war auf etwa hundert Schritte dem Waldwege nahe gekommen. Der Pfad bog gerade um einen Fels und fiel dann in gerader Linie sehr steil nach dem Wege ab. Da klang dumpfer Hufschlag. Sie blieb lauschend stehen, spähte

zwischen den Bäumen abwärts und erkannte den Reiter. Ein betäubender Gemüthssturm überfiel sie. Ihre Glieder bebten und ein leiser Schrei entschlüpfte ihren Lippen. Mit äußerster Anstrengung rang sie nach Fassung, drückte beide Hände auf die Brust und stand unbeweglich. In dieser plötzlichen Seelenerschütterung erkannte sie dennoch klar die Nothwendigkeit, Alfred an diesem einsamen Orte nicht begegnen zu dürfen. Sie fürchtete, in solcher Lage besonnene Ruhe und gleichmüthige Haltung des gewöhnlichen Umgangs nicht bewahren zu können. Ihr Benehmen, ihr Mienenspiel, ihre Befangenheit, Alles mußte ihm den Zwiespalt ihres Inneren, die Leidenschaft ihres Herzens verrathen. Darum wünschte sie und hoffte, er werde vorbei reiten, ohne sie zu bemerken. Sie täuschte sich.

Als der junge Baron zur Stelle kam, drängte es ihn, den Pfad hinaufzuspähen, den Jene zu gehen pflegte, welche den Gegenstand seiner Betrachtungen bildete. Er hielt das Pferd an und schaute aufwärts. Unbeschreibliche Ueberraschung malte sich in seinen Zügen. War es Sinnestäuschung oder Wirklichkeit? Er mochte an erstere glauben; denn er fuhr einige Male mit flacher Hand über die Augen und blickte dann wieder empor. Die Erscheinung blieb. Regungslos stand Elisabeth vor dem Stein, beide Hände über die Brust gelegt, den Blick, wie

hilfesuchend, zum Himmel gehoben, im Angesichte stark ausgeprägte Merkmale von Angst und Bestürzung. Ebenso regungslos saß er im Sattel, fortwährend spähend. Jetzt zog er grüßend den Hut. Sie ließ den Gruß unbeachtet. Er blickte schärfer und erschrack. Ihre Haltung und die Schrift ihres Antlitzes enthüllten ihm Schmerz, Seelenangst und grenzenlose Verwirrung. Er begriff ihren Jammer und errieth die Ursache ihres Verhaltens.

„Gnädigstes Fräulein, verzeiht meine Kühnheit!“ rief er empor.

Weiter kam er nicht in seiner Rede. Sie machte, mit der Raschheit des Unwillkührlichen, eine abwehrende Handbewegung und verschwand, eiligen Schrittes den Berg emporsteigend.

Alfred verschränkte vor der Brust die Arme, senkte den Kopf und saß lange grübelnd. Dann zog es über sein Gesicht, wie Strenge und Mißbilligung.

„Nein,“ — rief er aus, das Haupt emporwerfend, „Solches kann nicht Gottes Wille sein!“

Er wandte das Pferd, gab ihm den Sporn, jagte durch den Wald zurück, flog in sausendem Galopp an Hanfrieds Behausung vorbei und sprang, eine halbe Stunde später, im Klosterhofe zu Münster aus dem Sattel. Nach langer Unterredung mit dem Prior, kehrte

er nach Wamboldstein zurück und zwar mit der Miene eines Mannes, der mit seinem Thun höchst zufrieden.

Am folgenden Morgen bestieg Prior Engelhard sein Maulthier und ritt, in Begleitung eines Laienbruders, nach Froburg.

Frau Richmunde war in hauswirthschaftlichen Angelegenheiten nach dem Dorfe hinabgestiegen. Ihre Tochter saß am geöffneten Fenster der Wohnstube, auf dem Schooße eine Näharbeit. Ihre Hand feierte, ihr Blick hing schwermüthig an den duftig blauen Wänden der gegenüber liegenden Berge. Harmvoll war der Ausdruck ihres feinen Antlitzes, ihr Auge müde, abgespannt und gedrückt ihr ganzes Wesen. Nach einer schlaflosen Nacht beschäftigte sie eben wieder das Begegnen mit Alfred. Gestern hatte sie unter dem Zwange plötzlich hervorbrechender Gefühle gehandelt, — heute fand sie ihr Benehmen seltsam, linkisch, fast thöricht. Was mochte er von ihr denken? Und doch, — sie durfte ihm nicht in jener Waldeseinsamkeit gegenüber treten, ohne Gefahr, ihre Sicherheit zu verlieren, ihr Inneres ihm zu enthüllen. — — Hatte sie aber nicht gerade durch ein solches Benehmen verrathen, was sie zu verbergen strebte? — Bei diesem Gedanken überströmte jähe Röthe ihr Angesicht, jedoch nur flüchtig; denn es folgte unmittelbar eine

schmerzliche Bläſſe. Hatte er den Schlüſſel zu ihrem auffallenden Gebahren gefunden, dann mußte er sie beklagen, oder gar verachten, weil sie nicht die Kraft besaß, Empfindungen abzuweisen, die mit ihrem gelobten Berufe ganz unvereinbar, zwecklos, vielleicht dazu sündhaft waren. Merkmale der Beschämung und tiefen Wehes spiegelten sich in ihren Zügen; dann fielen Thränen in ihren Schooß. Gleichsam versunken in Schmerz, vernahm sie das leise Pochen an der Thüre nicht. Da öffnete sich dieselbe, und die ehrwürdige Gestalt des Priors Engelhard erschien unter dem Eingang.

In höchstem Grade überrascht, erhob sich das Burgfräulein.

„Gott sei mit Euch, meine Tochter!“ grüßte väterlich der greise Prälat. „Längst wollte ich herüberkommen, unserer Retterin zu danken, doch immer verhinderten zwingende Berufspflichten die Ausführung meines Entschlusses. Empfanget nun herzinnigen Dank von dem Convente unseres Klosters und von meiner Geringheit. Ohne Euer muthvolles und kluges Handeln hätte unser Kloster das Geschick vieler Tausend religiöser Genossenschaften im Reiche getheilt, es läge in Ruinen, die Brüder wären erschlagen, oder vertrieben. Außerdem wäre in der Mark Wamboldstein unsere heilige Kirche vernichtet,

die Bevölkerung zur Irrlehre gezwungen worden. Abgesehen von den hiebei begangenen Missethaten, wie solche überall geschehen, wo bei Raub und Mord unsere heilige Mutter verdrängt und die Häresie eingeführt wird, — abgesehen hievon wären ohne Euer Dazwischentreten zahllose Seelen gegenwärtiger und künftiger Zeiten, durch den Irrglauben von der Gemeinschaft der Heiligen geschieden, dem ewigen Verderben kaum entgangen. Diese ganze unabsehbare Kette von zeitlichem und ewigem Unheil habt Ihr abgewandt. Darum möge Euch schirmen und segnen auf allen Wegen der vergeltende Gott!"

Die Worte erfüllten sie mit Freude und Trost.

„Dank, ehrwürdiger Vater, für das gespendete Lob, allzugroß für mein geringes Thun! Seid willkommen und gestattet, daß ich für Eure Bewirthung sorge."

„Nicht doch, edles Fräulein! Ich kann hier nicht lange weilen und werde bei unserem Bruder Cyprian, den ich begrüßen will, des Leibes Nothdurft bedenken. Und weil die Zeit drängt, möchte ich ohne Säumen über eine höchst wichtige Angelegenheit mit Euch sprechen."

Er ließ sich auf einem Stuhle nieder, während das Burgfräulein, nicht wenig gespannt auf die „höchst wichtige Angelegenheit", ihm gegenüber Platz nahm.

„Nicht wahr, meine Tochter," begann der Greis,

„mit Eurer Rettungsthat steht ein Gelübde in Verbindung, das Ihr abgelegt habt?“

Die plötzliche, ganz unerwartete Berührung dessen, was seit langer Zeit die Quelle schwerer Leiden, versetzte Elisabeth in Bestürzung. Wie vom Blitze getroffen, saß sie da, unvermögend ein Wort hervorzubringen. Der Prior, durch Beruf und hohes Alter ein tiefer Menschenkenner, durchschaute sofort die Bestürzte und Stumme.

„Mein liebes Kind,“ sprach er mit väterlicher Zärtlichkeit, „vergiß nicht, wer zu Dir spricht und in welcher Absicht er dies thut. Seit Jahrhunderten gehört die Herrschaft Froburg zum seelsorglichen Wirkungskreise unseres Klosters. Sohin bin ich, obwohl unwürdig, Dein geistlicher Vater und vor Gott verpflichtet, für Dein zeitliches und ewiges Heil sogar, wenn es sein müßte, mein Leben hinzugeben. — Demzufolge habet Vertrauen, gnädiges Fräulein! Erzählet mir aufrichtig, wie und warum Ihr jenes Gelübde gethan, damit ich Euch Beistand leisten kann in schwerer Seelennoth.“

Die liebreiche Art des Mönches erhöhte noch das unbeschränkte Vertrauen, welches geistige Hoheit und Ehrwürdigkeit Engelhards ihr einflößten. Aber die letzten Worte erweckten berechtigtes Staunen. Woher kannte der Prälat ihre „schwere Seelennoth“? Flüchtig ruhte ihr

Blick auf der weißen Gestalt des Dominikaners, in dessen asketisch verklärten Zügen die milde Ruhe fast gestört wurde, durch den Ausdruck erwartungsvoller Spannung.

„Ich bin glücklich, ehrwürdiger Vater, Eure Theilnahme zu verdienen," sprach sie mit etwas unsicherer Stimme. „Gerne bin ich bereit, dem Wunsche Eurer Hochwürden zu entsprechen, möchte jedoch zuerst fragen, wer Euch von meinem Gelübde und dessen Folgen in Kenntniß setzte."

„Warum sollte ich den Namen eines Mannes verschweigen, welcher den innigsten Antheil für Euch bewiesen? Solches that unser edelsinniger Alfred."

„Gestern?" forschte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gestern, meine Tochter! — Nun erzählet aufrichtig und auch umständlich die Geschichte Eures Gelübdes," ermuthigte er.

Sie that es, mit gesenkten Blicken, in der Haltung eines Beichtkindes, das seinem geistlichen Vater und Seelenarzt die geheimsten Falten des Herzens öffnet. Zuweilen warf sie einen flüchtigen Forscherblick auf den Zuhörer, dessen väterlich mildes Angesicht der Forscherin nicht die mindeste Verwunderung, Mißbilligung oder andere Eindrücke über das Gehörte verrieth. Als sie die furchtbaren Wirkungen des väterlichen Fluches auf ihr Gemüth und die

Gewissenspein schilderte, ob des Frevels, über den Vater Unglück gebracht zu haben, um Alfred zu retten, als sie berichtete, zur Sühne dieses Frevels gelobt zu haben, den Schleier zu nehmen und allen Freuden der Welt zu entsagen, — da bewegte der Greis kaum merklich und mißbilligend das Haupt. Dann lauschte er ihren Worten bis zum Schlusse, der im offenen Bekenntnisse ihrer Seelenleiden bestand. Jetzt schwieg sie und blickte mit Ergebung auf den weißen Mönch, der ihr Urtheil sprechen sollte.

„Meine Tochter," hob Engelhard an, „Ihr habt übereilt und im Zustande großer Verwirrung einen Schritt gethan, der nur nach langer Selbstprüfung, unter Anrufung des göttlichen Beistandes um Erleuchtung, gethan werden soll. Auch darin habt Ihr gefehlt, nicht den Rath Eurer Mutter oder Jener, die Gott als Seelenführer bestellte, begehrt zu haben. Freilich sind leider die Beziehungen zwischen Froburg und Münster seit vielen Jahren erkaltet, in Folge der unseligen Wirrsale der Zeit. Hätte die frühere geistige Verbindung zwischen Burg und Kloster noch bestanden, Ihr wäret nicht rathlos gewesen, würdet den Beistand Eures Seelenführers verlangt haben, das Gelübde wäre unterblieben und auch alle sich daran knüpfenden Leiden und Kümmernisse. — Jede Berufswahl

ist eine Sache von höchster Wichtigkeit. Ein verfehlter Beruf kann zeitliches Unglück und ewiges Verderben zur Folge haben. Namentlich bedarf die Neigung zum Ordensstand der reiflichsten Erwägung und strengster Selbstprüfung. Nicht Allen ist es von Gott gegeben, den erlaubten Genüssen der Welt zu entsagen, durch beständige Abtödtung, Selbstverläugnung, gewissenhafte Beobachtung der Ordensregeln nach möglichster Vollkommenheit zu streben. Ihr habt den wonnesamen Frieden und die Glückseligkeit der Bräute Christi in Sion gesehen, — aber die Kämpfe, welche zur Höhe des Lebens in Gott führten, habt Ihr nicht gesehen. Nach einer Aeußerung unseres Heilandes, der gesagt hat: »Wer es fassen kann, der fasse es,« — und nach der Lehre unserer heiligen Kirche, sind nicht alle Menschen auserwählt, jene Kämpfe siegreich zu bestehen. Wer unberufen eindringt, der stürzt sich in das Verderben und bringt dem Kloster Schande. Solch ein Mann ist Martin Luther. Zum Ordensstande hatte er keinen Beruf und dachte nicht daran, Mönch zu werden. Als aber im Streite sein Freund erstochen wurde, ihm zur Seite, da entschloß er sich, im Kloster zu sühnen und zu büßen. Später deutete er selbst den Beweggrund zum Ordensstande seinem Vater an, dem er schrieb: »Ich ward ja nicht gerne und willig ein Mönch,

sondern als ich mit Schrecken und Angst eilends umgeben, gelobte ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde [1]).«

— Also, meine Tochter, — Schrecken, Angst und Verwirrung dürfen nicht bestimmen, einen steilen Pfad zu beschreiten, der zwar zum Himmel führt, aber nur die Auserwählten."

Er schwieg. Elisabeth senkte das Haupt.

„Ich bekenne mich schuldig, ohne Ueberlegung, vielleicht sogar vermessen gehandelt zu haben," sagte sie. „Unwerth bin ich, der hehren Bräuteschaar Christi anzugehören, — daher die Seelenleiden, der Zwiespalt meines Inneren."

„So ist es!" sprach kopfnickend der Prior. „Wäret Ihr berufen, das Gelübde würde Euch mit Wonne und süßer Freude in Gott erfüllt haben. — Noch eine Frage. Ihr habt nicht klar ausgedrückt, wem Ihr das Gelübde gethan."

„Unserer Liebenfrau."

„Nicht Gott?"

„Nein, ehrwürdiger Vater! Der Zuflucht der Bedrängten,

---

1) Jarcke, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation, S. 22.

der Mutter des Herrn, gelobte ich, den Schleier zu nehmen."

„Das ist kein Gelübde!" entschied der Prälat. „Keinem Heiligen kann man, nach der Kirchenlehre, ein Gelübde machen, sondern nur Gott. Demnach seid Ihr in keiner Weise gebunden. In Folge besserer Erkenntniß nehmet Ihr jetzt das einfache Versprechen zurück und seid völlig frei."

Unbeschreiblicher Jubel malte sich in den Zügen Elisabeths. Sie sank vor dem Sitzenden in die Kniee, küßte dessen Hände und benetzte sie mit Thränen der Freude.

„Mäßigung, meine Tochter, Mäßigung!" sprach ernst der Prior. „Weder Leid, noch Wonne dürfen uns die Schranken des Schicklichen überschreiten lassen. In allen Dingen Gott die Ehre!"

Sie saß ihm wieder gegenüber, kaum fähig, die andrängenden Gemüthsbewegungen zu bändigen.

„Unser Augenmerk muß stets darauf gerichtet sein," fuhr der greise Mönch fort, „daß in allen Dingen Gottes Wille geschehe. Nicht ein Beruf, sei er im Kloster, sei er in der Welt, sichert die Erreichung unserer Bestimmung, welche in der Anschauung Gottes, in ewiger Seligkeit besteht, sondern Treue und Gehorsam im Dienste des Allerhöchsten. Ein armer Mensch, der sein schweres

Tagewerk beginnt mit der guten Meinung, nach Gottes Willen die Lasten und Mühsale seines Berufes zu tragen, dabei gewissenhaft die Gebote des Herrn beobachtet, wird am Schlusse irdischer Laufbahn mit der Krone ewiger Herrlichkeit belohnt, während Andere, die hienieden Fürstenkronen trugen im Geiste der Hoffart und gottloser Gesinnung, im Jenseits arm, elend, namenlos unglücklich sein werden. Gedenket der Parabel Jesu vom reichen Prasser und armen Lazarus. — Also nicht der Beruf begründet unser Heil, sondern Pflichttreue in jedem Berufe. Tretet Ihr mit einem frommen, edelgesinnten Manne in den heiligen Ehestand, erfüllet Ihr beharrlich die vielseitigen Pflichten dieses wichtigen Standes, dann ist Euer Leben kein verlorenes, sondern die Quelle himmlischer Wonne im Reiche der Vergeltung."

Der Eindruck der ehrfurchtgebietenden Gestalt, vor ihr thronend, wie von hehrem Lichtglanze umflossen, hatte rasch Elisabeths leidenschaftliche Erregung in besonnene Haltung gewandelt. Mit andächtiger Aufmerksamkeit war sie der Belehrung gefolgt.

„Für die Unterweisung danke ich Euch, mein Vater, und auch für die Erlösung aus schwerer Seelennoth! Ein großes Werk der Barmherzigkeit habt Ihr an mir gethan, das Euch Gott vergelten möge."

„Darum bin ich Euch Dank schuldig, meine Tochter," versetzte lächelnd der Prior; „denn Ihr seid meiner Geringheit Anlaß gewesen, nach Gottes Willen zu handeln und außerdem mich zu erfreuen, an der Wonne Eures wieder erlangten Seelenfriedens. — Grüßet herzinnig Eure liebwerthe Frau Mutter!" schloß er, sich erhebend.

Elisabeth begleitete ihn bis in den Burghof, wo der Laienbruder zwischen dem Maulthiere des Prälaten und seinem Klepper stand.

„Ich fühle mich beschämt, ehrwürdiger Vater, daß Ihr und der Bruder ohne Labsal von hinnen geht."

„Ihr täuschet Euch, gnädiges Fräulein!" entgegnete freundlich der Prior. „Unser geistiger Verkehr und die goldenen Früchte dieses Verkehres boten weit mehr Labsal und Erquickung, als Getränke und Speisen zu bieten vermögen."

Zum Abschiede reichte er ihr die Hand, welche das Burgfräulein ehrerbietig küßte.

Mit Hilfe des Bruders gelangte der Greis glücklich in den Sattel, winkte nochmals Lebewohl und ritt von dannen.

Elisabeth stieg zu ihrer Kammer empor, wo es sie

drängte, der waltenden Vorsehung für die gewordene Hilfe zu danken.

Als Frau Richmunde einige Stunden später heimkehrte, fand sie eine völlig veränderte Tochter. Ganz Freude und Entzücken, eilte ihr Elisabeth entgegen, umschlang sie mit beiden Armen und erstickte sie fast durch ihre Küsse.

Achtzehntes Kapitel.

Herr Christoph und Bruder Bernhard saßen neben einander auf einer Bank im Schloßgarten. Dem Gefangenen war der Umgang mit dem sanften, klugen Dominikaner zum Bedürfniß geworden. Die Folgen des Verkehrs äußerten sich bei dem früheren Säufer in fortschreitender Sinnesänderung zum Besseren.

„Man kann es nicht läugnen, Baron Wambold ist ein ganzer Mann!“ sagte Froburg. „Seiner Tüchtigkeit verdankt dieses gesegnete Land Wohlhabenheit, Frieden und Glück. Seine Schirmvogtei ist kein leeres Wort. Mit starker Hand wehrt er Feinde ab, schützt das Eigen der Grundholde, deren Gerechtsame und Freiheiten. Kein Wunder, daß ihn die Bauern lieben und verehren, — er verdient es. Nicht umsonst war meine Haft. Wambold hat mir durch sein Beispiel gezeigt, wie man es machen muß, um für sich selbst und für andere Zufriedenheit und Wohlstand zu erringen.“

„Ueberſehet nicht, gnädiger Herr, was beharrliche Pflichterfüllung Wambolds ermöglichte," entgegnete Bernhard. „An ſich iſt ja der Menſch außerordentlich ſchwach, ganz unvermögend, den böſen Neigungen und Leidenſchaften zu widerſtehen, ausdauernd Gottes Gebote zu halten und den Obliegenheiten des Berufes zu genügen. Darum ſagt mahnend unſer Heiland: »Ohne mich könnt ihr nichts thun!« So iſt zu allem Guten dem Menſchen Gottes Beiſtand von Nöthen. Weil nun Herr Eberhard ein guter Chriſt, ſtets wandelnd in Gehorſam vor des Allerhöchſten Angeſicht, dazu nicht ſäumig, von den Gnadenmitteln Gebrauch zu machen, welche Gott in ſeiner heiligen Kirche niederlegte, — darum ruht des Himmels Segen auf ſeinem Thun. Eben darum achtet und ſchirmt er die hergebrachten Rechte ſeiner Eigenleute, — darum flieht er die himmelſchreienden Ungerechtigkeiten neugläubiger Obrigkeiten, welche ihre Unterthanen unterdrücken, ausbeuten, alle Pflichten gegen dieſelben vergeſſen."

Zur letzten Behauptung lieferte auch der neugläubige Froburg einen Beweis. Dennoch empfand er die Worte nicht als beleidigenden Vorwurf, weil er ſchon ſo weit geiſtig emporgeſtiegen war, verdiente Anklagen ſchweigend ertragen zu können und erkannte Vergehen unbeſchönigt zu laſſen.

„Es ist so, wie Ihr sagt, — man kann es nicht läugnen," sprach er. „Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, daß mein Vater ganz ebenso wirthschaftete, wie jetzt Wambold, weil beide auf gleichem Boden religiöser Anschauung standen; denn im Grunde regelt die Religion jedes Ding im Menschenleben. So war damals die Herrschaft Froburg wohlhabend und glücklich. Ja, — ja, — es ist schon so! Luthers Evangelium hat Manches eingerissen, aber nichts aufgebaut, — Unheil und Wirrwarr, aber keinen Segen gestiftet. — — Im Uebrigen hat Jegliches zwei Seiten. Der römischen Zwingherrschaft sind wir ledig. Die Römer leeren nicht mehr deutsche Taschen, verkaufen nicht mehr deutsche Pfründen um hohe Summen."

Froburg berührte einen unbestreitbaren Mißbrauch, der längst die Deutschen gegen Rom erbitterte und den Abfall von der Kirche förderte.

„Eure Gnaden hat Recht! Die Römer sind mitunter böse Menschen, geldgierige Leute und arge Zöllner," sagte betrübt der Mönch. „Wenn jedoch die Römer unrecht handeln, so ist dies kein Grund, unsere heilige Mutter, die reine Braut unseres Heilandes, zu verlassen. Haben denn die Römer das Licht der Wahrheit vom Himmel gebracht? Sind die Römer für uns am Kreuze

gestorben? Haben die Römer die Kirche gestiftet, die heiligen Sakramente eingesetzt? Verhießen die Römer Gottes Getreuen ewigen Lohn? Dies Alles haben nicht die Römer gethan, sondern unser Herr Jesus. Wie mögen also Habgier und Herrschsucht der Römer verleiten, aus der katholischen Kirche zu laufen und der Irrlehre anzuhängen? Ich meine, dies sei weder löblich, noch vernünftig, noch heilsam, — obwohl ich Armseliger gleichermaßen gehandelt habe, — mea culpa, mea maxima culp[illegible] und er legte zerknirscht die Hand auf die Brust.

„Seid guten Muthes, Bruder Bernhard! Ihr habt ja den Fehler geschlichtet und gebüßt. Was jedoch die Römer angeht, so ist nicht zu vergessen, daß Papst und Cardinäle eben Römer sind. Schulden die Katholiken dem rön[illegible]apst Gehorsam, dann haben Herrschsucht und [illegible]römer gute Wege."

„([illegible]n vermengt die Dinge in einer Weise, daß J. [illegible] entstehen müssen," erwiederte Bernhard. „Der erste Bischof von Rom war der heilige Apostel Petrus, den Christus zum sichtbaren Oberhaupte seiner Kirche einsetzte. So sind nun durch alle Jahrhunderte die Bischöfe von Rom die Nachfolger Petri, zugleich ist der Bischof von Rom das sichtbare Oberhaupt der Kirche,

wie es der erste Bischof Petrus gewesen. »Du bist Petrus, Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!« hat der Heiland gesagt. Sohin ruht die sichtbare Kirche auf ihrem sichtbaren Haupte, wie es der Herr ordnete. Ohne Papst keine Kirche Christi. Daraus folgt aber nicht, daß Rom oder die Römer das Fundament der Kirche bilden, vielmehr ist das Kirchenhaupt ein Mann, nämlich der Nachfolger des Apostels Petrus, des ersten B[illegible]ofes von Rom. Die Stadt Rom könnte zerstört werden, die Meerfluth könnte [illegible] ganze Halbinsel Italien verschlingen, — der Papst und mit ihm die Kirche bestänben aber dennoch bis zum Ende der Weltzeit, wie Christus verheißen. Es steht auch nicht geschrieben im apostolischen Glaubensbekenntnisse: »Ich glaube an eine heilige römische Kirche,« — vielmehr steht geschrieben: »Ich glaube an eine [illegible]tholische Kirche.« — — Sohin haben die Röm[illegible]tung durchaus nicht, welche Ihr denselben beim [illegible]atholische Kirche ist nicht eine Stiftung der Rö[illegible]ondern Christi. Und eben darum können auch Sünden und Mißbräuche der Römer nicht Ursache sein, die Kirche Gottes zu verachten."

„Ja, — ja, — wenn man Euch hört, bekommt die Geschichte eine ganz andere Nase," sagte nachdenklich Herr

Christoph. „Mich dünkt, Unwissenheit und Dummheit verschulden weit mehr den Abfall vom alten Glauben, als Bosheit. Uebrigens war mein Prediger Spekulum nicht [illegible]issend und dumm, doch aber ein grimmiger [illegible]"

„[illegible]uth brachte jenen Unglücklichen zum Abfall, — Haß war treibende Kraft seiner Wirksamkeit," entgegnete Bernhard. „Ueberhaupt spielt der Haß, namentlich der Papsthaß, eine große Rolle in [illegible]n Wirrsalen unserer Zeit. Als Luther starb, — [illegible]sind es gerade sechs Monate, — da waren sein [illegible]sprüchige Worte: »Hasset den Papst!« Mit Haß im Herzen und Haß auf den Lippen schied er aus der Zeitlichkeit und trat vor Gottes Gericht. Haß gegen den Nachfolger des heiligen Petrus, Haß gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche, war Luthers Hinterlassenschaft für seine Anhänger. Nicht Wenige nehmen die Erbschaft an. Glühender Haß gegen die Kirche erfüllt die meisten Prädikanten. Im Hasse finden sie das beste Förderungsmittel ihrer Sache. Ohne Schmähungen gegen die Kirche gebräche es ihnen an Lehrstoff. Gliedert sich diese neueste Irrlehre zur bleibenden Genossenschaft, dann wird Haß gegen die Kirche die belebende Seele dieses Körpers bilden."

„Mag gelten, dieweilen das gröbliche Schmähen Luthers

und seiner Gesellen wider die Papisten nicht geschieht aus Liebe," versetzte Froburg.

„Bliebe es beim Schmähen, man könnte es verwinden, allein der Lutherischen gräuliche Verläumdi[illegible]der unsere heilige Mutter sind kaum erträglich," [illegible]= halten der Dominikaner. „Sie erfinden [illegible] sabische Märlein, triefend von Schmutz und Schande. Jüngst haben wittenberger Prädikanten die Lüge erdacht, der Ab= laßprediger Tetzel sei vormals mit einem Geldkasten durch das Reich gefahren und habe gerufen: »Geld her, Geld her! Wer fein zah[illegible] sind erlassen die schwersten Sünden.« Auch habe er geschrieen: »Wie der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.« — Das sind grausame Verstöße gegen die Wahrheit und auch gegen die Nächstenliebe. Tetzel, der ein Mönch unseres Ordens gewesen, habe ich gekannt, auch dessen Ablaßpredigt vernommen. Heute noch gedenke ich seiner Worte, obgleich darüber neunundzwanzig Jahre verflossen. Was predigte er? Einzig die Lehren unserer heiligen Kirche. Thuet Buße! rief er eindringlich. Bekehret euch von euren Sünden. Gehet den Weg der Gebote Gottes und ihr werdet Frieden erlangen auf Erden und Selig= keit im Himmel. Machet Gebrauch von der gebenedeiten Gnadenzeit, nehmet an den Ablaß, so unser heiliger

Vater, Papst Leo X., ausgeschrieben. Wer reumüthig seine Sünden beichtet, mit dem Vorsatze, selbe fürderhin zu meiden, wer das heiligste Abendmahl empfängt und die vorgeschriebenen Gebete zum Wohl der Kirche verrichtet, der wird theilhaftig des Ablasses. Und was ist der Ablaß? Er ist die Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen, die zu büßen wären hienieden, oder im Fegfeuer. Wer mit Glücksgütern gesegnet ist, der gebe nach Gutdünken zum Bau der St. Peterskirche in Rom, und Gott wird ihm das Almosen segnen. — So hat Tetzel gepredigt. Nun kommen die bösen Ketzer und lügen, Tetzel sei ein Ablaßkrämer gewesen, habe für Geld den Nachlaß aller Frevel und Verbrechen verkauft, — was doch eine recht schandbarliche Verläumdung."

„Laßt's Euch nicht zu Herzen gehen!" tröstete Herr Christoph. „Wenn Jemand vom alten Glauben abfällt, muß er doch einen Grund haben, wär's auch nur, anderer Leute Eigen, oder ein Weib zu nehmen. Da nun selbige Prädikanten in Wahrheit der Kirche Irrthümer nicht vorhalten können, so erdenken sie halt Lügen."

„Die Lügen werden aber im deutschen Volke sich einfressen und die Nachkommen werden sie glauben," versetzte Bernhard. „Vater solcher schlechten Fündlein ist wieder der Haß. Mir dünkt, sothaner Haß werde immer größer und

mächtiger, — ein klaffender Abgrund, die Lutherischen scheidend von der Wahrheit, ihnen die Rückkehr zur Kirche wehrend."

„So laßt die Hasser laufen und grämet Euch nicht!" sagte Froburg. „Meinestheils bin ich niemals ein rechter Ketzer gewesen. Noth und drohender Untergang trieben mich in das Lager der Lutherischen, die nach Gottes reinem Wort und freiem Evangelium die Kirchengüter wegnehmen dürfen. Jetzt erkenne ich zwar die leidige Irrung, kann es aber doch nicht über mich gewinnen, gleich dem verlorenen Sohne reuig heimzukehren."

„Weil Eurer Gnaden hiezu die Kraft fehlt. Wir Menschen sind eben schwach, vermögen gar nichts ohne Gottes Beistand. Bergab laufen wir in Siebenmeilenstiefeln, weil zum Bösen wir geneigt und lustig, — bergauf will's nicht gehen ohne Stütze."

Herr Christoph nickte beifällig.

„Ich wüßte schon ein Mittel, das Eure Gnaden in den Schoos unserer heiligen Mutter emporheben könnte."

„Ihr wißt ein Mittel? Laßt hören, Bruder Bernhard, laßt hören!"

„Wendet Euch an die Helferin der Christen, an Unsere Liebefrau. Sie ist von gar großer Güte, vermag bei Gott mehr durch ihre Fürbitte, denn alle Heiligen.

Betet jeden Tag nur drei Ave Maria zur Mutter der Barmherzigkeit, und Euch wird bald geholfen sein."

Froburg schüttelte lächelnd den Kopf.

„Hilft nicht, — wenigstens mir nicht! Leicht wäre das Mittel, möchte es auch anwenden, obwohl ich seit vielen Jahren des Betens ledig. Doch hoffe ich von drei Ave Maria keinen Beistand, zu thun, wozu es mir an Muth und rechtem Willen gebricht."

„Versucht es, gnädiger Herr! Entsaget jeglicher Hoffahrt, — beuget in Demuth Euer Knie vor dem Allerhöchsten, — bekennet Eure Hilfsbedürftigkeit, — beklaget Eure Sünden, — kurz, betet, wie der Zöllner im Tempel, und Euch wird Hilfe und Rettung."

Der Mönch hatte mit solcher Ueberzeugung und Sicherheit gesprochen, daß Herr Christoph ferneren Widerspruch aufgab und nachdenkend vor sich hin sah.

„Die Sonne will zur Neige gehen, — ich muß von hinnen," sagte Bernhard, sich erhebend. „Gott behüte Eure Gnaden!"

„Kommt bald wieder; mit den drei Ave Maria will ich's bedenken," entgegnete er, dem Dominikaner zum Abschiede die Hand reichend.

Froburg nahm seinen Platz auf der Bank wieder ein und blickte dem Weggehenden nach.

„Du heilige Einfalt!“ sagte er lächelnd. „Freilich, — betet man, wie er's meint, dann ist's mit dem Beten eine ganz eigene Sache. Vor Gott seine Armseligkeit eingestehen, — den stolzen Nacken beugen, — seine Vergehen bekennen, — selbe bereuen, — seine Hilfsbedürftigkeit demüthiglich gelten lassen, — um Gnade und Erbarmen flehen, — hm! Das ist eine Reihe von Nothwendigkeiten, die zwar insgesammt zum rechten Beten gehören, jedoch schwer zu erstreiten. Wie meine Kniee ungelenkig und steif, zum Beten nicht biegsam, so auch mein Sinn. — Gott helfe mir!“

Am folgenden Morgen lustwandelten Herr Christoph und Hanspeter am Saume des Waldes. Der Gefangene war heute sehr einsilbig und nachdenkend. Umsonst ließ Hanspeter seine Unterhaltungsgabe leuchten. Die besten Witze, die scherzhaftesten Launen vermochten es nicht, den Ernst von des Ritters Stirne zu scheuchen.

Eben standen Beide im Schatten einer dichtbelaubten Buche und sahen über die Felder, wo emsige Hände reife Früchte schnitten, und an manchen Punkten hochgethürmte Aerntewagen langsam dahinfuhren.

„Betest Du auch Dein Ave Maria?“ fragte plötzlich Herr Christoph.

„Gewiß, Eure Gnaden! An keinem Tage ver-

säume ich's, unter die Hut Unserer Liebenfrau mich zu stellen."

Froburg ließ den Blick über die Felder gleiten und versank in sein voriges Schweigen. Das heutige Benehmen und die gestellte auffallende Frage erregten Hanspeters Neugierde.

„Hält mich Euere Gnaden für keinen Verehrer der hochgebenedeiten Mutter Gottes, dann thut mir's wahrlich leid," sagte der Pfiffige.

„Nicht darum fragte ich. Bruder Bernhard rieth mir, täglich drei Ave Maria zu beten, — wollte nun hören, ob auch Du zu den Ave Maria Brüdern gehörst."

„Das sollt Ihr glauben, gnädiger Herr! Ich gehöre zu Marias getreuen Knechten, — versäume niemals den Dienst meiner himmlischen Herrin. Wer sein Ave Maria nicht unterläßt, der hält sich tapfer bei bösen Anfechtungen und wird von seiner hohen Gebieterin in keiner Noth verlassen."

Christoph stand verschlossen und schweigend.

„Darf ich fragen, ob Eure Gnaden den guten Rath des frommen Bruders befolgen will?"

„Zu viel gefragt!" versetzte mürrisch der Andere.

„Verzeiht, gnädiger Herr! Einzig treue Liebe zu Euch

hieß mich fragen. Weil ich Euch von Herzen zugethan, liegt Eurer Gestrengen Wohlergehen mir nicht abseits. Darum laßt Euch rathen, — betet täglich drei andächtige Ave Maria."

Christoph schwieg. Da rief es von der hohen Baumkrone herab: Ave Maria!

Im höchsten Grade erstaunt, blickten Beide empor.

„Hast Du etwas gehört?"

„Heiliger Gott, — es rief vom Baume: Ave Maria!"

„Hab's auch vernommen, — muß aber doch eine Täuschung gewesen sein."

Da rief es wieder laut und vernehmlich: Ave Maria, — Ave Maria!

Herr Christoph wurde leichenblaß und leises Beben ging durch seine Glieder. Hanspeter schien starr vor Staunen und Schrecken. Unbeweglich stand er da, die weit geöffneten Augen nach der Baumkrone gehoben.

„Diesmal war's keine Täuschung," sagte Froburg. „Zweimal rief es: Ave Maria!"

„Ach Gott, — ein leibhaftiges Wunder!" stöhnte Hanspeter. „Mir ist schrecklich bange, — kalte Schauer rieseln mir durch alle Knochen."

„Ein Wunder, — hm! Allerdings, wenn Bäume reden, ist's wunderbar. Was möchte das Wunder zu bedeuten haben?"

„Das liegt auf der Hand!“ antwortete Hanspeter. „Ihr sollt die drei Ave Maria beten. Den Rath des Bruders wollt Ihr nicht hören, da schickt Gott einen Engel vom Himmel, der Euch die drei Ave Maria zuruft.“

„Hm, — sonderbar!“ murmelte Froburg.

„Gnädiger Herr, — um Gotteswillen, wie könnt Ihr noch straucheln und zögern? So Wunder geschehen, denk' ich, darf Weigern nicht gelten.“

Herr Christoph sah prüfend zur Buche empor. Sein Forschen nach dem Sprecher war vergeblich. Auf allen Aesten und Zweigen keine Spur eines menschlichen Wesens.

„Hm, — merkwürdig!“ sagte er kopfschüttelnd. „Kann nichts erspähen. Sollten wir uns dennoch geirrt haben?“

Kaum waren die Worte gesprochen, da rief es drei Mal feierlich langsam vom Baume: Ave Maria!

Jetzt hielt es Hanspeter nicht mehr aus. Mit gellendem Aufschrei lief er davon.

Ueber den Ritter kam eine mächtige Erschütterung. Geisterhände griffen in seine Seele, mit unabwendbarer Gewalt den letzten Widerstand des Starrsinnigen zermalmend. Nachdenkend ging er heimwärts und bei jedem Schritte wurde sein Gesicht ernster. Zu Wamboldstein angelangt, betrat er nicht sein Zimmer, sondern die Burgkapelle. Dort sank er vor dem Altare in die Kniee,

hob Blick und Hände zum Bilde des Gekreuzigten empor, und flehte mit bebender Stimme: „Erbarme Dich meiner, o Gott, und sei mir gnädig!“

Sein Kopf sank zur Brust herab, er verhüllte mit beiden Händen das Gesicht und weinte.

Inzwischen hatte Hanspeter die merkwürdige Begebenheit im Dorfe erzählt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die wunderbare Kunde. Schon nach Verlauf einer Stunde riefen sich die Arbeiter auf den Feldern zu: „Ein Wunder hat sich begeben, — ein großes Wunder!“

Obwohl zur Aerntezeit für nichts Anderes zugänglich, ganz von Eifer und Sorge zur Bergung der Früchte eingenommen, feierten jetzt dennoch die Bauern auf den Feldern. In Gruppen standen sie zusammen, erzählend und lauschend, voll Staunen und Erschütterung über die wunderbare Mär.

Auch Alfred erreichte die Sage. So lebhaft erregte ihn der Fall, daß er seine Thätigkeit unterbrach und nach Hause eilte. Als er die Wendeltreppe erstiegen, stand Froburg vor ihm, durch achtungsvolle Verbeugung ihn begrüßend, eine Förmlichkeit, die Herr Christoph stets unterlassen.

„Herr Baron,“ hob er in bescheidenem Tone an, „ich möchte an Eure Hochherzigkeit eine Bitte richten, zu der

kein Gefangener, dem Herkommen gemäß, berechtigt ist. Es drängt mich, ohne Weile nach dem Kloster Münster zu gehen, allwo ich Rath und Beistand der frommen Mönche in höchst wichtiger Angelegenheit suchen möchte."

„Mit rechter Freude gewähre ich Euer Ansinnen, Herr Christoph! Da Eure Wanderung nach Münster in löblicher Absicht geschieht, so gestatte ich Euch daselbst einen unbeschränkten Aufenthalt. Ihr möget im Kloster weilen, so lange es Euch beliebt."

„Dank Eurer Güte!" sagte Froburg, verbeugte sich und stieg eilends die Treppe hinab.

Alfred fand im Wohnzimmer Mutter und Geschwister, in erregter Besprechung der wundersamen Begebenheit. Hiezu kam jetzt ein zweites Wunder, — der Bittgang des Glaubensabtrünnigen nach Münster.

„Solche Mirakel hätte ich mir nicht träumen lassen," sagte Benno. „Freilich, wenn Bäume zu predigen anheben, dann müssen auch die ärgsten Schächer sich bekehren."

„Doch nicht!" widersprach Alfred. „Im Judenlande wirkte unser Herr weit größere Wunder, die Pharisäer blieben dennoch verstockt."

„Wahr!" nickte beifällig Frau Hedwig. „Den freien Willen des Menschen, im Bösen verhärtet, bezwingen auch

die größten Wunder nicht. Ohne Zweifel erhörte Gott das Flehen seiner getreuen Knechte in Münster, die mit Opfern und Gebeten für Christophs Rettung eintraten. Daraus erkennt, liebe Kinder, was beharrliches Beten vermag. Lasset uns nicht aufhören, den Allmächtigen anzuflehen, er möge gnädig walten über eurem Vater, — seine starke Hand möge ihm Hut und Wehr sein in Gefahren, — er möge ihn glücklich heimführen zu uns, die wir in Angst und schwerer Seelennoth seine Rückkehr ersehnen."

Andrängende Gemüthsbewegung erstickte ihre Stimme und Thränen rollten über ihre Wangen. Die Kinder sahen ihre weinende Mutter, gedachten der Gefahren des Vaters im Kriege, und eine schwermüthige Stimmung legte sich über den Familienkreis.

„Wie mag sich Elslein freuen!" unterbrach Emma das Schweigen. „Da nun ihr Vater aus einem bösen Ketzer ein guter Christ geworden, so wird er Elslein den Schleier nicht wehren."

„Schicklichkeit und Theilnahme fordern," wandte sich die Mutter an Alfred, „brieflich die Vorgänge nach Frohburg zu melden."

„Und auch meine Grüße und Glückwünsche," schaltete Emma ein. „Wäre ich in dieser schweren Aerntezeit ab-

kömmlich," fügte sie mit gewichtiger Miene bei, „ich würde stracks nach Froburg eilen, die Wundersachen melden und mich ergötzen an Elsleins Freude."

Dieselbe Neigung theilte in weit höherem Grade Bruder Alfred, aber gebietende Berufspflichten hielten ihn fest.

Herr Christoph kehrte von Münster nicht zurück, was in der Familie Wambold als gutes Zeichen gedeutet wurde.

Am fünften Tage nach Froburgs Weggehen saß Alfred, hungrig und müde, im Speisezimmer, in den goldig schimmernden Locken seines Hauptes Spuren gelber Aehren, Merkzeichen seiner Thätigkeit. Ihm gegenüber saß Benno, gleichfalls ermüdet von anstrengender Arbeit. Emma war um den Mittagstisch thätig, ärgerte sich über einen winzigen Schmutzfleck auf der weißen Decke, und schalt den kleinen Bruder Siegfried, der ihn verschuldet. Frau Hedwig stellte gerade die dampfende Schüssel auf den Tisch, da erschien unter dem Eingang Ritter Christoph von Froburg, kaum noch kenntlich ob der merkwürdigen Veränderungen seines Wesens. Jene verletzende Bitterkeit und abweisende Trotz, die er stets allen Familiengliedern gezeigt, waren spurlos verschwunden. Wohl-

wollen sprach aus seinen Mienen, aus seinen Augen Friede und Glück.

„Verzeiht, wenn ich für einen Augenblick störe!“ hob er nach achtungsvoller Verbeugung an. „Eben komme ich von Münster, wo ich, unter Leitung des klugen Exercitienmeisters, vier Tage lang geistliche Uebungen gehalten. Gestern bekannte ich in einer Lebensbeichte meine Sünden und empfing die Lossprechung. Heute morgen empfing ich den heiligen Christ im hochgebenedeiten Sakrament. Zur Buße, im Beichtgericht mir auferlegt, gehört auch die Pflicht, begangenes Unrecht möglichst zu heben und die Verzeihung Jener zu erbitten, die ich schwer gekränkt. Demzufolge bitte ich Euch, gnädige Frau, und Eure Kinder, um Vergebung der vielfachen Beleidigungen durch mein gröbliches, feindseliges Benehmen. Vorab flehe ich um Verzeihung des grausamen Vorhabens, Unglück und Verderben über die Familie Wambold zu bringen.“

Er schwieg, senkte die Augen und stand in der Haltung des reuigen Sünders.

Benehmen und Rede des früher so abstoßenden, beständig zankenden Mannes, rührte die Anwesenden. Tief bewegt nahte ihm die Burgfrau.

„Gestattet uns zunächst den Ausdruck herzinniger

Freude über Eure Rückkehr zu unserer gemeinsamen heiligen Mutter," sprach sie. „Ausgesöhnt mit Gott und begnadet mit jenem Seelenfrieden, den nicht die Welt geben kann, mögen Euch dermalen gar wonnesame Gefühle beseelen, — Bürgen und Wahrzeichen ungetrübter Beziehungen zum Allerhöchsten. Meine Kinder und ich beglückwünschen Euch, Herr Christoph, zur geistigen Auferstehung. Selbstverständlich vergeben wir Euch alle vermeinten Kränkungen und bösen Absichten. Wir vergeben Euch mit derselben Aufrichtigkeit, als wir wünschen, Gott möge unsere Schulden uns vergeben."

Sie reichte ihm die Hand, welche er küßte. Auch die erwachsenen Kinder traten heran und gaben versöhnt dem alten Feinde die Hände.

Eine Einladung zu Tische lehnte er dankend ab und ging nach seinem Zimmer.

Während des Essens bildete Froburg den einzigen Gesprächsstoff.

„Der redende Baum ist wunderbar," sagte Frau Hedwig, „aber ein größeres Wunder ist die geistige Verwandlung dieses starrsinnigen Charakters. All die Tage seines Hierseins begegnete er uns feindselig. Derb waren seine Worte, giftig sein Blick, — und jetzt? Wie sanft seine Rede, wie bescheiden seine Art, wie gütig und

hold sein Blick! Die Veränderung ist geradezu wunderbar."

„Ehedem fürchtete ich mich vor dem finsteren, unheimlichen Mann und mied sein Begegnen, — jetzt mag ich ihn wohl leiden," versicherte Emma.

„Die äußere Erscheinung ist nicht minder verändert," sagte Alfred. „Haltung, Bewegung, Stimme, Angesicht, Alles neu, — er hat wirklich den ganzen alten Menschen ausgezogen."

Am folgenden Tage, einem Sonntage, gab Froburg neue Beweise gründlicher Sinnesänderung. An der Spitze des Burggesindes pflegte die freiherrliche Familie zum Dorfe hinabzusteigen, dem sonntäglichen Gottesdienste in der Pfarrkirche beizuwohnen. Der Ritter hatte niemals am Kirchgang Theil genommen, Einladungen hiezu schroff abgewiesen, zuweilen sogar höhnische Bemerkungen über die frommen Papisten sich erlaubt. Heute besuchte er mit der Familie den Gottesdienst, und gab durch sein andächtiges Verhalten das beste Beispiel. Hiezu kamen die merkwürdigen Umstände seiner Bekehrung, so daß die Bauern mit einer an Verehrung grenzenden Bewunderung ihn betrachteten.

Auf dem Heimwege trat Froburg an Alfreds Seite.

„Es drängt mich," hob er nach einer Weile an,

„durch die Versicherung meines Glückes Weib und Kind zu erfreuen. Und nicht dies allein, — auch gegen Weib und Kind bin ich die Jahre her ein arger Missethäter gewesen, — möchte Abbitte leisten und Verzeihung erlangen. Vordem leichtfertig und fast stumpfsinnig für das Pflichtgefühl, bin ich jetzt, seit dem Erwachen meiner Seele und der erschlossenen Sehkraft meines Geistes, höchst empfindlich gegen anklebende Makel. Möchte Jegliches abstreifen, was zwischen Gott und mir das traute Verhältniß trübt, und darum Vergebung Jener erflehen, denen ich ein rechter Unhold gewesen. Dennoch aber wage ich nicht, von Euch einen mehrstündigen Freipaß nach Froburg zu heischen. Würde auch Eure Güte meine Bitte gewähren, so ginge es doch nicht aus einem anderen Grunde," — schloß er mit Ergebung.

„Warum sollte es nicht gehen? Ein Ritt nach Froburg ist ganz nach meinem Sinn. Reiten wir also heute Nachmittag hinüber. Ich werde zwei treffliche Renner satteln lassen, — in einer Stunde fliegen wir hin."

„Dank Eurer großen Huld und Güte, Herr Baron, — aber es geht nicht!"

„Warum geht es nicht?"

Froburg schwieg befangen.

„Ich bitte, Herr Christoph, die Gründe Eures Bedenkens mir zu sagen!“

„Kann zwar,“ antwortete er zögernd, „ob meines vergangenen bösen Lebens, Achtung der Menschen nicht ansprechen, — dennoch wäre mir ein solcher Schimpf unerträglich.“

„Ich verstehe Euch nicht, — wovon redet Ihr?“

„Waffenlos bin ich, — wehrlos macht ehrlos,“ versetzte traurig der Gefangene. „Im Umkreise der Burg konnte ich wehrlos gehen, — ich kann aber nicht wehrlos durch meine Herrschaft reiten, nicht ehrlos vor den Augen meiner Bauern erscheinen. Solcher Schimpf ist allzu hart.“

„Gut, — dann umgürtet sich Eure Gnaden mit dem Schwerte Derer von Froburg.“

Der Gefangene blieb stehen und sah den Baron im höchsten Grade überrascht an.

„Solches wollt Ihr gestatten?“

„Mit der größten Bereitwilligkeit.“

„Ihr könnt es nicht, dürft es nicht, — es wäre gegen Brauch und Herkommen, auch wider den Willen Eures Vaters. Nein, — ich darf und will Eure Hochherzigkeit nicht verleiten zu einem schweren Verstoß gegen ritterliche Haftsatzungen.“

„Ihr täuscht Euch, Herr Christoph! Heiße ich das Waffentragen gut, so handle ich im Sinne meines Vaters, der nicht will, daß Ihr in strenger Haft gehalten werdet. Die Absicht meines Vaters ist nicht Eure Gefangenschaft, sondern Eure Lebensbesserung, Eure Rückkehr zu den Sitten und Grundsätzen eines christlichen Edelmannes. Da Ihr nun, mit Gottes Hilfe, in die Arme unserer heiligen Mutter zurückgekehrt und die Bahn löblichen Wandels beschritten, so besteht nicht der mindeste Grund, das Schwert Euch zu versagen. Also, Herr Christoph, keinen weiteren Widerspruch! Gleich nach Tisch reiten wir.“

Neunzehntes Kapitel.

Die beiden Renner, zwei leichtfüßige junge Füchse, trugen ihre Reiter im Fluge dahin. Gingen sie bei sehr steilen Steigungen im Schritte, so wechselten die Reiter selten einige Worte. Beide waren zu lebhaft mit persönlichen hochwichtigen Angelegenheiten beschäftigt.

Nicht ohne Bangen sah Alfred dem Begegnen mit Elisabeth entgegen. Von dem Ergebniß des Besuches Engelhards zu Froburg wußte er nichts. Der Prior machte ihm keine Mittheilungen, und er hielt es für unmöglich, so sehr ihn auch die Ungewißheit quälte, durch Ausforschen des Seelenrathes Elisabeths, Klarheit sich zu verschaffen. So ritt er dahin, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, bald die Unzulässigkeit des Gelübdes hoffend, bald den Verlust seines ersehnten Glückes beklagend.

Als sie die Gemarkung von Froburg erreichten, und Christoph den reichen Aerntesegen gewahrte, brach er in laute Freude und Verwunderung aus.

„Jetzt sehe ich mit Augen das Verderbniß des Wild=schadens!“ rief er. „Seht, Herr Baron, diese Felder, darauf jetzt die schönste Aernte des Schnittes harrt, und an manchen Punkten zu kleinen Hügeln die Fruchtgarben geschichtet liegen, — diese Felder trugen einstmals wenig, oder gar nichts. In starken Rudeln brachen die Säue aus den Wäldern und zerwühlten die Aecker, — was dennoch keimte von der Saat, fraßen Hirsche und Rehe. Und jetzt diese Reichthümer! — Herr Gott, was bin ich für ein Thor gewesen, — dazu ein Schinder des armen Volkes! Dank, tausendfältigen Dank Eurem einsichts=vollen, edlen Vater, der mir die Gestattung entrissen, das verderbliche Waldvieh auszurotten.“

Sie ritten durch das Dorf. Die Begegnenden grüßten achtungsvoll, aber die Grüße schienen nicht dem Grund=herrn, sondern Alfred zu gelten. Letzterer glaubte sogar zu bemerken, daß Froburgs Rückkehr den Bauern Schrecken einflößte. Bald fand er seine Wahrnehmung bestätigt. Sie nahten einem Hause, dessen Fenster offen standen.

„O weh!“ rief in der Stube ein Mann, im Tone größter Bestürzung. „Da guckt, der Humpen=

ritter und Säuhüter ist wieder da! Gott sei uns gnädig!“

Alfred warf einen flüchtigen Blick auf seinen Begleiter, dessen zuckendes Mienenspiel verrieth, daß er die Worte vernommen.

„Habt Ihr gehört, was der Mann gesagt hat?“ unterbrach Herr Christoph das Schweigen, als sie den Burgweg empor ritten. „Der Mann ruft »Wehe« über sich und die ganze Herrschaft, weil er mich zurückgekehrt wähnt. Schrecken und Verachtung sind meinerseits verdient; denn meinen Bauern bin ich ein rechter Zwingherr gewesen, ohne Theilnahme für die Noth der armen Leute, taub gegen ihre Klagen, — die Thiere des Waldes höher schätzend, als die Menschen. Wie konnte ich nur dermaßen verblendet und pflichtvergessen sein! — Nun bitte ich Gott um lange Lebensfrist, vergangene Schulden zu sühnen, durch treue Pflichterfüllung die Liebe meiner Unterthanen ebenso zu erwerben, wie ich deren Abscheu und Haß verdiente.“

Er schwieg, und so stark waren Schmerz und Reue über die erkannten Vergehen, daß er das bevorstehende Wiedersehen von Weib und Kind vergessen zu haben schien.

„Nicht allein das Weinsaufen verschuldete mein lüder-

liches Leben, weit mehr that es Luthers Evangelium," fing er wieder an. „Die neue Lehre vom bloßen Glauben ohne gute Werke schmeichelt den bösen Neigungen, reizt den Menschen zu bösem Thun, tödtet frommen Sinn. Wäre ich in der Kirche geblieben und in Berührung mit den klugen Mönchen, ich wäre nicht so tief gesunken und im Schlechten gänzlich ersoffen. Die Lehrworte unserer heiligen Mutter, die Mahnungen des Beichtvaters, die Seelenspeise des Frohnleichnams, die auferlegten Gebete, — Solches und Anderes hätte mich immer wieder aufgerichtet. Aber in der Ketzerei ist keine Hilfe, keine Erhebung, keine Rettung, sondern das gerade Widerspiel. — Das neue Evangelium macht die Menschen hartherzig, — lieblos, — hoffärtig, — habgierig, — genußsüchtig und kaltsinnig für höheres Streben. Darum bin ich ein Leutschinder, Humpenritter und Säuhüter worden."

Alfred hörte von der Rede wenig oder gar nichts. Unverwandt blickte er nach der Burg empor, und zwar nach den Fenstern von Elisabeths hochgelegener Kammer. Dort stand auf dem Söller, der in schwindelnder Höhe, gleich einem Schwalbennest, an der Mauer hing, eine weibliche Gestalt. Ob sie das Burgfräulein sei, konnte er wegen großer Entfernung nicht unterscheiden. Die

Spähende stand unbeweglich, offenbar die herankommenden Reiter beobachtend. Plötzlich verschwand sie vom Söller und kehrte nach wenigen Sekunden zurück, ein Tüchlein in der Hand, mit dem sie den Nahenden Grüße und Willkommen zuwinkte. Das Tuch flatterte im Winde, wie ein Fähnlein, in Alfreds Brust wonnige Gefühle weckend. Er hatte Elisabeth erkannt und folgerte aus deren Begrüßungsweise, daß jene schwermüthige Traurigkeit von ihr gewichen sei. Weit übertroffen wurden seine Erwartungen, als er zehn Minuten später das Fräulein im Gastzimmer begrüßte. Mit ungezwungener Natürlichkeit und holdem Lächeln empfing sie ihn, ganz wieder jenes anmuthige Wesen, das er im Frühlinge vorigen Jahres bei der Großmutter fand. Und auch er war heute der Gleiche, wie damals. Seine Verlegenheit und brennenden Wangen verriethen auch heute den Eindruck ihrer bezaubernden Schönheit. Kaum vernahm er ihr Fragen nach dem Befinden der Mutter und Geschwister, dermaßen befangen stand er ihr gegenüber. Seiner Beklommenheit sich bewußt und darüber beschämt, freute er sich, als jetzt Herr Christoph seiner Tochter zurief. Dieser hatte Weib und Kind umarmt und geküßt, und dann einige Worte mit Richmunde gewechselt. Jetzt stand er da, in der Haltung eines Menschen, der eine wichtige Aufgabe zu lösen trachtet.

„Der Brief des gnädigen Barons hat euch gemeldet, wie aus dem bösen Saulus ein Paulus geworden," hob er an. „Ja, aus dem Blinden ist durch Gottes Barmherzigkeit ein Sehender, aus dem Verstockten ein reuiger, gutwilliger Christ geworden. Mit dem hohen Himmelsherrn bin ich versöhnt durch priesterliche Lossprechung im Beichtgericht, darin ich auch aller Missethaten mich anklagte gegen mein Weib und mein Kind. Nun treibt es mich, der auferlegten Buße nachzukommen, welche darin besteht, eure Vergebung zu erbitten. Theure Richmunde, wie oft habe ich schwer Dich gekränkt durch rohe Behandlung, — wie habe ich seit vielen Jahren Deine Lebenstage verbittert, mit Kummer und nagendem Gram Dich überhäuft! Nun verzeihe dem Frevler!"

Weiter kam er nicht. Gattin und Tochter umschlangen ihn, Küsse versöhnender Liebe schlossen ihm den Mund.

Alfred stand bei Seite, die anziehende Familiengruppe betrachtend. Elisabeths lichte Augen strahlten vor Freude, aber die flüchtigen und ausdrucksvollen Blicke nach dem Gaste verriethen, daß noch andere Umstände ihr gegenwärtiges Glück begründeten.

„Das ist die schönste Stunde meines Lebens!" rief Herr Christoph. „Richmunde, — Elsbeth, bald werdet ihr erfahren, welchen Gatten und Vater euch der Himmel

bescheerte! Todt liegt der alte Bösewicht. Aus dem Grabe schnöder Pflichtvergessenheit erstieg ein liebevoll besorgtes Familienhaupt."

„Deine Verwandlung ist deutlich zu merken, lieber Christoph!" sprach die glückliche Burgfrau. „Leiblich wurde aus dem siechen Greise ein stattlicher Mann, und geistig erscheint die Wiedergeburt nicht geringer; denn die düsteren, bösen Schatten Deines Angesichtes sind geschwunden, darauf jetzt heitere Ruhe und Güte thronen."

„Glaub's schon! Die frommen Mönche haben meine Seele vier Tage lang gebadet und gewaschen," scherzte er. „Darum ist dermalen mein Gesicht der Spiegel einer gereinigten Seele."

Auf Richmundes Bitte erzählte er umständlich die wunderbare Begebenheit am Saume des Waldes.

„Bruder Bernhard," schloß er, „behauptet zwar, höchst wahrscheinlich habe ein Vogel das Ave Maria vom Baume gerufen. Bruder Cyprian habe nämlich einen Staar die Worte sprechen gelehrt und den Vogel fliegen lassen. Solches ändert aber gar nichts an der Sache. Angenommen, der Staar saß wirklich auf der Buche, als ich darunter stand, so war dies immerhin ein merkwürdiger Zufall. Noch merkwürdiger ist, daß mir der Vogel gerade das Ave Maria jedesmal im entscheidenden Augen-

blicke zurief. Und abgesehen davon, — nicht die Worte des unsichtbaren Rufers waren das eigentlich Wundersame, sondern das, was plötzlich in mir vorging. Etwas Fremdes, Ueberwältigendes, dem man nicht widerstehen kann, griff in mein innerstes Wesen, zerbrach meinen Trotz, durchdrang umwandelnd meinen Geist. Jetzt fiel es mir, wie Schuppen, von den Augen, ich wurde sehend und schaute mit Entsetzen meine ganze Nichtswürdigkeit. Solches konnte nicht das Ave Maria des Vogels bewirken, sondern nur Gottes barmherzig waltende Hand; — meint Ihr nicht auch, Herr Baron?"

„Keine Frage! Gott allein vermag es, den menschlichen Willen zu lenken, gleich Wasserbächen, — wie die Schrift sagt. Der Allmächtige öffnet die Ohren der Tauben und die Augen der Blinden, — namentlich dann, wenn seine erprobten Knechte fürbittend eintreten."

Froburg sah den jungen Mann verwundert an.

„Ah, — ich verstehe!" sprach er kopfnickend. „Meine Fürbitter sind die frommen Mönche gewesen. Ja, — ja, — säßen in allen Klöstern Mönche, gleich jenen in Münster, der Kirchenfeind Martin Luther hätte im Reiche kaum einen Fleck gefunden, darauf er den Fuß setzen konnte."

„Du hast Recht!" erwiederte Richmunde. „Würdige

Priester sind wirklich das Salz der Erde, wie der Heiland sagt. In der kurzen Frist seiner Wirksamkeit hat unser ehrwürdiger Pfarrer Cyprian ganz Erstaunliches vollbracht. Die endlosen Streitigkeiten der Bauern, die Unthaten des Hasses und sittlicher Entartung haben aufgehört. Bei Deiner Rückkehr wirst Du friedsame und löbliche Menschen finden."

Herr Christoph lächelte. Er gedachte des „Humpenritters und Säuhüters", womit ihn der Mann beehrte.

„Aber, liebe Hausfrau, sind wir denn allesammt von Sinnen?" rief er mit Laune. „Wir sitzen da, plaudern und vergessen schier die Pflichten der Gastfreundschaft."

Mit einer Entschuldigung an den Baron, verließ Richmunde das Zimmer.

„Wie spiegelblank und säuberlich Alles hier ist!" sagte Froburg, indem befriedigt sein Blick durch den Raum glitt.

„An Putzen und Scheuern haben wir es nicht fehlen lassen," erwiederte das Burgfräulein.

„Recht so, liebe Elsbeth! Und fürderhin soll es säuberlich bleiben, — abgethan ist der Unrathstifter. — Gnädiger Herr Baron, gestattet mir für einige Minuten Urlaub, möchte einmal flüchtig Umschau halten in meinem Hause. Derweilen unterhalte unseren liebwerthen Gast, mein Kind!"

Das Alleinsein mit der Verkörperung des Ideals seiner hochfliegenden Einbildungskraft war für den jungen Wambold keine geringe Aufgabe, Unbefangenheit und Gleichmuth zu bewahren. Sie saß einige Schritte von ihm, gerade in der besten Beleuchtung, so daß er voll und ganz die vollendete Schönheit ihres Angesichtes und die edlen Formen ihrer Gestalt bewundern konnte. Allein der jugendliche Baron war von einer solchen Kühnheit sehr weit entfernt. Kaum wagte er, den Blick nach ihr zu heben, deren strahlende Augen huldvoll auf ihm ruhten, während ein feines Lächeln um ihren Mund spielte. Er bemerkte das Lächeln, hielt es für den Ausdruck ihrer Heiterkeit über sein linkisches Benehmen, und seine Verwirrung wurde grenzenlos. Mannhaft raffte er sich zusammen und begann die Unterhaltung.

„Ich nehme den innigsten Antheil an Eurem Familienglück, gnädiges Fräulein! Herr Christoph wird durch Pflichttreue und Liebe zu den Seinigen die Irrungen der Vergangenheit auslöschen."

Sie erwiederte nichts. Ganz Anderes mochte sie beschäftigen. Mit großen und leuchtenden Augen schaute sie auf ihn, während ihr Antlitz tiefe Gemüthsbewegung wiederspiegelte. Sie erhob sich, trat heran und ließ sich auf dem Stuhle neben ihm nieder.

„Herzinnigen Dank für Eure Hilfe und Erlösung aus schwerer Seelenbedrängniß!“ sprach sie leise und ernst. „Eurer gütigen Theilnahme verdanke ich Beistand und Rath des ehrwürdigen Priors, der mir zeigte, wie unrecht ich gehandelt, ohne Beruf für das Klosterleben ein Gelübde gethan zu haben. Außerdem sei das Gelübde ungültig, weil nicht Gott, sondern Unserer Liebenfrau gewidmet. Ich selbst erkannte meine Berufslosigkeit zum Kloster, und diese Erkenntniß hatte mich namenlos elend gemacht. Nun bin ich der Bekümmerniß enthoben und wieder frei, Dank Eurer Fürsorge. Mit rechter Herzensfreude gelobte ich Gott, in jenem Stande meine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, zu dem mich die Vorsehung beruft. Euch aber, Herr Alfred, bin ich für mein ganzes Leben in Dankbarkeit zugethan. Niemals werde ich den unermeßlichen Dienst Eurer edlen Freundschaft vergessen.“

„Eure Rede beglückt mich in solchem Maße, daß ich es nicht auszusprechen vermag,“ erwiederte er. „Für Eure Wohlfahrt all mein Vermögen einzusetzen, wäre ich jeden Augenblick des freudigsten Willens. Vorab beglückt mich Eure Huld, der Freundschaft mich würdig zu halten.“

Sie schaute ihn lächelnd an. Ihre berückende Schönheit, in Verbindung mit dem Ausdruck ihrer glänzenden Augen, drohte ihm alle Besinnung zu rauben.

„Denket nicht gering von mir, Herr Alfred! Ich müßte ja blind sein, den hohen Adel Eurer Gesinnung nicht zu erkennen, und sehr beschränkt, den Werth Eurer Freundschaft nicht zu würdigen.“

„Und wenn ich Euch zu bitten wagte, Freundschaft zu schließen für das ganze Leben, würdet Ihr einwilligen?“ forschte er zagend.

„Ja, Herr Alfred, — für das ganze Leben!“ sprach sie langsam und feierlich.

Da öffnete sich die Thüre. Frau Richmunde und Herr Christoph traten ein, hinter ihnen eine Magd mit Speisen. Während die Burgfrau den Tisch ordnete, nahte Froburg den beiden jungen Leuten, deren Unterhaltung gerade im entscheidenden Augenblick unterbrochen worden.

„Ihr habt Euch doch nicht gelangweilt, Herr Baron?“

„Im Gegentheil! Die Zeit verging allzu rasch und in der angenehmsten Weise.“

„Weiß schon! Meiner Elsbeth kluge Redekunst versteht es vortrefflich, die Zeit zu vertreiben. Darf ich Eure Gnaden zum Imbiß einladen?“

Man ließ sich am Tische nieder, das Burgfräulein neben dem Gaste. Im Begriffe, Platz zu nehmen, blieb Froburg steif stehen, wobei seine Züge einen finsteren

Ausdruck annahmen. Unmuthsvoll ruhte sein Blick auf dem mächtigen Humpen vor ihm, dem Lieblingsgefäße des Säufers, aus dem er manches Fuder Wein, unzählbare Räusche getrunken. Der Anblick dieses Zeugens entehrender Verkommenheit erweckte ihm jetzt Grauen und Zorn. Mit raschem Griff faßte er den Humpen, trat zum offenen Fenster und schleuderte ihn zur Tiefe. Nach wenigen Sekunden hörte man, wie an den Felsen, auf denen die Burg ruhte, das Werkzeug des Lasters prasselnd in Scherben ging.

Die Anwesenden hatten mit Verwunderung Christophs Thun beobachtet. Richmunde lächelte glückselig. Die Vernichtung des Humpens verkündete ihres Gatten entschlossene Lebensbesserung.

„Zertrümmert liegt das Gefäß meiner Sünden, — verhaßt mir, seit ich die Nichtswürdigkeit des Trunkenboldes erkenne," sprach Froburg erregt. „Unglück brachte mir der Wein, Verderben an Leib und Seele und Besitz, — darum hasse ich ihn und gelobte bei dem heiligen Gott, mein Leben lang ihn zu meiden. Mit stumpfsinniger Verblendung schlug meinen Geist der Wein, — schuldige Liebe zu Weib und Kind verkehrte er in Bitterkeit und Roheit, — den letzten Funken von Rechtssinn und Manneswürde löschte er aus, — zum gottverlassenen

Unhold verkrüppelte er mich. Darum, beim heiligen Gott, keinen Tropfen mehr mein Leben lang!“

Den ergreifenden Worten des erschütterten Mannes folgte eine Pause des Schweigens. Ueber das Angesicht der Burgfrau ging es, wie Herzensjubel und namenloses Entzücken.

„Dein Gelöbniß, lieber Christoph, klingt mir wie himmlische Musik!“ sprach sie. „Unseren ärgsten Feind erschlug Dein heiliges Versprechen. Darum werden Glück und Freuden hier walten, Sonnenschein des Friedens und Frühlingstage der Liebe.“

„Mein trautes Gemahl,“ wandte sich Froburg an den Gast, „hat mir in vergangenen Zeiten das köstliche Naß des Burgbrunnens gerühmt, als gesund und heilsam. Ich aber blieb wasserscheu, gänzlich dem Wein verfallen. Jetzt soll der verschmähte Brunnen zu Ehren kommen und keinen treueren Freund haben, als mich. Elsbeth, gehe geschwind, zapfe mir einen vollen Krug.“

Richmunde betrachtete lächelnd ihren Gatten.

„Ich kann mich über Deine geistige Frische nicht genugsam wundern,“ lobte sie. „Es ist ganz erstaunlich, — Alles wie ein seliges Träumen, aus dem man zur schrecklichen Wirklichkeit zu erwachen fürchtet. Für solche Rettung und Wonne sind wir Gott zum innigsten Dank verpflichtet.“

„Daran soll es meinerseits nicht fehlen, — auch nicht am Worthalten," sprach ernst der Ritter.

Die zurückkehrende Elisabeth goß Wasser in ein Glas. Froburg hob die krystallhelle Fluth gegen das Licht und leerte in einem Zuge das Glas.

„Richmunde, Du hast Recht!" scherzte er. „Ein löblicher Trank, daran will ich mich halten."

„Ich darf nicht unterlassen, zu bemerken," wandte sich Alfred an Froburg, „daß Euer Gelöbniß auch in anderer Beziehung von höchst erfreulicher Wirkung ist. Da Ihr nämlich dem Allerhöchsten Enthaltung vom Wein gelobt, so ist Euer Lösepreis bezahlt. Ihr seid der Haft ledig und frei."

Christoph sah den jungen Mann verwundert an.

„Wie kann dies möglich sein, Herr Baron?"

„Mein Vater bestimmte als Lösegeld zweitausend Gulden, oder die gelobte Enthaltsamkeit vom Wein. Letzteres that Eure Gnaden, sohin wurde der Lösepreis bezahlt."

„Das ist von Eurer Seite eine zwar gütige, aber doch falsche Deutung," erwiederte Froburg. „Euer Vater sagte: »Wenn ihr bei dem allmächtigen Gott mir schwört, für das ganze Leben des Volltrinkens euch zu enthalten,« — diesen Schwur habe ich nicht geleistet, folglich kann auch die Lösung nicht bezahlt sein."

„Ich meine, was Ihr gethan, sei das Gleiche."

„Doch nicht! In solchen Dingen entscheidet der Wortlaut. Ritterliche Haft gelobte ich Eurem Vater, — nichts darf mich bestimmen, wortbrüchig zu werden. — Außerdem ist mein Aufenthalt zu Wamboldstein sehr angenehm. Jedermann weilt gern an jener Stätte, die ihm Glück brachte. Also bleibe ich in Haft, bis zur Rückkehr Eures Vaters, — möge er bald zurückkehren!" schloß er mit anfliegendem Ernst.

Es folgte ein Stillstand in der Unterhaltung. Richmunde beobachtete ihren Gatten, dessen Angesicht Unruhe und Besorgniß überschatteten.

„Noch zwei wetterschwangere Wolken verhüllen den heiteren Himmel meines Glückes," hob er an. „Die eine Wetterwolke ist des Kaisers Niederlage im Kriege gegen die Schmalkaldischen. Bezwingen die Rebellen des Reiches Majestät, stürzen sie die geweihte Säule, darauf des Reiches Ordnung, der Stände Recht und Freiheit ruhen, — dann werden deutsche Lande zum Tummelplatz eidvergessener Fürsten. Der evangelische Bund wird ausführen, wozu der Ketzervater Martin Luther längst getrieben, er wird im ganzen Reiche unsere heilige Mutter verdrängen, nicht eine Kirche, nicht ein Kloster bestehen lassen. Unter dem heuchlerischen Banner des lauteren

Evangeliums werden die Bündischen von Schmalkalden die letzten Kirchengüter rauben. Sie werden die Katholiken zwingen zum Irrglauben, oder zum Auswandern. Auch wir müssen von hinnen ziehen, die Fremde mit der Heimath vertauschen, da kein Unglück schwerer, kein Frevel furchtbarer, als Abfall vom Väterglauben. Solches könnte bevorstehen, — darum blicke ich mit Bangen in die Zukunft."

„Seid deßhalb ohne Kümmerniß, Herr Christoph!" tröstete der junge Baron. „Auf des Kaisers Seite ist die stärkste Macht, — das Recht. Auf Seite der Empörer stehen Unrecht und Felonie, darum müssen sie des Kaisers Uebermacht unterliegen. Böses Gewissen lähmt die Kraft der Rebellen, sie kämpfen ohne Muth, des Reiches Acht, der Kirche Bann machen ihre Schwerter stumpf. Der allmächtige Schlachtenlenker wird seinen Beistand Jenen nicht versagen, die streiten wider Diebe und Räuber für Recht und Gesetzlichkeit, wider Ketzer und Kirchenfeinde für Wahrheit und Gottes Braut auf Erden."

„Gerne möchte ich Eure frohe Zuversicht theilen; denn gar zu entsetzlich wäre das Gegentheil," erwiederte niedergedrückt der Ritter. „Und das Andere, die zweite Wetterwolke, ist meine ungeheuere Schuld an jüdische Gläubiger.

Ueber dreißigtausend Gulden beläuft sich meine Verpflichtung an Lämmels Erben. Diese schwere Summe, Wucherzinsen für erhaltene viertausend Gulden, wird all mein Eigen verschlingen. Kaum bleibt ein dürftiger Rest, davon wir kümmerlich leben."

Richmunde sah den Gast fragend und bittend an. Alfred nickte Gewährung.

„Mich wundert nur," sprach mit Seufzen Herr Christoph, „daß meine Halsabschneider sich noch nicht eingestellt haben."

„Sie waren längst hier, — drei Juden," erwiederte Richmunde.

„Sie waren hier? Nun?" forschte er mit stockendem Athem.

„Ich zeigte ihnen Lämmels Quittung, und zwar in Gegenwart unseres Gesindes, weil ich nicht wagte, den unheimlichen Männern den großen Schatz, den Freibrief unserer Schuld, anzuvertrauen. Sie lasen wohl zehnmal den quittirten Schein und machten viel Spektakel. Endlich gingen sie fort, unter wüsten Grimassen Flüche und Verwünschungen ausstoßend."

Froburg betrachtete sein Gemahl, als verstände er kein Wort von dem, was sie sagte.

„Ich merke, Du glaubst ebensowenig an die Quittung,

wie daran die Juden glaubten, — also muß auch Dich der Augenschein überzeugen," sprach sie und verließ rasch das Zimmer.

„Elsbeth, — rede, — was bedeutet dies? Deine Mutter ist doch nicht zuweilen von Sinnen?" forschte er betroffen.

„Durchaus nicht, Vater! Die Mutter sprach der Wahrheit gemäß. Ein edler Freund tilgte unsere ganze Schuld."

„Heiliger Gott, bist auch Du verrückt?" rief er bestürzt. „Wann, wo gab es einen Freund, der mit dreißigtausend Gulden einstand? Solch einen Freund giebt es nimmermehr!"

„Doch, Vater! Hier sitzt der edelsinnige, seltene Freund!"

Sprachlos, mit weitgeöffneten Augen starrte Froburg den lächelnden Gast an. Die eintretende Richmunde überreichte ihm den quittirten Schuldschein.

„Hier lese, lieber Christoph!"

Er las. Das Papier entsank seinen zitternden Händen und ein überwältigender Gemüthssturm ergriff ihn. Krampfhafte Stöße erstickten seine Stimme, Thränen stürzten ihm aus den Augen. Unvermögend, ein Wort hervorzubringen, faßte er Alfreds Hand und küßte sie.

„Aber, Christoph, sei doch nicht ganz von Sinnen!“ mahnte Richmunde.

„Ihr wäget mein Thun viel zu schwer, — nicht einen Heller zahlte ich,“ versicherte Alfred. „Mein geringes Verdienst besteht darin, gegen die Tilgung Eurer Schuld dem Juden das Leben gerettet zu haben,“ — und ausführlich erzählte er den Hergang.

Während des Berichtes hatte Froburg seine Fassung wieder gewonnen.

„Dennoch seid Ihr mein Erlöser aus mörderischen Wucherkrallen,“ rief er mit freudestrahlendem Gesicht. „Gnädiger Herr Baron, Gott vergelte Euch, und ich bin auf ewig Euer dankbarer Schuldner!“

„Meine Handlungsweise trägt ihren Lohn tausendmal in dem Bewußtsein, von Euch und Eurer Familie herzlose Würger abgewehrt zu haben,“ versetzte Alfred, indem er sich erhob. „Dürfte ich dem Zuge meines Herzens folgen, so möchte ich ohne Ende hier sitzen und das Glück des Familienkreises mitempfinden. Aber Pflichten rufen heimwärts, und die vergoldeten Berggipfel melden die Nähe des Abends.“

Freudig erregt und wie berauscht von Glück, umgürtete Froburg das Schwert. Dann nahm er zärtlichen Abschied von Richmunde.

Alfred nahte Elisabeth.

„Ich werde nicht säumen," sprach er, „jenen ersten und nothwendigen Schritt zu thun, der nach Sitte und Herkommen gethan werden muß, unseren Freundschafts=bund für das ganze Leben zu ermöglichen."

„Meine besten Wünsche und Hoffnungen begleiten Euren Schritt," erwiederte sie.

Er beugte das Haupt und küßte zum Abschied ihre Hand.

„Elsbeth, für Dich habe ich noch einen Dir gewiß angenehmen Auftrag," sprach herantretend der Vater. „Morgen gehst Du nach Sion, grüßest herzinnig meine Schwester und meldest, ich würde bald kommen, für das große Unrecht Abbitte zu leisten, das ich ihr und den Klosterfrauen zugefügt."

„Mit Freuden erfülle ich Euren Auftrag," erwiederte Elisabeth. „Tante Hildegard kennt schon unser Glück, das sie im höchsten Maße theilt."

Bei der Rückkehr nach Wamboldstein wurde Froburg nicht müde, in allen möglichen Wendungen die Gefühle seines Dankes gegen Alfred zu äußern.

„Ihr habt gänzlichen Ruin von mir abgewendet. An mir ist zwar nichts gelegen, — meine Missethaten ver=dienen Züchtigung. Aber mein Weib und Kind, —

Armuth und Elend wären die Genossen ihres Lebens gewesen. Jetzt erkenne ich den hohen Werth meiner Richmunde. Sie ist jenes in der Bibel gerühmte Weib, das immer arbeitet, immer sorgt und wirthschaftet mit klugem Sinn. Eure gnädige Frau Mutter ausgenommen, dürfte man weit gehen, eine Hausfrau zu finden, gleich meiner Richmunde. Welche Ordnung und Sauberkeit allenthalben herrscht! Sonderbar, ehedem hatte ich dafür keinen Sinn, — jetzt erfreuen mich Ordnung und Reinlichkeit. Wahrscheinlich vermißt jener Mensch keine äußere Ordnung, der in sich selber nicht geordnet ist."

„Eure Ansicht stimmt mit jener christlicher Philosophen überein, die behaupten, der Geist belebe und bilde nicht blos den Leib, sondern schaffe auch seinem Wesen entsprechend die Umgebung. Wer also in sich selbst Harmonie und Ordnung trägt, wird sie auch außerhalb suchen, lieben und gestalten."

„Und mein Kind, — welchem traurigen Loose habt Ihr Elsbeth entrissen!" fing er wieder an. „Unverantwortlich, grundschlecht handelte ich als Vater, dazu an einem Kinde, dessen Arbeitsamkeit und frommer Sinn den Himmel verdienen."

„Dürfte ich in Betreff Elisabeths eine Bitte an den Vater stellen?" forschte beklommen der junge Mann.

„Ihr redet seltsam, gnädiger Herr Baron! Was Ihr gethan für uns, berechtigt Euch zu allen Ansprüchen."

Offenbar hatte Froburg den geheimen Sinn der Frage verstanden, und seine Antwort lautete ermuthigend für den Werber.

„Mein Vater nannte Elisabeth eine Perle ihres Geschlechtes," fuhr Alfred fort. „Ich selber fand in Eurer Tochter eine so edle Weiblichkeit, geziert mit seltenen geistigen und körperlichen Vorzügen, daß ich die eheliche Verbindung mit ihr als das höchste irdische Glück betrachte. Nun bitte ich den Vater, mir zu gestatten, um Elisabeths Hand zu werben."

Er schwieg und harrte mit unbeschreiblicher Spannung der Entgegnung. Allein der Ritter blieb stumm, nach Alfreds Zeitmaß wohl eine Stunde, in Wirklichkeit nicht eine volle Minute.

„Gnädiger Herr Baron," erwiederte Froburg und seine Stimme klang sehr ernst, „selbstverständlich gereicht Euer Werben der Tochter und den Aeltern zu hoher Ehre. Einen würdigeren Gatten und besseren Edelmann könnte ich meinem Kinde nicht wünschen. Auch weiß ich, daß Euer Freien nicht vergeblich sein wird; denn längst gewahrte ich Elsbeths innige Herzensneigung zu Euch. Trotzdem kann ich, als besonnener Vater, Euer Werben

für den Augenblick nicht billigen. Ich habe Euch die drohende Wetterwolke gezeigt, in deren schwarzem Schooße für uns Unheil und Vernichtung verborgen liegen. Am Rande des Abgrundes sich verloben, wäre unschicklich, — und wir stehen am Rande des Abgrundes, — eine schwere Ahnung sagt es mir. Der siegreiche evangelische Bund wird ebenso wüthen bei uns, wie er in anderen katholischen Gebieten gewüthet hat. Und was der evangelische Bund leben und bestehen ließ, werden Habgier und Rache des Landgrafen vernichten. Sollte jedoch die Wetterwolke schadlos vorübergehen, das heißt, siegt der Kaiser, dann begrüße ich Euch mit größter Freude als Werber um die Hand meiner Elsbeth. — Verzeiht meinen Bescheid, gnädiger Herr Baron! Wenn Ihr jedoch die Sache ruhig überlegt, werdet Ihr finden, daß ich klug gerathen."

„Euer Bescheid entspricht zwar nicht meinem Ersehnen, wohl aber dem traurigen Zwang der Umstände," erwiederte Alfred. „Und selbst für das bedingt gestattete Werben sage ich dem Vater innigen Dank. Nun werde ich für des Kaisers Sieg noch eifriger beten, weil zugleich mein Lebensglück von diesem Siege abhängt."

Schon nach wenigen Tagen erfüllte sich Froburgs düstere Ahnung. Durch das Reich lief die Kunde, der

Kaiser sei gefangen, seine Macht vernichtet. Während die Lutherischen abermals triumphirten, waren Bestürzung und Schrecken der Katholiken grenzenlos. Namentlich traf die Schreckensbotschaft zermalmend die Mark Wamboldstein; denn Frau Fama meldete ausdrücklich, Baron Wambold sei in der Schlacht gefallen und mit ihm alle seine Leute.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Acht über die beiden Häupter des evangelischen Bundes hatte eine förmliche Kriegserklärung der Schmalkaldischen gegen den Kaiser zur Folge. Mit außerordentlicher Schnelligkeit zogen die Bündischen ihre längst schlagfertigen Truppen zusammen und marschierten gegen Regensburg, in der Absicht, den Kaiser aufzuheben. Carl V. begab sich mit wenigen Getreuen nach Landshut. Dort wollte er die Spanier erwarten, welche in Oesterreich, unter dem Banner seines Bruders, des Königs Ferdinand, dienten. Zu Landshut empfing auch der Monarch den Baron Wambold an der Spitze seiner Mannen, nebst einigen Tausend wohlbewaffneten und kampfesmuthigen Degen aus der Reichsritterschaft. Mit dieser kleinen Macht begann der Kaiser jene bewunderungswürdigen Bewegungen, die neuerdings sein glänzendes Feldherrngenie bewiesen. Mit 5000 deutschen Landsknechten,

700 Reisigen und 6000 Spaniern marschierte er nach Ingolstadt, wo er, theilweise unter den Kanonen der Festung, ein festes Lager zu schlagen begann, darin er die Ankunft seiner niederländischen Truppen erwarten wollte. Kaum hatten jedoch die Arbeiten der Schanzgräber begonnen, als die Bündischen erschienen. Ihre Streitkräfte betrugen 80,000 Fußknechte und Reiter, nebst hundert Kanonen, für jene Zeit eine sehr starke Armee[1]).

Das winzige Häuflein der Kaiserlichen schien von der Uebermacht sofort erdrückt werden zu müssen. Schärtlin von Burtenbach, Feldhauptmann der Stadt Augsburg und Befehlshaber der oberländischen Städtetruppen, ein raubsüchtiger und kriegskundiger Söldnerführer, rieth zum unverweilten Angriff.

„In wenigen Stunden hauen wir die Handvoll Kaiserlichen in die Pfanne," verhieß er.

Allein er wurde im Kriegsrathe überstimmt. Die beiden Häupter des evangelischen Bundes, Kurfürst Johann und Landgraf Philipp, hielten die Sache für allzu gefährlich und gar für thöricht, dem Geschützfeuer der Festung ohne Noth sich auszusetzen. Es wurde beschlossen, durch eine wirksame Kanonade den Kaiser zum Aufgeben seiner

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 87.

festen Stellung zu zwingen, und ihn dann aufzureiben, sobald er dieselbe verlassen. Demzufolge wurden die Stücke aufgefahren, abschreckende Ungethüme von außerordentlicher Länge, die jedoch weit mehr Lärm machten, als sie Schaden anrichteten. Das Geschützfeuer begann. Kugeln von Stein und Eisen, große und kleine, flogen dumpf brausend und zischend nach dem kaiserlichen Lager. Vorab zielten die Stückmeister nach jenem Punkte, wo vor dem Kaiserzelte an hohem Mast das Reichsbanner wogte. Bereits zehn Tage währte die Kanonade. Zahllose Kugeln waren hinüber gesaust, hatten manches Unheil gestiftet, den Kaiser aber nicht zwingen können, von der Stelle zu weichen. Er ließ weiter schanzen, so gut es ging, keineswegs entmuthigt durch die Wahrnehmung, daß an einigen, dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzten Orten, die Befestigungsarbeiten mußten eingestellt werden. Namentlich thaten ihm des Landgrafen Feldschlangen, zwölf Geschütze von sechszehn Fuß Länge, großen Schaden. Sie waren in einem vorgeschobenen Schanzenwerk aufgestellt und die Bedienungsmannschaft gedeckt durch starke Wälle. Als die feuerspeienden Ungeheuer in die Schießscharten gehoben wurden, sprach der Landgraf die stolzen Worte: „Hier werde ich dem Kaiser einen Paß nach Laufen ausstellen!“

Während so die Schmalkaldischen fast thatlos auf dem Flachfelde lagerten, regten sich immer stärker und verhängnißvoller jene bösen Geister, welche den Körper des evangelischen Bundes beseelten, — Habgier, Eifersucht und Zwietracht. Darüber schreibt ein Augenzeuge: „Kaum beisammen, zeigte sich unter den Einigungsverwandten Mangel an Einheit und Einigkeit, Einsichtigkeit und Muth, sowie Mangel an dem nöthigen Gelde, für das die weggenommenen Kirchen- und Klosterschätze und ausgepreßten Brandschatzungen von Stiften, Geistlichen und Juden nicht ausreichten. Die Einigungsstände wurden von einer Krankheit heimgesucht, welche man Demosthenis-Krankheit oder Geldsucht nennt. Sie nahm dermaßen im ganzen Lager überhand, daß nicht allein die armen Landsknechte ohne Unterlaß »Geld, Geld« gerufen, sondern auch etliche der fürnehmsten Rittmeister und andere Befehlsleute, welche sich öffentlich haben hören lassen, sie dienten um Geldeswillen, — Geld wollten sie haben, kurzum, oder aus dem Felde ziehen[1])."

Hiezu kam die gährende Eifersucht zwischen dem Landgrafen und dem Kurfürsten. Beide Bundeshäupter strebten nach der Kaiserkrone. Stolz trug der Landgraf eine

---

1) Lauze, Leben und Thaten Philippi u. s. w. II, 204.

reich vergoldete Rüstung, das Bruststück des Panzers geziert mit dem kaiserlichen Wappen, ein Geschenk der Stadt Frankfurt. Scheel blickte der Sachse auf den hochstrebenden Hessen, der ein Geschenk nicht blos annahm, sondern auch gerne zur Schau trug, das ihn als künftigen Kaiser bezeichnete. In Folge dieser Eifersüchteleien war der Kurfürst niemals gleicher Meinung mit dem Landgrafen. Beständig durchkreuzte er dessen Absichten, so daß in der Kriegsleitung nichts zusammen ging.

Von den schlimmsten Folgen war namentlich die treibende Kraft der ganzen Umsturzbewegung, unersättliche Habsucht, deren Gift das letzte Band der Einigkeit zerfraß. Nun zeigte es sich, daß die Schmalkaldischen nicht um des Evangeliums willen ausgezogen, sondern aus nackter Habgier und Lust, an den Kirchengütern sich zu bereichern. Auf ihren Versammlungen, kurz vor Beginn des Krieges, hatten sie die Vertreibung sämmtlicher Geistlichen beschlossen, sowie die Vertheilung bischöflicher Herrschaften und des Gutes aller Pfaffen. Hiebei befürchtete Jeder, zu wenig zu erhalten, weil er die Anderen so begierig sah.

„Als jetzt die Sache nicht so rasch ging," schreibt ein beobachtender Zeitgenosse, „statt Beute zu erhalten, Geld verlangt wurde für die Kosten des Krieges, da juckten die städtischen Räthe und vermeinten, das Wort Gottes

wäre allzu theuer, und man wäre lieber daheim geblieben und hätte sich mit dem Kaiser vertragen, der niemals hart gewesen und das Gotteswort verdrückt hätte, als man ihm jetzund unter den Ständen nachsage [1]).“

„Wir sitzen einmal im Bad,“ schrieb der ulmer Kriegsrath Besserer aus dem Lager nach Hause, „und müssen wohl schwitzen, aber es muß Geld da sein, oder alle unsere Ding zergehen. Mit unbezahltem, nacktem, auseinander laufendem Volk kann nichts ausgerichtet werden [2]).“

Ein ansehnliches Gehöft, fast im Mittelpunkt des Lagers, hatte sich Kurfürst Johann von Sachsen zum Wohnsitz auserkoren. Besondere Anziehungskraft bei der kurfürstlichen Wahl übte die Bierbrauerei, welche sich daselbst befand; denn Johann war nicht blos ein sehr großer Liebhaber des Weines, sondern auch des Bieres. Niemand wußte einen vortrefflichen Gerstensaft besser zu schätzen und überschwänglicher zu genießen, als er.

Etwa hundert Schritte vom Gehöft entfernt, erhob sich auf grünem Anger ein wilder Birnbaum, dessen weitgereckten Aeste und dichtes Laubwerk gegen die Augustsonne angenehmen Schatten gewährten. Dorthin hatte

1) Von schmalkaldischen Kriegshandlungen, S. 3.
2) Keim, Ulm, S. 371.

der Kurfürst Tisch und Stühle bringen lassen, weil er den Ort sehr einladend fand. Von hier konnte er zugleich das Treiben seiner Sachsen beobachten, die unter Zelten, theilweise unter freiem Himmel lagerten.

Auch heute saß der Kurfürst unter dem Birnbaum, ein Mann in vorgerückten Jahren, von nicht anziehendem Aeußeren. Die Folgen seiner wüsten Leidenschaft traten entstellend hervor in seinem aufgedunsenen Gesicht, dessen Nase an ihrer Spitze einen kupferfarbigen Ring trug. Johann war nämlich einer der verrufensten Trunkenbolde seiner Zeit. Er liebte es, große Wettsaufen zu veranstalten, bei denen er durch seine Leistungen glänzte, die stärksten Säufer überwand, zuweilen sogar, durch beständiges Vortrinken, zu Tode soff [1]).

Die Wirkungen dieses Lasters auf Johanns Geistesleben waren höchst betrübende. Starrköpfig und eigensinnig, roh und boshaft, wie er war, stürzte ihn das ausschweifende Leben zugleich in ekelerregende Entartung. Eine geradezu viehische Unsittlichkeit besudelte ihn. Sogar sein Bundesgenosse, der wollüstige, zweiweibige Landgraf, stieß sich an Johanns schauerlicher Verkommenheit und bezichtigte ihn der „Sodomiterei“ [2]).

---

1) Voigt, Moritz von Sachsen, S. 122 f.
2) Janssen, Bd. III, S. 493.

Diesem Haupte des evangelischen Bundes gegenüber saß Schärtlin von Burtenbach, Anführer der oberländischen Städtetruppen, eine hagere Gestalt, deren Fuchsgesicht zwei stechende Augen belebten. Mit der „Demosthenis-krankheit“ war Schärtlin stark behaftet. Unersättliche Habsucht beherrschte ihn, die er durch Beraubung von Kirchen und Klöstern zu befriedigen strebte. Ueber seine Raubzüge führte er ein förmliches Tagebuch, darin er gewissenhaft verzeichnete, wo und was er den Pfaffen und Papisten abgenommen. Das Stehlen und Plündern betrieb er, nach Luthers Anweisung, als gottgefällige That, zu Nutz und Frommen des lauteren Evangeliums. Hatte er beim Brandschatzen glückliche Erfolge, so dankte er Gott dafür. Als er im Kriege gegen Herzog Heinrich von Braunschweig gute Beute machte, schrieb er in sein Tagebuch: „In diesem Krieg hab' ich wohl viertausend Gulden erobert, dem Allmächtigen sei Lob und Dank dafür [1]).“

Als kriegskundiger Feldhauptmann beklagte er das gegenwärtige thatlose Hinliegen und die ganze verkehrte Kriegsführung. Beständig drängte er zum Angriff. Da er die Habsucht des Kurfürsten kannte, so stellte er in

---

1) Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, Bd. II, S. 240.

verlockender Weise die ungeheuern Reichthümer vor Augen, welche die sichere Niederlage des Kaisers den Siegern bringen mußte. Auch gegenwärtig bemühte er sich in derselben Richtung. Bereits am neunten Juli hatte er in Süddeutschland den Religionskrieg begonnen, dessen siegreichen Verlauf und glänzende Ergebnisse er dem Kurfürsten lebhaft schilderte.

„Was ich da für überschwängliche Beute gemacht, wie ich Kirchen und Klöster ausgefegt, die Teufelssippschaft des römischen Antichrists ausgetrieben und das reine, freie Evangelium auf den Leuchter gebracht, kann ich Eurer kurfürstlichen Gnaden nicht genugsam berichten. Zuerst nahm ich die Stadt Füssen, darin die Pfaffen Haut und Haare lassen mußten. Da hättet Ihr sollen sehen, wie flink mein Kriegsvolk zugriff, Kirchen und Klöster vom Gestank des Papstthums zu säubern! Das Ausfegen war ein sehr gutes Werk; denn es brachte mir einige Körbe voll goldener Kelche, Kreuze, Monstranzen und anderer Kleinodien, dazu eine hübsche Summe Brandschatzung. Nachdem die Götzen aus den Kirchen geworfen, ließ ich durch meine Prädikanten die ehrlichen, frommen Leute aus den Banden des Teufels erledigen und das freie Evangelium einführen. Darauf nahm ich das Schloß Ehrenberg, fegte die umliegenden Klöster aus und rüstete

gerade, mit allem Zeug und Geschütz das Concilium von Trient heimzusuchen, jene Baalspfaffen auseinander zu treiben, — da rief mich der ehrsame Rath zurück. Damals hab' ich's verschworen, Feldhauptmann der Stadt Augsburg zu sein. Mitten im Siegeslauf wurde ich gehemmt. Aber den Rückmarsch ersann ich zu meinem Vortheil. Immer führten meine Wege an Stiften und Klöstern vorbei. Den Pfaffen ließ ich das Haar durch den weiten Strehl laufen, die Götzen in den Kirchen erschlagen und das Kirchengeschmeide säuberlich zusammen tragen. Ich darf mich wohl rühmen, in sehr kurzer Frist einige Scheffel Gold und Silber den Papisten abgenommen zu haben, — nicht für mich, sondern zum Nutzen der evangelischen Bundesverwandten."

„Das habt Ihr!" sagte beifällig nickend der Kurfürst. „Dennoch sind die Bundesverwandten arme Leute, die ihr Kriegsvolk nicht bezahlen können."

„Will aber nicht sagen, daß ich selber leer ausging, — nein, hab' manches Kleinod, dazu Land und Leute erobert," fuhr Schärtlin fort. „Ich mußte mich natürlich strecken nach der Decke, durfte nicht allzu weit ausgreifen und nur die Angrenzenden beim Schopfe nehmen. So hab' ich dem Propst von Mettenhausen zwei Marktflecken abgejagt, Kemnat und Schönenberg. Der Propst zum

heiligen Kreuz mußte mir Hagenried lassen, dazu insgesammt Renten, Zinsen und Gült. Zu Burtenbach habe ich alle des Kapitels und anderer Pfaffen Güter eingenommen. So bin ich dick und fett worden durch den Krieg für Gottes Wort[1]).“

„Seid aber dennoch so dürr und dünn, daß Ihr füglich einen Bock möget zwischen den Hörnern küssen,“ scherzte Johann.

„Eure kurfürstlichen Gnaden ist dermalen sehr guter Laune.“

„O ja, — das Bier ist ausgezeichnet,“ erwiederte Johann, nach langen Zügen den Humpen niederstellend. „Hört doch, wie mächtig der Landgraf heute wieder seine Feldschlangen brüllen läßt!“ fuhr er fort, als in rascher Folge der Geschützdonner über das Land rollte. „Mit viel Lärm und Rauch wird er am Ende doch den Fuchs aus der Höhle treiben.“

„Das Räuchern thut's nicht,“ erwiederte Schärtlin. „Wohl aber thut's der Gewaltangriff von achtzigtausend Mann. In wenigen Stunden getraue ich mir, die ganze kaiserliche Herrlichkeit über den Haufen zu werfen, und Eurer kurfürstlichen Gnaden freie Bahn zu machen, an

---

1) Schärtlin, Lebensbeschreibung, S. 93 f.

der Bischöfe Gut und Land zu kommen. Das müßte ein köstliches Zugreifen werden! Abgesehen von der großen Menge Gold, edlem Gestein und anderen Kleinodien, die in Stiften und Kirchen zu erbeuten, würde Kursachsen durch anfallende Bisthümer und geistliche Herrschaften ein großes, mächtiges Land."

Im Gesichte Johanns erschienen Merkmale lüsterner Habsucht.

„Zu all diesen unermeßlichen Reichthümern und Herrschaften führt aber nur ein Weg, nämlich der Sieg über der Kirche und Pfaffen Schirmvogt, den Kaiser," ergänzte Schärtlin. „Und der Sieg wird nicht errungen durch Schießen, sondern durch herzhaftes Angreifen. Schier gar ist's schimpflich, wenn eine große Armee nicht wagt, den wenigen tausend Feinden auf den Leib zu rücken. Seit vierzehn Tagen wird geschossen, ohne den mindesten Erfolg. Der Kaiser läßt uns schießen und schanzt weiter. Auch einige Schmäh- und Drohbrieflein haben wir ihm geschrieben, die halfen gerade so viel, wie das Schießen. Der Kaiser läßt uns schreiben und rückt nicht von der Stelle. Es ist zum Davonlaufen! Nein, — mit Schießen und Schreiben wird keine Kaiserkrone gewonnen!"

Eine dunkle Gluth schoß über Johanns Gesicht. Die vorgehaltene Kaiserkrone war für seinen Hochmuth ein

noch stärkeres Reizmittel, als für seine Habsucht Kirchengüter und Bisthümer.

„Soll ich mir für Andere die Finger verbrennen?“ rief er. „Nichts da! Zum Kaiser will man nicht mich, sondern Jenen, der jetzt schon mit der Kaiserkrone einherstolziert, die er vorläufig nicht auf dem Kopfe, sondern auf der Brust trägt. Aber langsam, — Andere sind auch noch da! Liegt Carl von Gent, vormals Kaiser, gänzlich am Boden, dann wird sich zeigen, wer Kaisermantel, Krone und Reichsapfel trägt.“

Die letzten inhaltsschweren Worte verdüsterten flüchtig Schärtlins Gesicht. Sein Geistesblick schweifte in die Ferne. Was mußte geschehen, wenn der Kaiser im Kampfe gegen die fürstlichen Rebellen unterlag, von denen jeder die Kaiserkrone zu erringen strebte? Unabsehbare innere Kämpfe standen bevor. Der deutschen Nation drohte grenzenloser Jammer, dem Reiche Vernichtung.

„Da kommt er ja!“ unterbrach Johann das Schweigen.

Hoch zu Roß, schimmernd in goldener Rüstung, nahte der Landgraf. Wenige Schritte vom Birnbaum sprang er aus dem Sattel, warf seinem Begleiter den Zügel hin und trat grüßend heran.

„Ihr habt ja heute ganz mörderisch gefeuert, Herr Landgraf!“ sagte mit spöttisch blinzelnden Augen der

Kurfürst. „Dem Wassertrinker Carl von Gent muß angst und bange dabei geworden sein.“

Sehr ernst und bedeutsam wiegte Philipp den Kopf.

„Wahrscheinlich liegt Carl todt,“ erwiederte er. „Einige Kugeln schlugen, was deutlich zu sehen, in und um das kaiserliche Zelt ein.“

„Todt, — hm!“ sagte Johann, und sein Blick streifte die Kaiserkrone auf des Hessen Panzer. „In solchem Falle müßte ein neuer Kaiser aufkommen. Sind alle, die beim Kaisermachen ein gewichtiges Wort zu reden haben, eines Sinnes mit der Reichsstadt Frankfurt, dann wäre der neue Kaiser schon gefunden.“

„Eure Anspielung auf meine Rüstung ergötzt mich,“ versetzte betreten der Landgraf. „Hat die Stadt Frankfurt mir ein kostbares Geschenk gemacht, und durch beigefügtes Bildniß kaiserlicher Würde ihre Meinung und Wahl ausgesprochen, so ist dies für den Beschenkten höchst erfreulich [1]).“

Ein hämisches Grinsen entstellte Johanns Gesicht.

„Nur schade, daß nicht die Frankfurter den Kaiser machen,“ warf er spitz hin.

„So lange der alte Kaiser noch am Leben,“ entgeg=

---

1) Druffel, Tagebuch, S. 71.

nete mit erzwungener Gleichgültigkeit der Hesse, „wäre die Frage nach dem neuen mindestens verfrüht.“

Ueber Schärtlins Fuchsgesicht glitt es feindselig.

„Der alte Kaiser wird so lange leben,“ wandte er sich an den Landgrafen, „bis Eure fürstliche Gnaden geruht, das gegebene Versprechen zu lösen.“

„Dies wäre?“

„Ihr habt gelobt, Kaiser Carl kreuzigen und auf jede Seite einen Cardinal hängen zu lassen[1]).“

Der Hesse gewahrte des Sachsen Hohnlächeln und warf einen bösen Blick auf Schärtlin.

„Mein Versprechen löse ich,“ sprach er, „sobald Ihr mir zur Kreuzigung die beiden Cardinäle liefert.“

„Bin dessen ernstlich Willens gewesen,“ entgegnete Schärtlin. „Habe gerathen, die Pfaffen beim Concilium aufzuheben, war schon auf dem Wege nach Trient, — wurde aber an die Donau gerufen. Alsbald es nun anfing, an der Donau glücklich zu gehen, das Ausfegen des römischen Sodoma reiche Beute brachte, da kam Herzog Ulrich von Würtemberg und wollte Dillingen, Burgau und die Markgrafschaft Burgau, — Alles allein haben. Auch Zusameck und die Reichenau wollte er. Ulm und

---

1) Ranke, VI, 215.

Augsburg sollten leer ausgehen. Siegen wir nächstens, dann gerathen sich Würtemberg, Augsburg und Ulm sicher in die Haare, dieweilen zwei oder drei ebensowenig die gleichen Landschaften besitzen können, wie zwei oder drei die Kaiserkrone[1])."

Beim Landgrafen saß der Hieb. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wolle er Merkmale des Aergers verwischen. Der Kurfürst fand in Schärtlins beißender Bemerkung nur eine Züchtigung des landgräflichen Strebers und weidete sich an dessen Unmuth.

„Außerdem habe ich gerathen," fuhr Schärtlin fort, „das Bundesheer solle die Donaustädte, sowie alle Ortschaften am Inn und der Isar besetzen, dem Kaiser Landshut sperren, ganz Bayern mittelst ausgesandter Brandmeister und Rotten heimsuchen, dazu sämmtliche kleine Städte und Flecken ohne Schonung zerstören. Mein Rath wurde unter die Bank geworfen, — darum liegen wir jetzt ruhmlos im Felde."

„Seid deßhalb nicht ungehalten, Herr Feldobrist!" sagte Johann, dessen schielender Blick nach dem Hessen im voraus den beabsichtigten Stich verrieth. „Ihr müßt eben Geduld haben und abwarten. Oftmals hat der gnädige

---

1) Schärtlin, Lebensbeschreibung, S. 98.

Herr Landgraf versprochen, er werde den Kaiser nach Laufen schicken. Solches wird noch gewiß geschehen, sobald es geschehen kann."

„Meinerseits bin ich sehr bemüht, das gemeinte Versprechen zu erfüllen, — aber ich werde nicht unterstützt," erwiederte Philipp. „Seit vier Tagen schweigen die Stücke der Sachsen."

„Weil beim Schießen doch nichts herauskommt," bemerkte Johann.

„Gnädiger Herr Landgraf," hob Schärtlin an, „wenn Ihr die Hälfte Eures Kriegsvolkes jenem der oberländischen Städte beigesellt, dann löse ich innerhalb weniger Stunden Euer Versprechen. Ich werde Euch den Kaiser todt oder lebendig ausliefern. Ihr möget ihn alsdann so, wie er ist, todt oder lebendig, nach Laufen schicken."

„Leeres Gerede!" versetzte unwillig der Hesse. „Bin nicht dermaßen von Sinnen, mein Kriegsvolk den Geschützen der Festung preis zu geben und selbes nutzlos auf die Schlachtbank zu liefern. Die oberländischen Städte und deren große Hansen rathen nur immer zum Schlagen, — warum? Damit sie die ungebetenen kaiserlichen Gäste los werden aus ihrer Gegend. Ich wollte bald geschlagen haben, — wollte auch bald um Land und Leute

gekommen sein. Nur gemach, — ich habe Land und Leute zu verlieren[1])."

„Und ich habe Burtenbach zu verlieren," erwiederte trocken der Feldhauptmann.

Der Landgraf erhob sich, grüßte mit kalter Verbeugung den Kurfürsten, stieg zu Pferde und ritt nach seinem Quartier, einem Bauernhause. Dort schüttete er vor seinem vertrauten Günstling, dem Junker Staufen, seinen Ingrimm aus.

„Dieser Schärtlin, mit seinem großen Maul, der Prahlhans, unterfängt sich, so zu sagen mich zu foppen?" rief er, heftigen Schrittes in der Stube hin und her stürmend. „Der Kerl nimmt sich heraus, meine Kriegsführung zu tadeln? Selbe als nutzlose Schießerei hinzustellen? Was hat denn er geleistet, der Hochmuthspinsel? Wo sind seine Heldenthaten? Das ganze pfäffische Oberland, bis hinein nach Tyrol, hat er ausgeraubt, alle Kirchen und Klöster ausgefegt. Solches konnte er mannhaft leisten; denn die wehrlosen Pfaffen und Mönche konnten ihm keinen Widerstand entgegensetzen, — dem Räuberhauptmann. Jetzt verlangt der Esel einen Theil meines Kriegsvolkes, zum Sturmlauf wider des Kaisers

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 94.

Lager. Der Schaafskopf scheint gar nicht einmal zu ahnen, was es heißt, einen Feind anzugreifen, der unter dem Schutze der Kanonen einer Festung lagert. — — Und der Sachse, der fast erstickt vor Zorn und Neid, wenn er die Kaiserkrone auf meiner Rüstung sieht, — dieser stets besoffene Hans stimmt ein in des Räuberhauptmanns Fopperei. Der Landgraf, sagt er, wird sein Versprechen lösen, er wird den Kaiser nach Laufen schicken, sobald er kann. — O du kupfernasige Kröte! Wie mag nur solch eine Bestie daran denken, Kaiser zu werden? Dieser viehische Wüstling, dieser abscheuliche Sodomiter im Kaisermantel, — ha, — ha!"

„Was Ihr da sagt, gnädiger Herr, ist wirklich zum lachen!" nahm Staufen das Wort, als der schäumende Hesse eine Pause machte. „Schärtlin ist ein seichter Schwätzer, dazu ein jüdischer Geizkragen, der nur auszieht, um die Pfaffen zu rupfen. Und der Kurfürst ist richtig das, was Ihr gesagt, ein namenlos verderbter Geselle, ein grunzendes Schwein. Nun meine ich, Eure Gnaden thue solchen Leuten allzu viel Ehre an, wenn Ihr über deren fades Geschwätz Euch ärgert."

„Du hast Recht, Fritz, — ganz Recht! Aber die Sache hat nebenbei einen sehr ernsten, bedenklichen Kern. Der Kurfürst hat den Schärtlin und die oberländischen Städte

für sich gewonnen. Ist Carl geschlagen, dann werden die Genannten für Kaiser Johann in das Feld ziehen. Darum ist es klug und rathsam, sich bei Zeiten vorzusehen. Hat Johann für sich den Schärtlin und die Oberländer geangelt, dann will ich den Heidek und die Würtemberger gewinnen. Gehe hinüber und ersuche Heidek, zur vertrauten Rede herüber zu kommen."

Als Staufen durch die Lagergassen eilte, dem Befehlshaber der würtembergischen Truppen die Einladung des Landgrafen zu überbringen, begegneten ihm Jock und dessen zwei Spießgesellen. In der Tracht eines Wachtmeisters schritt der frühere Räuberhauptmann selbstbewußt einher, während Michel und Hans zwei gutbewaffnete Landsknechte vorstellten.

„Wohin geht ihr?" fragte Staufen.

„Eurer Gnaden zu vermelden, gehen wir den Weg frommer Christen, nämlich in den Gottesdienst, allwo uns die Kraftsuppe des Predigers Fuchtel speisen und ergötzen soll," antwortete Jock. „Da wir dermalen nicht von Hammelskeulen und Wein, sondern von dünnem Bier und schlechtem Brod leben, so bieten die saftigen Brocken des Predigers Fuchtel ein wahres Labsal. Auch ist es ein Hochgenuß, an Fleisch und Blut der von ihm abgeschlachteten Papisten sich zu ersättigen."

„Sehr gut gesagt!“ erwiederte Staufen. „Vergiß aber nicht, daß wir heute Nacht bei den Feldschlangen in der Schanze draußen die Wacht haben.“

„Vergessen, Eure Gnaden?“ entgegnete Jock verwundert. „Das ist ganz unmöglich! Ein Wachtmeister kann nur die Wacht vergessen, wenn er sich selbst vergißt, — was gar nicht zu erreichen. Wollte man auch zehn Fuder Dünnbier trinken, das Selbstvergessen käme doch nicht, weil in den zehn Fuder nicht ein Tropfen Geist.“

„Ein närrischer Kauz!“ sagte im Weitergehen der Junker.

„Habt ihr gehört, was er sagte?“ fragte Jock. „Ein närrischer Kauz, — hat er gesagt. Hm, — wäre noch zu untersuchen, wo die Narrheit daheim, — bei uns ehrlichen Leuten, oder bei jenen Großhansen, die selbst dem allwissenden Herrgott, — wenn's einen giebt, — 'nen blauen Dunst vormachen. Als wir noch im Odenwald hausten, sind wir aufrichtige Räuber gewesen, die ehrlich ihr Handwerk bekannten und selbes nur aus Nothdurft trieben. Damals waren wir eine Bande von drei Mann, — jetzt sind wir eine Bande von achtzigtausend Mann. Damals stahlen wir nur im Umkreis einiger Stunden, dazu Weniges, kaum der Rede werth, — jetzt plündern wir ganze Länder, fegen Klöster, Dörfer und Städte aus.

Damals verkrochen wir uns in Wälder und Höhlen, weil wir gewissenhafte Räuber waren, die ihre Schuld gestanden und darum dem Galgen aus dem Wege gingen, — heute ziehen wir am hellen Tage durch das Reich, und zwar unter dem Banner des lauteren Evangeliums, das uns der Klöster, Stifte und papistischer Länder Säuberung befiehlt. — — Nun sage mir Einer, wo die ehrlichen und gescheidten Leute sind? Bei den vergangenen Räubern des Odenwaldes, die vor Gott und Menschen ihren Stand bekannten, — oder bei Jenen, die sich für Gottesstreiter ausgeben und närrisch genug sind, vor dem heiligen Gott, — wenn's einen giebt, — ihr Räuberwesen als Tugendwerk hinzustellen. — — — Jetzt still! Wir kommen in die Kirche."

Sie nahten der Bühne des Feldpredigers, einem viereckigen Würfel, von Rasen und Steinen gebildet. Auf der Plattform des Würfels erhob sich die Kanzel, aus Brettern roh gefügt. An Stangen befestigt, umgaben die Fahnen der Bündischen die Stätte. Die Inschrift: „Mit Gott für's Vaterland!" war auf sämmtlichen Fahnen zu lesen. Nur Schärtlins Banner enthielt in großen Buchstaben die höhnische Frage: „Wo ist der Kaiser blieben?"

Den Prädikanten erwartend, standen einige hundert Landsknechte umher. Endlich erschien Fuchtel, ein hoch-

gewachsener Mann, angethan mit dem Predigertalar. Seine Redeweise entsprach der gestellten Aufgabe, den Papst, den Kaiser, die katholische Kirche in den schwärzesten Farben zu malen, die Neugläubigen als durch Gift und Mord des römischen Antichrists Bedrohte darzustellen, und so möglichst den religiösen Fanatismus zu entzünden. Diese Predigtweise beschränkte sich jedoch nicht auf Fuchtel, sie war vielmehr Norm und Regel der lutherischen Prädikanten, und die Hetze gegen die Katholiken ausgezeichnet organisirt.

„Ehrsame, tapfere und fromme Landsknechte!“ fing der Prediger an. „Gestern habe ich euch gezeigt den gräulichen Schwarm des römischen Sodoma, an dessen Spitze einherstolziert der Antichrist, das ist der Widerchrist, der Papst. Heute will ich euch zeigen, die mörderischen Kniffe und Praktiken der Erstgeborenen des Teufels, die da sind der Papst und der Kaiser. Vernehmet also, meine Brüder in Christo, daß der Papst in Praktik steht mit dem Türken.“

„Nicht wahr, der Türk hält zu uns!“ widersprach Jock.

„Der Kaiser hat den Türken angereizt, in Deutschland einzufallen, darin sämmtliche protestirenden Stände zu verderben, des Papstes Anhänger jedoch zu schonen,“ belehrte Fuchtel. „Sodann haben die Söhne Satanä,

nämlich Kaiser und Papst, beschlossen und befohlen, daß nebst dem protestantischen Volke auch insgesammt die Kinder von zwei Jahren ermordet werden sollen. Darauf haben sie seit vielen Jahren zusammen praktizirt[1])."

„Allzu spitz sticht nicht, — ganz unmenschlich gelogen!" sagte Jock.

„Schweigt doch, Hauptmann!" flüsterte Michel. „Ihr bringt den Prediger aus dem Häuschen."

„Paulus der Dritte, des Teufels Statthalter zu Rom," fuhr der Prädikant fort, „und Kaiser Carl, diese beiden Söhne Lucifers, haben sich aus freventlicher Vermessenheit aufgelehnt wider die göttliche Hoheit. Darum haben sie längst verdient, lebendig in den feurigen Pfuhl geworfen zu werden, der da brennt mit Schwefel und Pech. Sie haben die evangelischen Reichsstände und deren Unterthanen zu Bündnissen gedrängt, in der Absicht, das deutsche Volk durch Brand, Schwert und Vergiftung auszurotten. Was ist Kaiser Carl? Gerade so viel, wie Herodes und Nero, nämlich des Teufels Diener, Gliedmaß und Obrigkeit. Der Kaiser zerstört rechte göttliche Lehre, rechten Gottesdienst, Zucht und Ehrbarkeit, Friede

---

1) Dieser Blödsinn ist keine Erfindung Fuchtels, sondern eine Behauptung des Superintendenten Bugenhagen. Döllinger, Reformgesch., II, 142.

und Einigkeit. Dagegen schützt und vertheidigt er falsche Lehre, Abgötterei, Ehebruch, Unzucht, Sodomiterei, Diebstahl, Räuberei und die Bösen. Wer nun solcher kaiserlichen Obrigkeit widersteht, der widerstrebt nicht Gottes Ordnung, sondern des Teufels Ordnung. Sehet doch, tapfere Landsknechte, und merket, wer unter des Teufels Fähnlein steht! Da sehet ihr lauter abtrünnige Bösewichte und Schurken, — nämlich Kain, Pharao, Herodes, Annas, Kaiphas, Judas, Pilatus, Nero, sämmtliche Päpste, Bischöfe, Mönche, Pfaffen, und jetzt Kaiser Carl."

„Was sollen nun die frommen, christlichen Fähnlein thun, gegenüber dem Fähnlein des Teufels? D'rein schlagen sollen sie mit Schwertern, — stechen sollen sie mit Spießen, nicht nachlassen sollen sie, bis todt liegen alle Gliedmaßen des Teufels, als da sind alle, die stehen unter kaiserlicher Fahne. Wer hingegen dem Kaiser Fürschub leistet, der ist ein Gliedmaß des Teufels [1])."

„Noch ein Wort, ehrsame und tapfere Landsknechte!" rief eindringlich Fuchtel, als er die Unruhe der Zuhörer

---

1) Diese ganze Predigt ist zu lesen in „Ewiger göttlicher allmächtiger Majestät Deklaration", einer Schrift des Predigers Major, Doktor der Theologie in Wittenberg, herausgegeben mit Rath und Zustimmung der anderen Doktoren und Prediger in Wittenberg. Hortleder, Rechtmäßigkeit, S. 123.

bemerkte. „Höret jetzt nicht mich, höret vielmehr die Worte des Gottesmannes Martin Luther, dieses erleuchteten Rüstzeuges des Herrn. Höret und merket; denn also spricht er: »Alle die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthümer zerstört werden, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen. Ein jeglicher Christ soll dazu helfen mit Leib und Gut, daß der Bischöfe Tyrannei ein Ende nehme, und fröhlich thun Alles, was ihnen zuwider ist, gleich als dem Teufel selber.« Amen [1])."

Fuchtel stieg von der Bühne. Die Landsknechte umringten ihn.

„Wir haben ein Wort mit Euch zu reden, Prediger!" hob ein wildblickender Geselle an. „Ihr werdet selber gemerkt haben, daß Jene immer weniger werden, die herbei kommen, das lautere Wort Gottes, wie Ihr's taufet, zu hören. Ist auch ganz natürlich. Von Anbeginn ergötzte uns Euer weidliches Schmähen auf den römischen Antichrist und die anderen Götzen. Weil Ihr jedoch immer die alten Schimpfereien wiederholet und keine neuen bringt, so wird die Sache langweilig. Auch wir sind heute nicht gekommen, um zu hören, was wir längst

---

1) Luthers sämmtliche Werke XXVIII, 142 f.

auswendig wissen, sondern Euch etwas zu sagen. Nämlich, — seit vier Wochen sahen wir keinen Heller Sold. Außerdem leiden wir fast Hunger. So lange wir papistische Länder ausfegten, gab's gute Tage. Nicht umsonst habt Ihr uns den Spruch des Gottesmannes Luther vorgehalten: »Nu greife zu, wer zugreifen kann! Gott gebe hie faulen Händen kein Glück.« Solches haben wir treu befolgt. Wir haben zugegriffen und gute Beute gemacht. Seitdem wir aber hier liegen, unsere Vorräthe verzehrt sind und wir kaum Brod unter die Zähne kriegen, sind wir ganz erbärmlich daran. Dies geht schnurstracks wider unseren Werbebrief. Um des Soldes und der Beute willen haben wir zur Fahne geschworen. Zahlen uns die Kriegsobersten keinen Sold, führen uns auch nicht zur Beute, dann sind wir des Eides ledig und laufen allesammt aus dem Felde. Solches hinterbringt und saget getreulich den Fürsten und anderen Großhansen."

„Will's ausrichten!" erwiederte Fuchtel und schritt eilig von dannen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Während im Lager der Bündischen Zwietracht brodelte unter den Führern und Meuterei unter dem Kriegsvolk, herrschte im kaiserlichen Lager die beste Disciplin und Ordnung. Muster und Vorbild in Ertragung von Strapatzen, leuchtendes Beispiel von Muth, Geduld und Ausdauer war Allen der Kaiser. Mit Umsicht und Entschlossenheit leitete er persönlich alle Unternehmungen, setzte sich kühn jeder Gefahr aus.

„Die kaiserliche Majestät," schrieb ein Schweizer, Doktor Jörg Part, aus dem kaiserlichen Lager nach Hause, „empfängt jeden Morgen gegen Tag das hochwürdige heilige Sakrament, und ist Tag und Nacht selbst persönlich bei aller Handlung."

Diese opferwillige Thätigkeit und erhebende Frömmigkeit des kaiserlichen Feldherrn mußten auf die Truppen die beste leitende Wirkung hervorbringen.

Als Kurfürst Johann und Schärtlin unter dem Birnbaum saßen, stand der Kaiser vor seinem Zelte, umgeben von Herzog Alba, Eberhard von Wambold und anderen Führern. Sie betrachteten das Feuer der hessischen Feldschlangen, die in kurzen Pausen Kugeln herüber warfen. Die feindlichen Geschosse blieben unerwiedert; denn Carl besaß nur wenige kleine Geschütze von geringer Tragweite. Die hessische Schanze lag zu sehr entfernt, von drei Seiten mit hohen Wällen umgeben, während die vierte Seite das Mauerwerk einer alten Ruine schloß.

„Jene Stücke thuen nicht geringen Schaden," sagte Herzog Alba, eine stolze kriegerische Gestalt. „Möchten die Hessen bald ihr Pulver verschossen haben; denn ich sehe keine Möglichkeit, jenes Feuer zu löschen."

Kaum war das Wort dem herzoglichen Munde entflohen, als ein Reiter, der in der Nähe hielt, von einer Kugel zerrissen, vom Pferde sank. Bevor sich die Umstehenden von ihrer Bestürzung erholten, fuhr eine Kugel durch das Dach des Kaiserzeltes [1]).

„Es streifte an Verrath, die Gefahr zu verschweigen, der Eure Majestät an dieser Stelle sich aussetzt," sagte Alba. „Möge es meinem gnädigen Herrn gefallen, diesen

---

1) Weiß, Bd. IV, S. 515.

Ort, am meisten dem feindlichen Geschützfeuer blosgestellt, mit einem sicheren Lagerplatz zu vertauschen."

„Zurückweichen, — feige mich verstecken? Ihr seid ein schlimmer Rathgeber, bester Herzog!" erwiederte Carl, der keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit verloren.

„Um Vergebung, Majestät! Gegen Feuerschlünde sich zu decken, ist kein Zeichen von Feigheit, wohl aber von Klugheit," versetzte Alba. „Mir dünkt, der reichsverrätherische, rebellische Landgraf sei bemüht, des heiligen Reiches kaiserliches Haupt zu treffen; denn seine Stückmeister werfen stets die Geschosse nach dem Punkte, wo das wallende Reichsbanner des Kaisers Zelt bezeichnet."

Sämmtliche Führer traten des Herzogs Ansicht bei, lebhaft dessen Vorstellung unterstützend.

„Laßt es gut sein, meine Freunde!" sprach der Monarch. „Euere Furcht ist grundlos. Ist denn jemals ein römischer Kaiser im Treffen geblieben? Wir machen keine Ausnahme. — Bist Du nicht gleicher Meinung, tapferer Eberhard?" wandte sich der Kaiser an Wambold, der mit verschränkten Armen bei Seite stand und feindselige Blicke nach der hessischen Schanze warf.

„Welcher Meinung, Majestät? Verzeiht, ich war gerade in einen Plan vertieft, der mich die wechselnden Reden überhören ließ."

„Die Herren rathen Uns, das Zelt an einen sicheren Ort zu versetzen, wo es den feindlichen Geschossen unerreichbar sei. Wir hingegen sind der Ansicht, es gezieme furchtsames Zurückweichen dem Kriegsherrn nicht.“

„Ich theile vollständig die Meinung Eurer Majestät,“ entgegnete Wambold. „In keinem Falle wäre das gegebene Beispiel ermuthigend für das Kriegsvolk, dazu ein laut schreiender Widerspruch gegen Denkweise und herkömmliche Haltung meines kaiserlichen Herrn im Felde.“

„Dank für Deinen erprobten klugen Rath, den Wir befolgen,“ sprach Carl. — „Du warst in einen Plan vertieft? Welcher Art ist Dein Plan?“

„Jenen hessischen Feldschlangen möchte ich die mörderischen Rachen stopfen,“ antwortete Eberhard. „Nicht alltäglich zwar, dazu gewagt ist mein Plan. Doch mit Gottes Hilfe und Eurer Majestät Erlaubniß wird er gelingen.“

Mit nicht geringem Befremden und leisem Kopfschütteln betrachteten die Feldobristen den Baron, dessen Unternehmen ihnen tollkühn, sogar unausführbar erschien. Grenzenlos war nun ihr Staunen über des Kaisers Entscheidung.

„Du hast Unsere Erlaubniß!“ sprach der Monarch.

„Vollbringe mit Gott, wozu Deine Heldenkühnheit Dich drängt.“

Das größte Mißfallen spiegelte sich im Gesichte des kalt berechnenden Herzogs Alba.

„Gestatte huldvoll Eure Majestät mir eine Bitte!“ sprach er. „Das Unternehmen des Barons Wambold ist von so außerordentlicher Art, erscheint so unmöglich in der Ausführung, daß wohl eine nähere Erklärung des Planes geboten sein möchte.“

„Eure Besorgniß zeigt, Herzog, daß Ihr die Leistungsfähigkeit dieses Helden nicht kennt,“ sprach ernst der Kaiser. „Was er vermag, haben Wir sattsam erfahren, haben Wir mit eigenen Augen in der blutigen Schlacht bei Tunis geschaut. Wir fordern keine nähere Erklärung und vertrauen der Klugheit, Einsicht und Tapferkeit Eberhards. Was dem Herzoge von Alba unmöglich erscheint,“ fügte er lächelnd bei, „reizt nur die Kühnheit des deutschen Cid.“

„Ich danke meinem Herrn und Kaiser für das Vertrauen,“ sagte Wambold, verbeugte sich und eilte nach seinem Zelte.

„Curd, laufe geschwind und rufe Reinhard Grimmeisen!“ gebot er seinem Diener.

Auf dem Brette sich niederlassend, das auf drei Pfosten

ruhte und einen Stuhl vorstellte, arbeitete er sinnend weiter an seinem Plan, bis die breite Gestalt Grimmeisens den Zelteingang verdunkelte.

„Reinhard, es gilt heute Nacht ein großes, kühnes Werk, vielleicht ein Rettungswerk, — bist Du dabei?“

„Eure Gnaden weiß, daß ich immer dabei bin, wenn's gilt, etwas Großes in's Werk zu setzen.“

„Du kennst doch die hessische Schanze mit den zwölf Feldschlangen?“

„Ob ich sie kenne, die Schlangenbrut! Vorgestern, als ich gerade in den Schanzgraben hinabsteige, haben die Feldschlangen eine dicke Kugel herübergespieen, die just drei Schritte von mir in den Boden schlug. Das ist eine recht gefährliche Sippschaft.“

„Reinhard, heute Nacht erschlagen wir die Schlangenbrut, das heißt, wir vernageln ihnen die Rachen. Mit Hammer und Nägeln umzugehen, versteht Niemand besser, als Du, darum ist das Vernageln Deine Aufgabe.“

Grimmeisen betrachtete den Baron, wie ein Mensch, der von einer gestellten Aufgabe keine Vorstellung hat.

„Du weißt doch, jede Feldschlange hat ein Zündloch,“ erklärte Wambold. „Schlägt man in das Zündloch einen rechten Nagel, den man nicht herausziehen kann, dann

ist die Feldschlange todt. — Könntest Du solche Nägel herstellen?“

„Warum nicht?“ erwiederte nach kurzem Besinnen der Rothbart. „Nägel will ich schmieden, die man weder heraus ziehen, noch heraus bohren kann. — Aber in der Schanze liegt zur Nachtzeit eine starke Wache.“

„Welche Dich, beim Vernageln der Feldschlangen, nicht stören soll,“ unterbrach ihn Wambold. „An der Spitze unserer Mannen werde ich Dich begleiten. Du ver=nagelst die Zündlöcher, und wir stoßen die feindliche Wache nieder.“

Die Augen des Rothbarts begannen, unternehmend zu blitzen.

„Ah, — jetzt versteh' ich's!“ sagte er, die breiten Hände reibend. „Gnaden, — Herrgott, — das ist wirklich ein großes, kühnes Werk!“

„Der Himmel ist uns günstig, kein Mond, kein Sternenlicht erhellt die pechschwarze Nacht,“ versetzte Wam=bold.

„Ja, — aber, — wenn es finstere Nacht, wie kann ich die Zündlöcher finden?“

„Ich habe eine Blendlaterne, die befestigest Du vor der Brust. Beim Hinübergehen hängst Du ein Tuch da=

rüber, damit der Lichtschein unser Nahen nicht verräth."

„Klug ausgedacht!" sprach kopfnickend der Wappenschmied. „Gnaden, ich kann Euch gar nicht sagen, wie großmächtig das Vernageln mich ergötzt! Wie mögen die scheelen Hessen gucken, wenn sie morgen wieder losbrennen wollen, — ha, — ha! Die letzte Kugel haben sie herübergeschossen."

„Gott walte!" sprach ernst der Baron. „Während ich unsere Mannen zusammenrufe und ihnen die Sache erkläre, fertigest Du zwölf Nägel."

Grimmeisen stürmte nach der Feldschmiede, wo er lange Nägel vom härtesten Stahl, mit Wiederhacken und ohne Köpfe hämmerte.

Wachtmeister Jock hatte mit einer Rotte von achtzig Landsknechten die Nachtwache in der Schanze bezogen. Gegen Mitternacht lagen die Soldaten schlafend am Boden, in ihrer Mitte der Trommler, neben seiner Trommel. Nur die drei Raubgesellen saßen um ein Feuer, das sie am Fuße der Ruinenmauer, gerade dem offenen Eingang gegenüber angezündet. Eben hatte Michel über die lodernde Flamme einen eisernen Hafen gestellt, darin Kopf und Füße eines Kalbes kochen sollten. Der Wind, welcher sich erhoben, wurde immer stärker, heulte durch die

Ruine und flötete auf den Schlünden der Feldschlangen. Tief unten am Horizont flammten zuweilen Blitze und warfen matten Schein in die nächtliche Finsterniß.

Jock saß auf einem leeren Pulverfaß und starrte sinnend in die Gluth.

„Hab' gerade wieder meine böse Stunde," unterbrach er das Schweigen. „Dieses Gesicht, — oh! Mag abwehren und mich sträuben, wie ich will, — hilft Alles nicht, — das Gespenstergesicht bleibt."

„Seid doch gescheidt, Hauptmann!" erwiederte Hans. „Todt ist todt. Was Ihr seht, sind dumme Einbildungen. Würde uns vor Jedem gruseln, den wir schon kalt gemacht, da wir noch Landläufer gewesen, wir kämen aus der Gänsehaut gar nicht heraus. Weßhalb fürchten? Todt ist todt."

„Du hast gut reden!" versetzte Jock. „Hättest Du jenen alten Mönch vor dem Kreuzbilde erschlagen, wie ich, und hätte er Dich mit denselben Augen und demselben Gesicht angeschaut, wie er mich anschaute, — auch Dir würde grauen."

„Hat er Euch denn gar so grimmig angesehen?"

„Grimmig? — Nein, durchaus nicht! Dem Grimm wollte ich Trotz bieten. Aber vor diesen sanften und dennoch durchbohrenden Augen, — vor diesem ehrwürdigen,

heiligen Gesicht, vergeht mir aller Muth. Es ist sonderbar, — ich mag darauf schwören und mir vorreden, todt ist todt, — es giebt keinen Gott, keine Hölle, keine Ewigkeit, hin ist hin, — hilft Alles nichts! Jenes Gesicht schaut mich an und alle meine Künste zerrinnen."

Ein Landsknecht erschien unter dem Eingang und trat fluchend vor den Wachtmeister.

„Bin lange genug in dem Sturmwetter Vorposten gestanden," rief er. „Keinen Sold im Beutel, kein Essen im Magen, mich dazu noch vom Winde ausblasen lassen für große Hansen, die den Werbebrief nicht halten? Den Sold nicht zahlen? Da müßte ich ein rechter Narr sein."

Der grobe Verstoß gegen Pflicht und Disciplin ließ den Wachtmeister kalt. Weit gröbere Verstöße der meuterischen Soldknechte geschahen täglich.

„Wenn Du nicht Vorposten stehen willst," sagte er, „so lege Dich auf's Ohr und schnarche mit den Anderen. Wozu auch Vorposten? Wir werden nicht gestohlen."

Der entlaufene Wachtposten streckte sich am Fuße des Walles nieder.

„Die Nachtwache bei den Feldschlangen ist auch eine Narrheit," sagte Michel. „Wer sollte ein Geschütz stehlen, an dem vierzehn starke Gäule ziehen müssen? Die Kaiser-

lichen da drüben, die sich nicht aus dem Lager getrauen, werden die Feuerröhre gewiß in Ruhe lassen."

„Ist wirklich ein ganz schauerlicher Sturm!" sagte Jock. „Hört doch, wie es heult in dem alten Gemäuer! Sogar die Feldschlangen werden lebendig, sie zischen, pfeifen und blasen. Da hört, wie es braust und donnert in den Lüften! — — — Säßen wir im Odenwald, statt in Bayern, ich würde d'rauf schwören, Wambolds wilde Jagd fahre dahin."

„Meint Ihr, Wambolds wilde Jagd sei nur im Odenwald? Der Wambold fährt hin, wohin er will," behauptete Michel. „Hu, — habt ihr eben die feurige Schlange gesehen? Hört ihr's in der Ferne knallen, dröhnen und bellen? Wahrhaftig, — Wambolds wilde Jagd!"

Sie saßen lauschend und spähend. Dumpf rollte es in der Weite, und über die Schanze hin brauste der Sturm.

„Was ist das?" sagte Jock, nach dem Walle deutend, wo die Geschütze lagen.

Sprachlos starrten die Drei nach einem Lichte, das bei den Feldschlangen umging. Jetzt fielen Hammerschläge. Die abergläubischen Landsknechte, von Schrecken über Wambolds wilde Jagd erfüllt und ohne Ahnung

dessen, was auf dem Walle geschah, schienen von Entsetzen gebannt. Auch den matten Waffenschimmer außerhalb des offenen Einganges gewahrten sie ebensowenig, wie die andrängenden dunklen Gestalten. Wahrscheinlich hätte Grimmeisen ungestört die Geschütze vernageln können, wären nicht einige Söldner durch die Hammerschläge geweckt worden. Gerade unterhalb der Schießscharte, in der Grimmeisen oben stand und den Hammer schwang, erhob sich vom Boden ein langer Mensch.

„Donnerwetter, — was ist denn das?“ rief eine rauhe Stimme.

„Auf, Gesellen, — auf, — der Feind!“ schrie gleichzeitig ein Anderer.

Die Schläfer erwachten, sprangen empor, taumelten schlaftrunken nach Wehr und Hellebarden, während die Trommel Sturm schlug, aber nur einige Wirbel. Ein Lanzenstoß streckte den Trommler zu Boden. An der Spitze seiner Mannen war Wambold in die Schanze gedrungen. Ein kurzer, aber blutiger Kampf entbrannte. Der Ueberfall geschah so unvermuthet und rasch, daß die meisten Hessen erschlagen wurden, bevor sie die Waffen ergreifen konnten. Auch die drei Räuber lagen todt um das Feuer.

Als der Letzte der Rotte stöhnend niedergesunken,

folgte dem Getümmel tiefe Stille. Selbst der Sturm schien inne zu halten auf seiner brausenden Bahn und die nächtliche That in der Schanze zu betrachten.

„Fertig!“ rief der Rothbart vom Walle. „Todt alle zwölf.“

Ebenso still und rasch, als sie gekommen, verließen die Wamboldsteiner den Ort und verschwanden in der Nacht.

Obschon die nächsten Zelte kaum zweihundert Schritte von der Schanze entfernt lagen, war der Ueberfall doch nicht bemerkt worden. Der Sturm hatte das Getöse verschlungen, oder in tausend Fetzen zerrissen, als inhaltslose Lautgebilde der Luft dahingetragen.

Da am folgenden Morgen die feindlichen Geschütze schwiegen und Wambolds kühne That bekannt wurde, erregte sie allgemeine Freude und Bewunderung. In großer Menge eilten die Krieger herbei, durch Zurufe und Lobpreisungen Wambold und dessen Begleitschaft feiernd.

Die Hünengestalt des Barones, vollständig gewappnet, stand vor der zweifachen Reihe seiner Mannen, die gemeldete Ankunft des Kaisers erwartend. Immer näher kommende Hochrufe verkündeten das Nahen des Monarchen, der es niemals unterließ, seltene Waffenthaten zu belohnen und auszuzeichnen. Von glänzendem Ge-

folge umgeben, erschien Carl V., stieg aus dem Sattel und trat, seine ohnehin majestätische Gestalt hoch aufrichtend, langsamen, feierlichen Schrittes vor Wambold. Grabesstille folgte dem Gesumme der Menge und aller Augen ruhten erwartungsvoll auf dem Kaiser.

„Baron Eberhard von Wambold!“ hob der Monarch mit lauter Stimme an. „Zu der langen Reihe mannhafter Thaten, die Ihr als ächter Ritter, zu Gottes Ehre und des heiligen Reiches Wohl, in Unserem Dienste vollbracht, habt Ihr eine neue gefügt. Jene feindlichen Geschütze, die uns großen Schaden gethan, habt Ihr vernichtet. Ob solcher kühnen That, in Gegenwart der Kriegsobersten und im Angesichte des ganzen Heeres, Euch rühmen und danken zu können, gereicht Uns zu aufrichtiger Freude. Es ist Euch nicht unbekannt, Baron Eberhard von Wambold, daß Wir Eure vielfachen Verdienste und Euren Heldenmuth durch hohe Reichsämter und Würden zu belohnen des festen Willens gewesen. Ihr jedoch habt die Erhebung abgelehnt aus Gründen, denen Wir Unsere Beistimmung und Achtung nicht versagen konnten. Auf Eurem angestammten Allodium zu walten, die Pflichten gegen Gott, gegen Kirche und Reich, gegen Eure Unterthanen gewissenhaft zu erfüllen, und durch Pflichttreue dereinst die unverwelkbare Krone himmlischer

Wonne zu erringen, ist das einzige Ziel Eures Strebens. Dessen müssen Wir Euch füglich rühmen! Gestattet Uns jedoch die Freude, zur Erinnerung an die jüngste Heldenthat Euch ein Andenken zu überreichen."

Der Kaiser nahm aus einem zierlichen Kästchen, das ein Hofbeamter ihm vorhielt, eine goldene Kette von sehr starker Gliederung. An der Kette hing eine goldene Schaumünze, mit dem emailirten Bildnisse der Patronin des heiligen Reiches. Der Monarch legte das Geschmeide dem Gefeierten um die Schultern. Zugleich umarmte und küßte er ihn.

„Mein trauter Waffenbruder," sprach Carl bewegt, „Gott schirme und erhalte Dich noch viele Jahre!"

Durch die kaiserliche Huld mächtig ergriffen und erschüttert, rang Herr Eberhard nach Fassung.

„Majestät," sagte er mit bebender Stimme, „herzinnigsten Dank für Alles!"

Die umdrängenden Krieger, welche durch Wambolds Auszeichnung sich selbst geehrt fühlten, brachen in stürmische Jubelrufe aus.

„Unser Kaiser hoch!" riefen die Deutschen, — „Vivat rex!" die Spanier.

Während Carl durch die Reihen der Wamboldsteiner schritt, für Jeden ein huldvolles Wort oder freundliches

Lächeln hatte, und Jedem zum Andenken eine große goldene Münze schenkte, beglückwünschten die Feldobristen den Helden.

„Ich muß Abbitte leisten, Herr Baron!“ sagte Herzog Alba. „Was ich für unmöglich hielt, habt Ihr mit unglaublicher Kühnheit dennoch ausgeführt. Fortan bin ich der Ansicht kaiserlicher Majestät, von dem deutschen Cid noch glänzendere Waffenthaten erwartend, als von dem spanischen.“

Der Kaiser trat eben aus der Reihe der Wambold-steiner hervor, als ein reitender Bote vom schaumbedeckten Pferde stieg und dem Monarchen ein versiegeltes Schreiben übergab. Carl erbrach sofort den Brief und las, während Aller Augen forschend auf seinem Gesichte ruhten, darin sich freudige Ueberraschung malte.

„Meine Freunde,“ sprach er lächelnd, „höchst erwünschte Kunde! Unsere niederländische Armee überschritt bei Mainz den Rhein und naht in Eilmärschen.“

Die Botschaft versetzte alle in die freudigste Erregung. Die Tage waren gezählt, vor der sechsfachen feindlichen Uebermacht hinter festen Stellungen sich verbergen zu müssen.

Die Bündischen hatten die Nachricht vom Anmarsche der Niederländer noch einige Stunden früher erhalten,

als der Kaiser. Die Vereinigung des anrückenden Heeres mit den Lagernden zu verhindern, brachen sie unverweilt auf und rückten bis Wemdingen vor. Graf Maximilian von Büren, der Anführer der Niederländer, nahm jedoch seinen Marsch nicht durch Schwaben; er zog auf Umwegen durch Franken nach Nürnberg und kam unbelästigt in das Lager vor Ingolstadt[1]).

Das kaiserliche Heer betrug jetzt fünfzigtausend Mann. Augenblicklich nahm Carl V. seine strategischen Bewegungen wieder auf. Zunächst trieb er die bündische Besatzung aus Neuburg. Dann erstürmte er Donauwörth, nahm Dillingen und Lauingen weg, und war nun vollkommen Meister an der Donau, während die Bündischen planlos hin und her zogen.

Die mächtigen Reichsstädte Ulm und Augsburg erkannten die Unfähigkeit der schmalkaldischen Bundeshäupter, und fürchteten das Strafgericht des schwer beleidigten Kaisers. Von Schrecken erfaßt und auf Abwehr des drohenden Rächers bedacht, rief Augsburg den Schärtlin und dessen Kriegsvolk zurück. Das Gleiche that Ulm.

Carl V. bezog eine feste Stellung bei Lauingen, wo

---

1) Schmidt, Bd. I, S. 95.

ihn die Schmalkaldischen noch weniger anzugreifen wagten, als bei Ingolstadt.

„Der Kaiser legt sich immer in solchen Vortheil, daß man ihm ohne große Gefahr nichts abbrechen kann," schrieb Ahasverus Brand aus dem Lager der Bündischen bei Giengen. „Es ist ein Krieg, darüber allen Menschen die Weile lang wird. So führen wir wohl so ein Leben mit Fressen, Saufen, Unzucht und Gotteslästerung, daß es nicht Wunder nimmt, wenn wir gestraft würden[1])."

Carl V., milde und schonungsvoll, vermied das Blutvergießen der Schlacht. Sein Plan ging dahin, ohne Menschenopfer den Sieg zu erringen. Bereits hatten seine strategischen Bewegungen die Rebellen lahm gelegt, und er sah deren bevorstehendes Auseinanderlaufen voraus.

Nach den oberländischen Städten verließ Kurfürst Johann das Feld. Es wurde ihm Kunde, sein Vetter, Herzog Moritz von Sachsen, sowie König Ferdinand, seien als Vollstrecker der Reichsacht in die Kurlande eingerückt. Da Herr Johann im Feldzuge keine Lorbeeren gepflückt, so wollte er wenigstens als Haupt des evangelischen Bundes seinen Eifer leuchten lassen. Auf seinem Rückzuge säuberte er gründlich alle jene Kirchen und

---

1) Voigt, Albrecht Alcibiades, I, 129.

Klöster, die sein Weg berührte. Dem Erzbischofe von Mainz erpreßte er dreißigtausend Goldgulden, ebenso brandschatzte er den Abt von Fulda und andere Prälaten. Frankfurt, die Freundin seines Nebenbuhlers, mußte ihm vierzigtausend Goldgulden zahlen. Der Reichsstadt Gmünd leerte er die Schatzkammer, darin sich einige Fäßer mit Gold befanden. Den Bürgern, welche dem Papstthum anhingen, raubte er „ihre Baarschaft, Kleinodien und was sie Gutes gehabt. Dazu hat er den Klöstern und anderen Geistlichen ihre Habe genommen, und in den Kirchen die Kelche, Monstranzen, Meßgewänder und dergleichen aufgeräumt.“ Von der festen Stadt Aschaffenburg verlangte er freien Durchzug, gegen Sicherheit des Eigenthums der Bürgerschaft, Kirchen und Klöster. Kaum öffneten sich ihm die Stadtthore, so brach der Kurfürst sein Wort, erpreßte eine Brandschatzung von vierzigtausend Goldgulden, ließ sämmtliche Klöster und Kirchen ausrauben und die Häuser der Bürger plündern. Außerdem wurden die Geistlichen barbarisch mißhandelt. Aerger noch waren die Gräuel auf dem platten Lande[1]).

„In solchen Kriegsthaten,“ spöttelt der zeitgenössische frankfurter Schöffe Glauburg, „war der Kurfürst groß.

---

1) Janssen, III, 580.

Andere, wie sie tapferen Fürsten, welche das Evangelium beschirmen wollen, gebührt hätten, hat man von ihm nicht vernommen. Auch nicht vom Landgrafen von Hessen, der so stark geprahlet."

Nach dem Abzuge der Sachsen wurde dem Landgrafen sehr bange. Unter Bedeckung von zweitausend Reitern machte er sich aus dem Staube. Des Kaisers Landsknechte sangen ihm nach:

Wo ist der lobliche Held aus Hessen,
Der Kaiser werden wollt?
Ist ihm schon nit gelungen
Die kaiserliche Kron,
So hat er doch viel Thunnen
Mit Gold geführt davon.
Kyrie, die Spanier sind im Land [1])!

So vernichtete des Kaisers geistige Ueberlegenheit, gleichsam ohne Schwertstreich, die hochfahrende Macht des evangelischen Bundes.

„Ganz Europa ward durch einen solchen Ausgang eines der wichtigsten Auftritte des ganzen Jahrhunderts in Verwunderung gesetzt," — berichtet der Geschichtschreiber Ignaz Schmidt.

---

1) Liliencron, IV, 371.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Kunde vom Siege des Kaisers lief durch das Reich und weckte in der Mark Wamboldstein unbeschreiblichen Jubel. Alle jene schrecklichen Folgen, die sich an die Niederlage des kaiserlichen Schirmvogtes für die Katholiken knüpften, traten nicht ein. Die Bekenner des alten Glaubens durften weiter leben in Deutschland, die Bewohner des Odenwaldes auch ferner ihres glücklichen, behäbigen Daseins sich freuen.

Für Alfred, den Brautwerber, war die ersehnte Stunde gekommen. An einem schönen Herbsttage, dessen klaren Himmel keine Wolke trübte, ritt er in Christophs Begleitung nach Froburg.

Elisabeth kannte längst die nun hinfällig gewordene Bedingung ihres Vaters, und Alfreds gegenwärtiges feierliches Wesen, sowie seine Befangenheit, verriethen den Zweck des Besuches. Doch vergeblich erwartete Herr

Christoph die Ansprache des Freiers. Bereits eine Stunde weilten sie hier, hatten sich am vorgesetzten Imbiß gelabt, der bekehrte Humpenheld schon einige Gläser des kostbaren Burgwassers getrunken, — und immer noch saß beklommen der Brautwerber. Nicht sowohl der bedeutungsvolle Schritt für das ganze Leben wirkte einschüchternd auf ihn, sondern die Ueberzeugung des Bescheidenen, weit über das Maß seiner Würdigkeit ein Kleinod zu begehren. Die blendende Schönheit Elisabeths, deren Augen heute ganz ungewöhnlich strahlten, ließ die Absicht dem ideal Empfindsamen sogar als kühne Vermessenheit erscheinen.

Bei allseitiger hochgespannter Erwartung stockte jeden Augenblick die Unterhaltung. Schließlich verlor Herr Christoph die Geduld.

„Wir sind eigentlich in höchst wichtiger Angelegenheit herüber gekommen," fing er an. „Ein junger Edelmann, dessen frommen Sinn und löbliche Tüchtigkeit für das Leben ich kennen und schätzen lernte, bewirbt sich um die Hand unseres Kindes," sprach er zu Frau Richmunde. „Bereits gab ich mein väterliches Jawort, — das Deinige wird hoffentlich nicht fehlen, liebe Hausfrau!"

„Wie kann ich das Jawort einem Werber geben, dessen Namen mir unbekannt?" erwiederte verständig die Burgfrau.

„Ah, — so, — ganz richtig!“ sagte Herr Christoph, mit einem ermunternden Blick auf den Freier. „Vermeinter Werber ist Baron Alfred von Wambold.“

„In diesem Falle bin ich vollkommen der Ansicht meines Gemahls, und freue mich über das Glück unseres Kindes,“ entgegnete Richmunde. „Da Ihr nun das Jawort der Aeltern besitzt, Herr Baron, so fehlt weiter nichts, als Elisabeths Einwilligung, die Ihr selbst erfragen möget.“

Alfred erhob sich und trat vor das Burgfräulein. Seine Wangen glühten, seine Beklommenheit streifte an Fassungslosigkeit, und er glich weniger einem Brautwerber, als einem vermessenen Bösewicht, der um Gnade fleht.

„Adeligstes Fräulein!“ hob er mit unsicherer Stimme an. „Eure ganz unvergleichlichen Vorzüge und tugendsame Weiblichkeit lassen mich die Vollendung aller Frauenwürde in Euch erkennen. Ein solches Kleinod zu besitzen, dem ich mit innigster Liebe und felsenfester Treue zugethan, bildet mein höchstes irdisches Glück. Darum verzeiht meine Kühnheit, wenn ich Euch bitte um Herz und Hand zum ehelichen Bunde.“

Sie hatte mit niedergeschlagenen Augen und lieblichem Erröthen seine Bitte angehört. Jetzt hob sie den

Blick, dessen glückstrahlende Lichter Gewährung verhießen.

„Da Eure Werbung nicht an mich gerichtet ist, Herr Alfred, sondern an die Vollendung aller Frauenwürde," sprach sie mit schalkhaftem Lächeln, „so wäre es keine geringe Anmaßung meinerseits, dieselbe anzunehmen. Aber im Bewußtsein meiner Geringheit, fühle ich mich namenlos glücklich, Eurer Wahl und Liebe gewürdigt zu sein. Da ich die gleiche Neigung mit Euch theile, so finde auch ich meine höchste Wonne hienieden in unserem ehelichen Bunde."

Der Sitte gemäß küßte er die Braut, und steckte ihr den Verlobungsring an. Auch die Aeltern küßten Tochter und Bräutigam.

„Das war hübsch, — gar feine Rede und Gegenrede!" rühmte Herr Christoph. „Seid glücklich, meine Kinder! Gott segne Euch. — Laßt Euch sagen, Herr Alfred, längst merkte ich, wie herzinnig meine Elsbeth Euch zugethan. Wie oft ging sie den weiten Weg von hier nach Wamboldstein, — nicht um meinetwillen. Hättet Ihr nicht geworben um Elsbeths Hand, sie wäre sicher Klosterfrau geworden."

„Eure Ansicht trifft zu, lieber Vater!" entgegnete sie ein reizendes Spiel von Ernst und Glückseligkeit in den

Zügen. „Ohne Alfred dünkte mir die ganze Welt öde, lichtlos und arm. Darum wäre ich ohne Alfred, abgestorben der Welt, reif zur klösterlichen Abgeschiedenheit.“

„Das Gleiche gilt von mir,“ sagte Alfred, jetzt nicht mehr beklommen, sondern berauscht von Freude. „Was könnte mir das irdische Leben sein, ohne mein Leben Elisabeth? Ein rauher Pfad der Pflichten, ohne Sonnenschein und Reiz. Verbunden aber für immer mit dem verkörperten höchsten Seelenadel, mit dem vollendetsten Gebilde der Schöpfung, mit dem hehren Wesen meiner unbegrenzten Liebe, — wird irdisches Wallen für mich eine Kette wonnesamer Tage sein.“

Herr Christoph vernahm mit leisem Kopfschütteln die Uebertreibungen des vom Glücke Trunkenen.

„Euer Herzensjubel ergötzt mich zwar, Herr Alfred, — auch Euer Lobpreisen meiner Else. Doch aber muß man vorsichtig sein, nichts Ueberschwängliches erwarten und mit den Füßen auf dem Boden bleiben. Wo Menschen, sind Fehler, — auch Elsbeth ist kein Engel. Ecken und Eigenheiten müssen eben christlichen Sinnes ertragen werden. Glaubt Einem, der's wissen kann, — im Eheleben wechseln sonnige mit regnerischen Tagen, linde Winde mit rauhen Stürmen. Es ist halt nichts voll-

kommen unter der Sonne, — was man nicht vergessen darf, will man nicht enttäuscht werden."

„Dank Eurer väterlichen Mahnung, Herr Christoph!" versetzte der junge Baron. „Kein Lebenspfad ohne Dornen, — gewiß! Aber jene Dornstiche, die mit Liebe empfangen und ertragen werden, schmerzen kaum. Leidet auch meine Auffassung des heiligen Ehestandes durch das Gepräge des Ueberschwänglichen, so ist doch eine erhabene Auffassung der Gattenliebe weit besser, als eine niedrige. Auch stimmt diese Anschauung mit dem Geiste der christlichen Ehe zusammen. Nach Gottes Anordnung ist die Ehe gegründet auf wechselseitige Liebe und Treue, verbunden mit vielseitigen und schwerwiegenden Berufsaufgaben, denen nachzukommen, verfliegender Sinnenrausch und tändelnde Schwärmerei nicht ausreichen. Da nach Gottes Gebot eheliche Liebe und Treue heilige Pflichten sind, die nicht verletzt werden können ohne Untreue gegen den Allerhöchsten, so wird hiedurch die gegenseitige Liebe gefestigt und geschirmt gegen Wankelmuth. Nach solchen Anschauungen in den heiligen Ehestand zu treten und darin zu beharren, bin ich des unerschütterlichen Willens."

Beifällig nickte Herr Christoph.

„Das Glück in solchem Geiste zu erfassen und zu ge-

nießen, ist weise, — begründet auch des Glückes Beständigkeit," sprach er.

Einige Wochen nach der Verlobung kehrte Wambold mit seinen Mannen, von denen er keinen verloren, in die Heimath zurück. Nach den ersten Freuden des Wiedersehens, die im engen Familienkreise genossen wurden, saß Herr Eberhard mit seinem Stellvertreter allein. Ueber alle Vorgänge während seiner Abwesenheit ließ er sich genauen Bericht erstatten. Zur Verlobung gab er freudig seinen väterlichen Segen. Mit Staunen vernahm er Froburgs gründliche Bekehrung und die merkwürdigen Umstände, welche dieselbe begleiteten. Am folgenden Morgen sprach er den Gefangenen der Haft ledig, und bat in warmen Worten um dessen Freundschaft.

„Ganz der Eure mein Leben lang!" sagte bewegt der Ritter. „Verzeiht meine vormalige böse Gesinnung und alle Unbilden wider Euch, — sie reuen mich, und beschämt stehe ich vor Eurer gar großen Güte. Herr Eberhard, edler, hochherziger Mann, nächst Gott verdanke ich Euch meine Umkehr vom Wege des Verderbens, meine zeitliche Wohlfahrt, mein erstrebtes ewiges Heil. Euer christliches Schalten und Walten, — Euer friedvolles Familienleben, — Euer Berufseifer, — Euer frommer Sinn, sind mir eindringliche Prediger gewesen. Zum Vorbilde seid Ihr

mir geworden, dem ich fürderhin zu folgen gelobt. Die Herrschaft Froburg, an den Rand des Verderbens gebracht durch mich Abtrünnigen, der nach den Freiheiten des neuen Evangeliums seine Bauern und sich selbst zu Grunde richtete, — die Herrschaft Froburg wird künftighin glücklich sein, weil deren Bewohner geistig genährt und geleitet werden durch die göttlichen Lehren unserer heiligen Mutter. Es ist wahr, — hab's erfahren: Außer der Kirche kein Heil!"

Im nächsten Frühjahr wurde die Vermählung zwischen Alfred von Wambold und Elisabeth von Froburg in glänzender Weise gefeiert. Für die ganze Mark war Festtag. Nach dem Levitenamte und der Einsegnung des Brautpaares durch Prior Engelhard, strömte die anwesende Volksmenge nach dem weitgedehnten Anger der Waffenübungen. Dort waren in endlosen Reihen Tische und Bänke aufgestellt, an verschiedenen Punkten Feldküchen errichtet, wo die geschlachteten Mastochsen, Kälber und Schweine gesotten und gebraten wurden. Grimmeisen, der Rothbart, und jene Fünfzig, die in den schmalkaldischen Krieg gezogen, saßen beisammen an einem Tische, silberne Kettlein um den Hals, daran die vom Kaiser geschenkten großen Goldstücke als Schaumünzen baumelten. Zum Festtrunk hatte die freiherrliche Brauerei ein gar

feines Bier gesotten, das in mächtigen Krügen auf den Tischen stand, die Durstigen zu laben.

Nach dem Mahle saßen Männer und Frauen in trautem Geplauder an den Tischen, oder standen in Gruppen umher, während die erwachsene Jugend um vier Maienbäume Ringtänze begann. Vier schwere Hämmel, mit vielfarbigen Bändern geziert, bildeten die Preise für die vom Zufall begünstigten Tänzer.

Als die beiden Familien Wambold und Froburg, umgeben von adeligen Gästen, auf dem Festplatze erschienen, empfingen sie brausende Hochrufe. Sein glückliches Gemahl am Arm, verkehrte Herr Eberhard in leutseliger Weise mit seinen Grundholden, gewahrte aber bald, daß nicht er heute den Anziehungspunkt allgemeiner Aufmerksamkeit bilde, sondern Elisabeth. Ihre Schönheit und Anmuth, ihr glückstrahlendes Antlitz und holdseliges Lächeln, rissen die Festgäste zur Bewunderung hin. Wo sie erschien, verstummte jede Unterhaltung. Der Anblick der Herrlichen im Brautschmuck war ein so überwältigender, daß bei ihrem Anschauen die Leute Alles vergaßen. Dann saßen Alfred und Elisabeth eine gute Weile bei der Großmutter, die bald weinte, bald lachte, unfähig, ihre Gefühle in Worte zu fassen.

Herr Christoph unterhielt sich mit einigen seiner

Bauern, die zum Feste geladen waren. Er sprach mit Wärme und einigem Verständniß vom Landbau, wies auf manche Pläne hin, Wohlstand und Gedeihen der Herrschaft zu fördern, so daß sich die lauschenden Bauern höchlich wunderten, wie aus dem leichtfertigen Humpenritter ein dermaßen vernünftiger und besorgter Grundherr geworden.

Obwohl an Speisen und Getränken Ueberfluß, wurde doch in keiner Weise der Unmäßigkeit gefröhnt. Es herrschte heitere Laune, aber es gab keine Räusche. Abgesehen vom göttlichen Gebote, kannten die Bauern ihres Barones Sittenstrenge, und wußten, daß jede Ausschreitung ihn sehr schmerzlich berühren würde.

Als am Abend die Aveglocke läutete, verkündete sie zugleich den Schluß des Festes. Die Gäste zogen heimwärts, und jeder durfte von Kuchen und Braten nach Belieben sich wählen.

Die Neuvermählten nahmen ihren Sitz zu Froburg. Auf Christophs Bitte unterzog sich Alfred jetzt schon der Verwaltung einer Herrschaft, die ihm durch seine Verbindung mit der Erbtochter zufiel. So wurde in Froburg dieselbe umsichtige Wirthschaft eingeführt, wie sie zu Wamboldstein bestand, und auch mit den gleichen Erfolgen. Der Wohlstand hob sich von Jahr zu Jahr.

In Verbindung mit der segenvollen Wirksamkeit der Kirche, arbeitete Alfred unermüdlich an der sittlichen und ökonomischen Hebung seiner Bauern, die ihn liebten und segneten.

Zwischen Wamboldstein und Froburg waltete der lebhafteste und innigste Familienverkehr. Herrn Eberhard freuten ungemein Tüchtigkeit und Glück seines Aeltesten, dem Elisabeths unwandelbare Liebe die Anstrengungen des Berufes versüßten. Selten trübte ein rasch vorüberfliegendes Wölkchen den sonnigen Himmel ehelichen Friedens. Der Familiengeist der Wambold hatte zu Froburg Boden gefaßt, belebend, sittigend, beglückend. Und dieser Familiengeist, hervorragend durch seltene Treue und Begeisterung für die Kirche, leuchtend durch Berufstüchtigkeit und Adel der Gesinnung, lebt und wirkt fort in der heute noch blühenden Familie Wambold.

Herr Christoph erreichte ein hohes Alter, schaukelte seine Enkel auf den Knieen und hielt fest an seiner geschworenen Feindschaft gegen den Wein. Er trank nicht einen Tropfen mehr.

Der weitere Verlauf des schmalkaldischen Krieges gehört der Weltgeschichte an. Im folgenden Jahre wurde Kurfürst Johann von Sachsen bei Mühlberg geschlagen und gefangen. Der Kaiser schenkte ihm das verwirkte

Leben, entzog ihm die Kurwürde und verlieh dieselbe dem Herzoge Moritz von Sachsen.

Der Landgraf ergab sich ohne Schwertstreich. Auch ihm erließ der Kaiser die wiederholt verdiente Todesstrafe, hielt ihn aber zwei Jahre lang gefangen. Nach wiedererlangter Freiheit kehrte völlig verändert der Landgraf nach Hessen zurück. Aus dem reichsverrätherischen Wühler und raubsüchtigen Kirchenfeind war ein besonnener Mann geworden, der fürderhin allen Umtrieben wider Kaiser und Reich fern blieb.

Carls V. Siege öffneten zugleich den Kerker Heinrichs von Braunschweig und gaben diesem überzeugungstreuen, opfermuthigen, katholischen Fürsten das angestammte Herzogthum zurück.

Buchbinderei
Landshut

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wambold

Bd.: 2.

1889

P.o.germ. 1814 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675804-4